3 1761 07486949 6

# Ricarda Huch

# Der große Krieg in Deutschland

## 2

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dergrossekriegin02huch

# Der
# große Krieg in Deutschland

Dargestellt
von
Ricarda Huch

Zweiter Band
Der Ausbruch des Feuers
1620—1632

133670
24/8/14

Im Insel-Verlag zu Leipzig 1912

PT
2617
U28G7
Bd. 2

Es war Ende Januar, als die Reisekutsche des flüchtigen Königs von Böhmen, so schnell wie möglich durch die schlammige Straße stolpernd, in Wolfenbüttel einfuhr. Seit zwei Tagen fiel dünner, gleichmäßiger Regen, der den Schnee weggeschwemmt hatte, nur im Schutze weit übergreifender Dächer lagerte hier und da noch ein übriggebliebener, verschmutzter Haufen. Die leeren Gassen glichen Röhren oder Schläuchen, durch die Wasser lief; nur daß sie je länger desto schmutziger wurden. Im Schlosse saß die Herzogin Anna Sophie am Fenster und sah ein paar großen alten Schweinen zu, die mit ihren Rüsseln in Dreck und Abfällen wühlten, und ihr unregelmäßiges, kluges Gesicht verzog sich zu einem schadenfrohen Lächeln, als die anfahrenden Pferde vor den grunzenden Bestien, die ihnen zwischen die Beine liefen, scheuten und dadurch den Wagen des Böhmenkönigs beinahe zu Falle brachten. Als die Schwester Georg Wilhelms, des nunmehrigen Kurfürsten von Brandenburg, der eine Schwester Friedrichs von der Pfalz zur Frau hatte, war sie mit diesem verschwägert, während ihr Mann ein Vetter der Elisabeth war, da sie beide von dänischen Prinzessinnen, Schwestern des Königs von Dänemark, abstammten. Auf diese nahen verwandtschaftlichen Beziehungen gründete Friedrich die Hoffnung auf Beistand und war sehr enttäuscht, den Herzog nicht daheim zu finden; denn er wußte, daß Friedrich Ulrich, der etwas schwachsinnig war, sich leicht beeinflußen ließ; zu seiner Schwägerin, der Herzogin, dagegen hatte er kein Zutrauen. Der Herzog komme erst in drei Tagen wieder, sagte sie, indem sie die schmutzigen Fußspuren betrachtete, die ihr Gast beim Eintreten hinterließ; wenn er ihn erwarten wolle, müsse er inzwischen mit ihr vorliebnehmen. Ob die Herzogin-Mutter auch nicht da sei? fragte Friedrich.

Nein, Gott sei Dank, die alte Scharteke traue sich nicht her,

wenn ſie allein da ſei, antwortete Anna Sophie, ſie möchte es ihr auch nicht raten. Sie langweile ſich zwar toll und voll, das ſei aber doch beſſer, als ein böſes Luder um ſich zu haben.

Ob ſie denn ſo böſe ſei? fragte Friedrich neugierig. Das habe er nicht gewußt. Ihre Schweſter, die verſtorbene Königin von England, ſei zwar ein grobes Vieh geweſen, habe ihre Tochter Eliſabeth, ſeine Frau, mißhandelt und ſich öffentlich über ihren Mann, den König, luſtig gemacht.

Sie werde gewußt haben warum, ſagte die Herzogin, kurz auflachend, der ſei auch ein Trottel wie ihrer. Den habe jetzt ſeine eigne Mutter von der Regierung bringen wollen, um ihren Liebling, den Chriſtian, in den ſie vernarrt ſei, ins Neſt zu ſetzen. Da wären ihrem Mann endlich die Augen über ſeine Mutter aufgegangen, jetzt dürfe ſie ſich eine Zeitlang nicht in Wolfenbüttel blicken laſſen.

Er habe in Berlin davon munkeln hören, es aber nicht glauben wollen, ſagte Friedrich; ob denn Chriſtian damit einverſtanden geweſen ſei?

Freilich, ſagte die Herzogin, der ſpiele immer mit ſeiner Mutter unter einer Decke, ſolange es gegen ſeinen Bruder gehe. In Wolfenbüttel wäre er zwar doch nicht geblieben, da ſei es ihm viel zu langweilig, ihm ſei es nur um das Geld zu tun. Die Domherren von Halberſtadt wären ſcharf, ließen ihn nicht nach Belieben ſtehlen und rauben, darum habe er immer Händel mit ihnen. Mit den hieſigen Räten habe er geglaubt ſich beſſer zu verſtehen, das ſei auch eine Diebsbande; aber denen ſei ein Trottel wie ihr Mann viel lieber, und Chriſtian habe ſchimpflich abziehen müſſen.

Was denn Chriſtian vorhabe? fragte Friedrich, wozu er ſo viel Geld brauche? Nun, ſagte die Herzogin boshaft, das werde er, Friedrich, wohl am beſten wiſſen. Chriſtian wolle ein Kriegsheld ſein, habe ſich ja ſchon vor zwei Jahren von

den Böhmen wollen anwerben laſſen, es ſei aber nichts geworden, ſie hätten wohl Wind bekommen, was für ein Käſeritter das ſei, er verſtehe ja nichts vom Kriegsweſen. Letzthin habe er Sold von den Generalſtaaten genommen, ſei auch mit unten in der Pfalz geweſen, aber unverrichteter Sache wiedergekommen. Wenn ſie ſeine Mutter wäre, würde ſie ihn gehörig aushauen und dann in die Ecke ſtellen. Weil er als Knabe von Vater und Mutter nicht ordentlich mit der Rute geſtrichen ſei, hole er ſich jetzt ſeine Schläge draußen, werde wohl einmal genug bekommen.

Sie hatte ſich erhitzt, und ihre Augen funkelten feindſelig, um ſo mehr, als ſie bemerkte, daß es Friedrich beluſtigte. Seine Mutter habe doch Geld genug, ſagte er; warum ſie ihn eigentlich nach Wolfenbüttel habe rufen wollen?

Damit der lieben Juſtiz aufgeholfen werde, ſagte die Herzogin höhniſch, als ob es in Halberſtadt anders zugehe als in Wolfenbüttel. Sie gäben eben alle ſchlechtes Geld aus und leerten hernach den Leuten die vollen Taſchen unter dem Vorwande, daß es verbotene Münze ſei. Der wahre Grund ſei, daß ſie in ihn vernarrt ſei und gedacht habe, er werde als regierender Herzog vom Kriegsweſen laſſen. Sie wollte ihn bei ſich im Lande behalten und beten laſſen, darum rücke ſie kein Geld heraus. Er ſolle nur nicht etwa glauben, wendete ſie ſich mit ſchadenfrohem Lachen zu Friedrich, daß er etwas von ihr erlange, ſie halte es mit dem Kaiſer wie ihr verſtorbener Mann.

Gott ſei's geklagt, ſagte Friedrich, ſeit er im Unglück ſei, wolle alles kaiſerlich ſein, Unglück und Armut gelte nicht als vornehm. Der Herzog habe ſich doch früher ſo redlich gegen ihn erklärt, habe von der ſpaniſchen Tyrannei nichts wiſſen wollen, er habe ihn für einen guten proteſtantiſchen deutſchen Fürſten gehalten.

Nun, sagte die Herzogin spitz, wenn er nur diejenigen für rechte deutsche Fürsten halten wolle, die sich zu ihm gegen den Kaiser schlügen, so sehe es windig im Reiche aus. Friedrich solle sich nicht so viel einbilden; der Satan habe ihn geritten, daß er sich mit den lausigen Böhmen eingelassen habe, nun liege er im Dreck. Sollten sich andere dazustellen, daß sie auch noch einen Schmutzkübel über den Kopf bekämen? Der Denkzettel bekomme ihm wohl, er solle sich wieder sauber machen, dann werde man es ihm nicht nachtragen.

Die Herzogin unterhielt ein Liebesverhältnis mit dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der damals unter dem Kaiser diente, und vertrat deshalb mit besonderem Nachdruck diese Partei. Ihr Bruder, der Kurfürst von Brandenburg, fuhr sie fort, habe ihn auch weitergeschickt und habe recht gehabt. Ob er etwa geglaubt habe, ihr Mann sei ein Simson oder Herkules? Ihr Mann gehöre zu den Hunden, die jedem nachliefen, der ihnen den Wurstzipfel zeige. Im vorigen Jahr wären die kaiserlichen Gesandten bei ihm gewesen und hätten ihm nicht einmal lange zusprechen müssen. Friedrich werde sehen, wie gut er sein Sprüchlein von der Reichstreue und dem lieben Frieden aufsagen könne. Sie freue sich nur wegen der großmäuligen Pfaffen, die immer dreinreden wollten.

In der Tat begrüßte zwar Friedrich Ulrich seinen flüchtigen Vetter freundlich, fing aber sogleich von der notwendigen Neutralität zu sprechen an, und daß Friedrich darauf sehen müsse, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Der Kaiser habe eine Gesandtschaft an ihn abgelassen, vornehme und ehrbare Leute, die hätten auf Ehrenwort versichert, daß es in der böhmischen Sache nicht um die Religion gehe, es sei nur Krawall und Rebellion gewesen, wie es dort unten im Schwange sei, und woran des Kaisers allzu große Klemenz

schuld sei, die die Leute übermütig mache. Nachdem es so sei, hätte sich Friedrich in eine so verfängliche Sache nicht einlassen sollen; warum er es eigentlich auch getan hätte? Er habe oft darüber nachgedacht, könne es aber durchaus nicht begreifen. Die Pfalz ernähre ihn doch fürstlich und reichlich, der Teufel müßte seinen Schwanz darin gehabt haben, anders könne er es sich nicht einbilden, oder er hätte schlechte Räte. Er solle nun förmlich auf Böhmen verzichten und froh sein, daß er so davonkomme, die Hussiten schienen ja gefährlicher zu sein als Spanier und Türken.

Friedrich wurde mit jeder Stunde, die er sich in Wolfenbüttel aufhielt, niedergeschlagener, er hatte nicht für möglich gehalten, daß man ihn so verlassen könne, und wußte sich nicht hineinzufinden. Wohin er kam, sagte man ihm, sein reicher, mächtiger Schwiegervater sei der nächste, etwas für ihn zu tun, wenn der sich weigere, müßte wohl etwas Unrichtiges an der Sache sein. Es war ihm unleidlich, die guten Lehren und klugen Reden anhören zu müssen, wie töricht er gehandelt und daß er sich sein Unglück selbst zuzuschreiben hätte, und er fühlte eine brennende Ungeduld, wieder in eine gebührende Stellung zu kommen, wo er anerkannt und gefeiert würde. Doch hörte er mit gefälliger Miene zu und versprach dem Herzog, daß er auf Böhmen verzichten wolle, woran ihm nichts liege; aber dem Kaiser sei es darum gar nicht zu tun, sondern er reiße seine Erblande an sich, auf die er doch keinerlei Recht habe.

Das könne er sich doch nicht denken, daß der Kaiser sich an der Pfalz vergreifen werde, sagte Friedrich Ulrich; sowie Friedrich sich gehorsam erweise, werde alles ins reine kommen.

Inzwischen habe Spinola schon die ganze Unterpfalz eingenommen, sagte Friedrich, und die Spanier pflegten nicht loszulassen, was sie einmal in den Zähnen hätten.

Ja, die Spanier könne er auch nicht leiden, sagte Friedrich Ulrich; aber das sei gewiß nur provisorisch.

Ob denn die Acht schon verhängt sei? fragte die Herzogin lächelnd.

Es scheine nicht mehr weit davon zu sein, sagte Friedrich; aber das habe ja nichts auf sich. Das sei gar keine rechtmäßige Acht, die könne der Kaiser ohne die Kurfürsten nicht über ihn verhängen.

Es sei aber doch eine kitzlige, sehr kitzlige Sache, sagte Friedrich Ulrich ängstlich; wenn er nur nicht auch noch in so etwas hineinpatschte. Sein Bruder Christian sei gar zu waghalsig, unversehens werde er den Kopf in der Schlinge haben.

Nun, sagte Friedrich beschwichtigend, das gäbe dem Kaiser noch kein Recht gegen ihn, und Christian sei sein jüngerer Bruder, den werde er doch regieren können.

Ach Gott, klagte Friedrich Ulrich, er habe doch auch ein Gewissen und sei lutherisch, und seine Pfaffen hielten ihm vor, der Kaiser wolle ganz Deutschland mitsamt dem niedersächsischen Kreis dem römischen Antichrist in den Rachen jagen, auch alle norddeutschen Stifter an sich ziehen, und wenn das wahr wäre, könne er doch nicht ruhig zusehen. Und was Christian anbelange, so könne er einmal nicht ruhig sitzen, der von Marenholz sei schuld daran, seine Mutter habe es auch gesagt, Christian sei als Kind gut und fromm gewesen, habe ihm immer dem schuldigen Respekt bewiesen, aber der von Marenholz reize ihn zu allem Bösen, habe sogar einen Advokaten bei sich und werde Christian gewiß zuletzt noch dem Teufel verpfänden.

Wer ihn dem Teufel verpfändet habe, sagte die Herzogin hämisch, sei seine Mutter, indem sie ihn so gottlos verhätschelt habe. Es mache einem fast Bauchweh, das abgöttische

Weſen der beiden mit anzuſehen, die Früchte davon ſchmeckten dann freilich ſauer und bitter.

Als Friedrich ſeine Reiſe nach den Niederlanden fortgeſetzt hatte, erſchien am Wolfenbüttler Hofe Chriſtian Wilhelm, der Adminiſtrator von Magdeburg, Vetter der Herzogin und Schwager des Herzogs, mit deſſen Schweſter er verheiratet war, in Sorgen, ob etwa Friedrich Ulrich ſich auf die Seite des flüchtigen Böhmenkönigs habe ziehen laſſen. Der Pfälzer, ſagte er, ſoll ſeine Suppe allein auseſſen, er, Chriſtian Wilhelm, halte den Kaiſer für den wahren Hort des Reiches, und der Teufel ſolle ihn holen, wenn er je vom Kaiſer abfiele. Der Hoë in Dresden habe kürzlich ſchön gepredigt, daß die Fürſten um den Kaiſer ſtehen ſollten wie die Erzengel vor dem Thron Gottes, die Tränen wären ihm darüber aus den Augen gelaufen, und er habe ſich daraus abgezogen, daß der Pfälzer dem Luzifer zu vergleichen ſei und billigerweiſe in den Abgrund fahre. Er hoffe nur, Chriſtian von Halberſtadt, des Herzogs Bruder, werde ſich beizeiten von ſeinen rebelliſchen Umtrieben abwenden laſſen, daß er den Herzog nicht noch mit ins Verderben reiße.

Friedrich Ulrich war erſchrocken und gerührt, als er ſeines Schwagers Augen in feuchter Begeiſterung glänzen ſah; aber ſeine Frau ſagte trocken, ihr komme es ſo vor, als ſei Chriſtians Treiben Chriſtian Wilhelm nicht einmal ſo unlieb, denn er habe ja längſt ein Auge auf das Bistum Halberſtadt und meine vielleicht, er könne es erſchnappen, wenn Chriſtian es verwirke.

Der Adminiſtrator errötete und ſagte, er hätte nie gedacht, daß verwandte Häuſer eine ſolche Meinung von ihm hegten. Ja, damals, als der Biſchofsſtuhl erledigt geweſen ſei, habe er ſich darum beworben, weil es ſich ſo gut zum Bistum

Magdeburg geschickt hätte, und er glaube sagen zu dürfen, daß er tauglicher dafür gewesen wäre als der Hansdampf und Strudelkopf Christian. Er sei aber freundvetterlich zurückgetreten, als Christians Mutter das Bistum für ihren Sohn ersteigert hätte, der Schaden sei ja auch für das Bistum größer als für ihn gewesen. Ob sie sich nicht denken könnten, daß das Turnieren mit den präpotenten Domherren und einer geschwollenen Stadt mehr eine Tragödia als eine Komödia für einen Fürsten sei?

Darum sei ihm wohl ein gewisses mächtiges Kurfürstentum lieber, sagte die Herzogin, ihn dreist anlächelnd. In Berlin bei ihrem Bruder gehe die Rede, der Kaiser habe ihm Brandenburg samt dem Kurhut versprochen für den Fall, daß der Kurfürst abtrünnig werde und sich die Acht auf den Hals ziehe.

Nein, das gehe zu weit, rief der Administrator, womit er so etwas von verwandten Häusern verdient habe! Ob er seinem Vetter, dem Kurfürsten, seine Treue und Liebe nicht hundertfach bezeugt habe! Wenn einige von des Kaisers Dienern aus allzu ungestümer Ergebenheit gegen das Reichsoberhaupt ihm solche Anträge gemacht hätten, so sei das nicht seine Schuld, er sei nicht darauf eingegangen, habe sie nicht einmal verstehen wollen. Das sei der Lohn seiner Redlichkeit, schluchzte er, er gehe von Hof zu Hof, um alle zur Treue gegen den Kaiser zu ermuntern; aber die Lästerzungen könnten nicht ruhen, er sehe nun wohl, daß man Falschheit und Hinterlist gebrauchen müsse, um wohl angesehen zu sein.

Ja, sagte Friedrich Ulrich, das sei doch auch ein wunderliches Gerede, er verstehe gar nichts davon, man könne doch Fürstentümer nicht verhandeln und ausbieten wie alte Hüte. Christian Wilhelm solle nur die Augen trocknen, er halte ihn für einen frommen, unschuldigen Fürsten, der es gewiß

nicht böse gemeint habe. Er solle doch nun auch seinem Bruder Christian das Gewissen rühren, damit er der kaiserlichen Majestät seine Pflicht erweise.

An den sei schon genug herangeschwatzt, sagte die Herzogin. Besser wäre es, die Generalstaaten ordentlich aufs Maul zu schlagen; denn ein Pfeifen von den Banditen mache ihn besser tanzen als eine Predigt von ehrlichen Leuten.

Mit diesen Worten hatte die Herzogin ein ergiebiges Fach im Bewußtsein ihres Mannes berührt, und er brach in laute Klagen über die Generalstaaten und die Hansestädte aus, die an allem Unglück auf Erden schuld und gottverfluchte Rebellen und Schweizer wären, sich gegen die Fürsten verschworen hätten und sie auch gewiß allesamt umbringen würden, wenn Gott sie nicht beschützte. Das habe sein hochseliger Vater auch gesagt, es habe ihn aber niemand hören wollen, und sie würden es noch bereuen. Es sei jedermann bekannt, was für uralte, unzweifelhafte Rechte er an die Stadt Braunschweig habe, und er würde die Widerspenstige leicht bezwungen haben, wenn die Generalstaaten und die Hansestädte ihr nicht zuhielten. Er müsse sich nur wundern, daß Gott so lange Geduld mit solchen Frevlern habe und sie nicht längst wie Sodom und Gomorra mit Schwefel begossen und von der Erde vertilgt habe.

Ja, sagte Christian Wilhelm gedankenvoll, sein Schwager habe recht, es gehe je länger je mehr greulich auf Erden zu, und was für Gründe Gott habe, so lange mit der Strafe zuzuwarten, könne er sich auch nicht einbilden. Er sei jetzt am sächsischen Hofe gewesen, da habe er eine seltsame und fast unglaubliche Geschichte gehört, die sich in Frankreich zugetragen habe. Da sei nämlich ein Mann aufgetreten, der habe sich ungescheut als ein Atheist vorgestellt, indem er öffentlich gelehrt habe, es gebe keinen Gott, die Welt

bestehe aus sich selbst, und was man von einem solchen seit Jahrhunderten gepredigt habe, sei nichts als Phantasmagorie und Aberglauben.

Die Herzogin, welche auf eine verliebte oder blutige Hofgeschichte gespannt gewesen war, zuckte die Achseln und sagte, das komme davon her, daß man dem Pöbel zuviel Freiheit lasse, außerdem hätte man den Narren ja leicht aus der Bibel heimschicken können.

Das sei auch geschehen, sagte Christian Wilhelm; bevor er verbrannt worden sei, hätten ihn die gesamte Geistlichkeit und hohe Fakultäten ausgefragt und ihm vorgehalten, die Wahrheit leuchte doch so schön aus jedem Würmlein und Blättlein hervor, auch der Ungelehrte müsse ja einsehen, daß die Regelmäßigkeit der wechselnden Jahreszeiten, das richtige Aufziehen der Sterne, die vernünftige Anordnung der Eingeweide im tierischen und gar menschlichen Körper und mehr dergleichen nicht von ungefähr kommen könne; wer denn nach seiner Meinung das alles gemacht habe? Darauf habe der Elende geantwortet: „Regina Natura", welches aber auch sein letztes Wort gewesen sei, indem man nicht länger gezögert habe, ihm die gottlose Zunge mit einem glühenden Zänglein auszureißen, damit dergleichen ärgerlichen Blasphemien ein für allemal der Ausgang verstopft werde.

Regina Natura? wiederholte Friedrich Ulrich, indem er den Erzähler erschrocken und ratlos ansah, ob es denn eine Person dieses Namens gebe?

Gott bewahre, sagte Christian Wilhelm, es sei damit schlechtweg die Natur gemeint, der doch nur Heiden oder Gottesleugner einen Platz neben Gott einräumen könnten, als welcher allein und unvergleichlich regiere. Da könne man ebensowohl katholisch sein und die Mutter Maria und

die Heiligen anbeten, die nach Ansicht der abergläubischen Papisten denselben Rang wie Gott einnähmen.

Friedrich Ulrich schüttelte den Kopf und sagte, er könne es sich durchaus nicht reimen, was für unverständige und böse Leute es gebe; es müsse wohl eine Sündflut im Anzuge sein, wovon man ja auch schon allerlei Anzeichen habe.

„Dabei möchtest du wohl den Noah spielen," sagte die Herzogin mit einem spöttischen Lachen, in welches die beiden Herren einstimmten. Wenn er aber hernach die Erde wieder bevölkern wolle, müsse er ein wenig besser arbeiten, sagte Christian Wilhelm, auf des Herzogs Kinderlosigkeit anspielend mit einem halb schadenfrohen, halb lüsternen Seitenblick gegen die Herzogin. Diese schwieg und lächelte rätselhaft, während sie dachte, wie willkommen ihr eine Sündflut sein würde, die ihren Mann, vielmehr den schwachen Dummkopf, der diesen Titel führte, mitsamt seiner Mutter verschlänge und ihr die Freiheit gäbe, sich einmal durch und durch am Leben zu sättigen.

Schon im August des Jahres 1620 war der spanische Feldherr Ambrosius Spinola am Rhein erschienen und hatte sich still und eilig der Unterpfalz bemächtigt. Mit ihm zogen Mönche und Jesuiten, die an jedem Ort eine oder mehrere Kirchen in Besitz nahmen, den katholischen Gottesdienst einrichteten und Klöster begründeten. Die Jesuiten pflegten überall die Kirchenbücher durchzulesen und sich bei den Kirchendienern nach allen Umständen zu erkundigen, durch die etwa das kirchliche Wesen zu neuem Aufblühen gebracht werden könnte, und so erfuhren sie in Oberwesel, daß sich dort Reliquien des heiligen Werner befinden müßten, dessen Verehrung im Laufe der Zeit in Abgang gekommen und vergessen sei. Hiervon wurde Spinola in Kenntnis gesetzt,

von dem man wußte, daß er sich für Heiligenverehrung interessierte und Reliquien sammelte, und der auch Befehl gab, der Sache nachzuforschen. Mit vieler Mühe wurde von der Geschichte dieses Werner folgendes in Erfahrung gebracht: Vor Jahrhunderten war einmal ein verwahrloster Knabe nach Oberwesel gekommen, welcher entweder seinen Eltern davongelaufen oder von ihnen weggejagt war, und der, halbverhungert, von einem Juden und seiner Frau in Dienst genommen wurde. Wie er sich dort aufführte und behandelt wurde, darum bekümmerte sich niemand; indessen geschah es nach einigen Monaten, daß er vermißt und daß später von Schiffern sein Leichnam aus dem Rheine aufgefischt wurde. Die Juden gaben an, daß sie ihn mit einigen Kreuzern zu einem Einkauf ausgeschickt hätten, und daß er nicht wiedergekommen sei; ob er nun das Geld verloren oder vergeudet und sich aus Furcht vor Strafe versteckt hätte oder weggelaufen und dabei verunglückt sei, das wollten sie nicht entscheiden, und niemand konnte es feststellen.

Plötzlich aber wurde die Angabe ganz und gar in Zweifel gezogen, und die Juden sollten anstatt dessen den Knaben geschlachtet haben, um mit seinem Blute Zauberei zu treiben, gegen welche Behauptung kein Leugnen und Verteidigen half, und wofür sie miteinander verbrannt wurden.

Vom ganzen Rhein her kam der Adel und das Volk, um die Leiche des armen kleinen Märtyrers anzubeten, der nun in der Kirche mit großer Feierlichkeit beigesetzt wurde und Wunder tat.

„Warum war es nicht ein Mädchen?“ fragte Spinola kurz, nachdem die Jesuiten ihm diese Geschichte vorgetragen hatten; denn er hatte eine besondere Verehrung für die heilige Jungfrau und weibliche Heilige überhaupt. Sie entschuldigten sich und sagten, nach allem, was sie gehört hätten,

ſcheine es durchaus ein Knabe geweſen zu ſein. Freilich geſtanden ſie zu, daß ſich nicht feſtſtellen ließe, ob der Knabe wirklich vom Papſte kanoniſiert, alſo heilig geſprochen ſei, doch glaubten ſie es aus der Tatſache der großen Verehrung genugſam ſchließen zu dürfen, womit Spinola auch einverſtanden war. Er ordnete an, daß mit allen Mitteln und Koſten den Gebeinen gründlich nachgeforſcht werde, was ſogleich geſchah und zu einem glücklichen Ergebnis führte. Indem man die Kirche unterſuchte, ſtieß man beim Klopfen auf einen Stein, der einen hohlen Klang gab, und da man mit freudigem Herzklopfen nachgrub, entdeckte man darunter menſchliche Gebeine auf ein Kiſſen gebettet. Es war Februar und gerade Tauwetter eingefallen, der aufgelöſte Schnee rann in kleinen, fröhlich tröpfelnden Bächen aus den Waſſerſpeiern, die milden, mondhaften Strahlen der durch Wolken ſcheinenden Sonne drangen durch ein ſchmales, buntes Fenſter und fielen als ein ſüßes Licht auf die weißen, auferſtehenden Knochen. „Seht da, das Zeichen!“ rief der Jeſuit, der die Arbeiter hereingeführt und beaufſichtigt hatte, fiel auf die Knie, ſprach ein Gebet und begann zu weinen, worauf auch die Arbeiter niederknieten und zum Teil ſchluchzten. Inzwiſchen war Spinola benachrichtigt worden, und bald ſtieg der kleine, ſchlanke Genueſe die ſteile Steintreppe hinauf, die zwiſchen der Kirchenmauer und dunklen, hohen Häuſern zum Portale führte. Er nahm die Gebeine in Augenſchein und fragte die anweſenden Jeſuiten, ob es ſicherlich die des ſogenannten heiligen Werner ſeien. Ja, antworteten ſie, der Ort entſpreche der Schilderung in der Chronik, und außerdem hätte Gott ein ſichtbares Zeichen gegeben und ſie gewiſſermaßen ſelbſt wunderbar an die richtige Stelle geführt, die ſie ohne göttliche Hilfe unmöglich hätten auffinden können.

Spinola nickte und sagte, es sei gut, es solle alles zu Protokoll genommen und dasselbe versiegelt werden. Die Knochen, mit Ausnahme des Rückgrats und der Beine, die der Kirche verbleiben sollten, wolle er für sich behalten, teils zum eigenen Gebrauch, teils um davon an verschiedene Personen zu verschenken, zum Beispiel an die Erzherzogin Isabella, die Statthalterin von Belgien, mit der er auf besonders gutem Fuße stehe. Dieser Umstand verdroß die Geistlichen; allein da es unmöglich war, dem siegreichen und berühmten Feldherrn zu widersprechen, gaben sie sich mit den ihnen vergönnten Resten zufrieden.

Mit dem Herannahen des Frühlings rechnete Spinola darauf, sich mit den Unionsfürsten schlagen zu müssen, die sich mit einem kleinen Heer aufgestellt hatten und eine scharfe Erklärung abgaben, sie würden eine Verletzung ihres Gebietes keineswegs dulden, sondern die fürstliche Libertät retten und die armen Untertanen bei ihrem Glauben schützen. Dagegen antwortete Spinola, der Kaiser habe durchaus nichts gegen die deutsche Libertät im Sinne, vielmehr wünsche er den Fürsten ein gnädiger Kaiser zu sein; sie müßten aber mit ihrem hohen Verstande einsehen, daß, nachdem Friedrich V. in die Acht und Aberacht erklärt sei, der Kaiser auch das Recht und die Gelegenheit haben müsse, die Acht zu vollstrecken. Nachdem einige Wochen hin und her verhandelt war, fand eine Zusammenkunft in Aschaffenburg statt, wo die unierten Fürsten versprachen, Spinola nicht anzugreifen, und er seinerseits versprach, ihr Gebiet nicht anzutasten.

Spinola, welcher bessere Mannszucht hielt, als üblich war, und die Gegenden, die er durchzog, möglichst wenig verwüstete, stand in dem Rufe, der Erbe der diplomatischen Kunst des berühmten Alexander von Parma zu sein, weshalb die deutschen Herren ihn zugleich fürchteten und ihm mißtrauten, wozu

auch beitrug, daß er in Essen und Trinken außerordentlich mäßig war, eine gewisse höfliche Geringschätzung gegen sie merken ließ und etwas Unergründliches an sich zu haben schien.

Danach versammelten sich die Unierten noch einmal in Heilbronn, um die Union aufzulösen, als welche nun ihren Zweck erfüllt habe. Es seien ja, sagten sie, schöne und heroische Beschlüsse gefaßt und im Jülichschen Erbfolgekriege auch herrliche Siege erfochten worden; aber keine von den Mächten, die zuerst so große Zusicherungen gemacht hätten, wären dabei geblieben, und überhaupt herrsche leider Kleinmütigkeit bei vielen Ständen. Hätte nur Kursachsen das Seine getan, so hätte man sich auch mehr herauswagen können, aber man wisse ja, wie es da stehe. Wenn einmal der König von England sich auf seine Pflicht besinne, der so schimpflich seines eignen Blutes und seines Glaubens Niederlage zusehe, und wenn der König von Dänemark und der von Schweden sich die weltbekannten Vor- und Unfälle mehr zu Herzen nähmen, so wollten sie es auch an ihrer Hilfe nicht ermangeln lassen.

Noch gehörte dem Kaiser Böhmen nicht ganz; denn außer einigen unbedeutenderen Plätzen hielt Mansfeld die wichtige Festung Pilsen besetzt, die zu erobern für ein langwieriges und fast unmögliches Unterfangen galt. Am kaiserlichen Hofe hielt man es für das Beste, wenn man Mansfeld gütlich gewinnen könnte, und man meinte, das würde nicht allzu schwer sein, da er doch Katholik und im Dienste des Erzhauses aufgewachsen und nur wegen eines Zanks mit dem Erzherzog Leopold, der dem Kaiser stets Widerwärtigkeiten einbrocke, zu den Evangelischen übergelaufen sei. Lohn und Ehre habe er von dort nicht mehr zu erwarten, biete man ihm ein Regiment und ein gutes Gehalt an, so werde dies schäbige, verzweifelte Hündlein wohl in den hingehaltenen Wurstzipfel beißen. Das zahle sich wohl aus, er sei geschickt, listig,

erfahren und gefährlich, wenn auch in Schlachten nicht eben glücklich; nachdem Boucquoi Mitte Juli in Ungarn bei einer zufälligen Gelegenheit als ein Opfer seines Übermutes gefallen sei, habe man keinen bedeutenden Feldherrn mehr aufzuweisen außer Tilly, der aber in bayrischem Dienst stehe und also nicht frei verwendbar sei.

Als infolge dieser Beschlüsse ein kaiserlicher Abgesandter Mansfeld aufsuchte, um ein wenig anzuklopfen, sprach Mansfeld von seinen alten Beziehungen zum Erzhause, von seiner Anhänglichkeit, und wie er der Sache des Böhmenkönigs müde sei. Überhaupt sei er ja im Solde des Herzogs von Savoyen gewesen, die Sache sei nun erledigt, wenn man ihm ersetze, was er aufgewendet habe, und ihm eine ansehnliche, einträgliche Stelle im kaiserlichen Heer verschaffe, so sei er nicht abgeneigt. Was Böhmen anbetreffe, so könne er darüber nicht sogleich entscheiden, wolle sichs aber zu Gemüte gehen lassen.

Mit grimmigem Lächeln las er den Brief, den Fürst Liechtenstein in dieser Angelegenheit an ihn richtete. Nach zehn Jahren heimatlosen Umherziehens, Kämpfens, Sollizitierens und Drangsalierens hatte er es dahin gebracht, daß die hochmütigen Österreicher sich herabließen, mit Schmeichelworten und Versprechungen seine Dienste nachzusuchen, daß Liechtenstein, der Bluthund, dem seine schamlose Blut- und Geldgier mit dem Fürstentitel bezahlt war, ihn wie einen mächtigen Gönner umwerben mußte. Seine Augen schlossen sich halb und schweiften unruhig in die schwankende Zukunft; jetzt konnte er es durchsetzen, daß er als rechtmäßiger Sohn und Erbe seines Vaters anerkannt wurde, Besitz, Ehren und Würden lagen erreichbar vor ihm. Er konnte nach Belgien zurückkehren und seine alten Widersacher und Verkleinerer mit dem beneideten Glanze blenden. Was war von dem Pfälzer Friedrich noch zu erwarten? Der wirbelte hin, wo

der Wind ihn hintrieb, er erweckte weder Achtung noch Furcht und würde niemals Glück haben.

Mit Ferdinand II. war es eine andere Sache, er würde noch lange Hilfsmittel aufbringen, seine Feinde würden nicht so leicht mit ihm fertig werden, weil er die Legitimität verkörperte. Eine Empfindung von Haß und Widerwillen stieg in ihm auf: war es klug von ihm, sich diesem Geschlechte hinzugeben, das ihn unter dem Titel des Rechtes um sein Erbe gebracht und ihn ins Elend ausgestoßen hatte? Würde es ihm anstehen, beim Kaiser zu antichambrieren und zu scherwenzeln, zur Messe zu gehen und mit jedem Günstling schönzutun, der eben in Flor war? Er spie aus, indem er sich das vorstellte. War er jetzt auch ein Bettler, jedermanns Feind, in Waffen gegen alle Welt, so war er doch frei und tat, was ihm beliebte. Je länger er darüber nachdachte, desto unleidlicher schien ihm der Zwang und die innere Demütigung, die mit dem kaiserlichen Dienst für ihn verbunden war, woraus aber nicht hervorging, daß er durchaus davon abgesehen, und noch weniger, daß er die Unterhandlungen sofort abgebrochen hätte. Während sie noch spielten, erschien er jedoch plötzlich, nicht zur angenehmen Überraschung der Unierten, in Heilbronn, um sie an die alten Verträge und Versprechungen zu mahnen. Doch konnten sie ihn nicht wohl abweisen, empfingen ihn höflich und beglückwünschten ihn, daß er in so stürmischen Drangsalen sich allein ruhmvoll behauptet habe. Allerdings stehe seine Sache wohl, sagte Mansfeld, Pilsen sei nach der trefflichen niederländischen Art befestigt und außerdem von braven Offizieren verteidigt, auf die er sich verlassen könne, dazu habe er noch Tabor, Ellbogen und einige andere Plätze. Auch habe er soeben Briefe seines Herrn, des Königs von Böhmen, empfangen, die ihn über die heroischen Absichten des unglücklichen Fürsten

auf das beste vertrösteten. Er trug dieselben vor, welche aus dem Haag datiert waren und etwa so lauteten: Er, Friedrich, verlasse sich gänzlich auf die Klugheit, Tapferkeit und Treue seines Feldmarschalls, des Grafen Mansfeld, den er seinerseits niemals im Stiche lassen werde. Er habe im Haag eine herrliche, fürstliche Aufnahme gefunden und gedenke keineswegs, wie die Verleumder und Böswilligen ausbreiteten, sein Reich Böhmen und seine treuen Untertanen aufzugeben und sich dem Kaiser zu unterwerfen. Vielmehr werde er bald zum Schrecken seiner Feinde, aber zum Troste seiner Anhänger gewaltig hervorbrechen und solche Taten verrichten, daß die Nachwelt darüber staunen sollte. Geld hätte er leider keines, aber die Herren Staaten würden ihm nach wenigen Monaten so viel vorstrecken, daß er den Krieg zu einem stattlichen Ende führen könnte; bis dahin verlasse er sich auf Mansfelds guten Verstand und löbliche Geschicklichkeit und trage ihm auf, die Pfalz zu verteidigen und an sich zu bringen mit allen Mitteln, die ihm gut schienen.

Die Herren sähen daraus, sagte Mansfeld, wie es stehe. Wenn sie ihn jetzt mit Geld versähen, daß er sein Heer einigermaßen befriedigen könne, so würde sich das Opfer vielfältig ersetzen; denn die Staaten hätten einen vollen Beutel und wüßten wohl, daß sie ihr Geld nicht besser anlegen könnten, als wenn sie Spaniens Feinde damit wacker hielten. Auch die Republik Venedig habe mehr Gold als Brot und gehöre zu seinen guten Freunden, sie wollten aber alle erst sehen, daß die evangelischen Reichsfürsten, die es ja eigentlich anginge, das Ihre täten.

Die Fürsten antworteten kühl, Mansfeld wisse ja wohl, daß die Städte, die das Geld hätten, sich gänzlich von der Union zurückgezogen hätten und zum Kaiser hielten. Auch wiesen sie auf Christian von Anhalts Los hin, der nun ge-

ächtet und landflüchtig sei, während sein Sohn in kaiserlicher Gefangenschaft schmachte, das sei der Lohn für seine Aufopferung und Treue.

Anhalt! sagte Mansfeld wegwerfend, warum sei er davongelaufen? Unter heiterem Himmel trotzen, das könne jeder; wenn es gelte, dem Wetter zu stehen, da zeige sich der Mann. Er sei auch geächtet, aber solche blechernen Blitze schreckten ihn nicht.

Der Markgraf von Ansbach wandte vorsichtig ein, er, Mansfeld, sei ja auch ungebunden, aber sie als Reichsfürsten müßten auf ihre Länder und Untertanen sehen, damit dieselben nicht in Verlust und fremde Botmäßigkeit gerieten.

Aus Mansfelds schmalen grauen Augen flogen gehässige und verachtende Blicke wie kleine, spitze Pfeile auf die fürstlichen Herren. Der Kaiser, sagte er, hätte ihm, dem Ächter, solche Anerbietungen gemacht, daß es ihm an Land und Leuten nicht fehlen würde; aber er verriete seine Fahne nicht. Es dächten doch auch noch andere wie er, in Braunschweig sei der König von Böhmen gut aufgenommen, Landgraf Moritz von Hessen hätte ihn dort besucht und ihm Hilfe zugesagt, der Bischof von Halberstadt sei seinetwegen zu Felde gezogen.

Das wollten sie dahingestellt sein lassen, war die Antwort, es sei doch eine heikele Sache, einen Ächter zu unterstützen, das Gesetz könne man einmal nicht umblasen, Friedrich würde besser tun, sich mit dem Kaiser zu versöhnen und der Acht ledig zu werden, hernach könne man weiter sehen.

Je mehr Mansfeld einsah, daß er nichts ausrichten würde, desto weniger konnte er seine Ungeduld und seine Wut bemeistern. Wenn man ihn stecken ließe, sagte er drohend, so müsse er sich selbst helfen. Wenn man ihm nicht freiwillig gebe, so werde er sich nehmen, was er brauche. Er werde jetzt mißachtet; aber er werde sich furchtbar machen.

Um ihn zu begütigen, gestatteten sie ihm, in ihren Gebieten Werbungen anzustellen; etwas anderes erreichte er nicht und war schon wieder auf dem Wege nach Böhmen, als er die Nachricht erhielt, Pilsen habe sich ohne Schwertstreich Tilly übergeben. Die Offiziere, die er mit dem Kommando betraut hatte, verkehrten schon seit Wochen freundschaftlich mit denen vom ligistischen Heere, bankettierten und handelten miteinander und wurden schließlich einig, Pilsen gegen eine gewisse Summe zu überliefern. Mansfeld schalt und fluchte, seine Ehre sei befleckt, denn man werde glauben, er habe dies gutgeheißen, und er wolle nicht weiterleben, wenn er die Verräter nicht am Galgen sähe. Den Regimentsschultheißen Leiningen, der in Prag die Unterhandlungen geführt hatte und der nun flüchtig durch die Oberpfalz kam, ließ er greifen und ins Gefängnis werfen. Dieser jammerte, er habe nur des Grafen Befehle ausgeführt und mit den Herren von Prag unterhandelt, abgeschlossen habe er nicht und auch nie eine andere Meinung gehabt, als daß alles nur zum Schein sei; aber Mansfeld blieb dabei, Leiningen habe sich vom Feinde bestechen lassen, und ließ ihm trotz allen Flehens und Protestierens den Kopf abschlagen. Den schuldigen Offizieren konnte er nichts anhaben, weil sie nicht in seiner Macht waren, auch behaupteten sie, ohne alle Schuld zu sein; sie hätten Briefe über Briefe an Mansfeld geschickt, daß sie Pilsen nicht halten könnten, wenn die Soldaten nicht endlich Sold erhielten, er hätte ihnen nicht geantwortet, sondern sei umhergereist, als gehe ihn die Sache nichts an; auf irgendeine Weise hätten sie sich doch Geld beschaffen müssen. In Wahrheit hatten sie die Absicht, das Geld für sich zu behalten, wenigstens argwöhnten das die Soldaten, da die Offiziere den Sold erst dann auszahlen wollten, wenn die Regimenter Prag verlassen hätten. Sie glaubten, die Offiziere würden

ſie betrügen und im Stiche laſſen, ſowie ſie draußen wären, und es kam darüber zu einer Meuterei, bei welcher Kapitän Syrach von den Aufrührern erſchlagen wurde.

Nach Beendigung des Böhmiſchen Krieges begab ſich Boucquoi nach Wien, wo er im feierlichen Aufzuge dem Kaiſer die dem Feinde abgenommenen Fahnen überreichte. Feſtlich auf ſeinem Seſſel thronend und von prächtig ausgeputztem Hofſtaat umgeben, harrte der Kaiſer, als die Tür ſich öffnete und zuerſt Boucquoi eintrat, ſchön gerüſtet und mit geſtickter Schärpe umwunden, hinter ihm vierundzwanzig ſtattliche und gleichfalls reich uniformierte Soldaten, von denen jeder eine der erbeuteten Fahnen trug; ſie waren alle aus farbiger Seide mit Bildern und Emblemen beſtickt. Auf ein Zeichen Boucquois, der nach tiefer Verbeugung an die Seite des Kaiſers getreten war, ſetzten ſich die Soldaten in Bewegung und gingen mehrmals, die Fahnen rhythmiſch ſchwenkend, am Kaiſer vorüber, um ſie dann, auf ein abermaliges Zeichen des Feldherrn, mit einem langen Rauſchen zu Füßen des Kaiſers niederzulaſſen.

Boucquoi hätte dies Schauſpiel gern als den Schluß ſeiner Laufbahn in kaiſerlichen Dienſten betrachtet; denn er hatte noch immer keine rechte Luſt weder zu dem Kriege noch zu den böhmiſchen Gütern, die ihm verliehen worden waren. Er ſei nun fünfzig Jahre alt, ſagte er zum Kaiſer, habe es in ſeiner Jugend etwas hitzig getrieben, ſo daß er nun der Ruhe bedürftig ſei. Der Kaiſer und ſeine Räte entgegneten ihm, er ſehe ja aus wie ein rüſtiger Jüngling, würde den Kaiſer durch ſeinen Abgang kränken und faſt deſperat machen, und der König von Spanien und die Infantin Iſabella würden es gewiß nicht billigen, wenn er den Kaiſer ſtecken laſſe, bevor er ſeine Feinde gänzlich niedergeworfen

habe. Boucquoi seufzte, er laboriere noch an einer Wunde, bringe die Lust zum Kriegswesen nicht mehr so recht auf, sein Sinn stehe nach zu Hause, der Kaiser möchte ihn ziehen lassen. Dieser sprach seinem Feldmarschall zu, im Winter stockten allemal die Säfte, er kenne das auch, da helfe nur die Jagd, und im Frühling werde es besser; er könne durchaus seinen heroischen Arm nicht entbehren, wenn er aber die Ungarn noch zur Räson gebracht habe, wolle er ihn, sofern es nicht anders sein könne, entlassen.

Es blieb Boucquoi nichts übrig, als den Feldzug gegen die Ungarn im Frühling zu eröffnen, was er denn auch, da er einmal daran war, mit gewohntem Ungestüm und Bravour tat. Nach einigen Monaten jedoch fiel er vor der Festung Neuhäusel bei Gelegenheit eines Ausfalls, den die Ungarn unternahmen. Der Markgraf von Gonzaga, der vergeblich versuchte, den von allen Seiten Umringten herauszuhauen, schrie ihm zu, er solle sich ergeben, worauf Boucquoi unter seinem gestürzten Pferde hervor antwortete, solcher Canaille ergebe er sich nicht, und niedergestochen wurde. Sein Leichnam wurde nach Wien geführt und prächtig in der Franziskanerkirche beigesetzt; auf seinem Sarge lagen das Goldene Vlies, seine Handschuhe, sein mit vielen Edelsteinen besetzter Kommandostab, die vergoldeten Schlüssel der von ihm eroberten Städte und die rotseidene Fahne seines Regiments, auf welcher ein Bildnis des Gekreuzigten gestickt war, mit der Umschrift „Exurge Domine et judica causam tuam", das heißt: Stehe auf, Herr, und richte deine Sache.

Dieser Todesfall setzte das Kaiserhaus in große Bestürzung, um so mehr, als schon im vorigen Jahre auch Dampierre, gleichfalls in Ungarn, gefallen war, und es wurde immer wünschenswerter, Mansfeld zu gewinnen, der plötzlich, sich von der Unterpfalz wegwendend, das elsässische Hagenau

erobert hatte und Ferdinands Bruder, den Erzherzog und Bischof von Straßburg, Leopold in seiner Festung Berg-Zabern bedrohte.

Leopold, der sich ohnehin stets zurückgesetzt fühlte und zum Zorn neigte, war entrüstet, daß ihm weder von spanischer noch von österreichischer Seite Hilfe kam, und sagte bitter, man scheine vergessen zu haben, daß er ein Erzherzog sei. Die Statthalterin von Belgien, Isabella, übernahm es diesmal, mit Mansfeld anzuknüpfen, und das Geschäft wurde geführt durch einen Jugendfreund Mansfelds, namens von Rollingen, dem Mansfeld folgende Antwort gab: er habe im vorigen Jahre die Verhandlungen abgebrochen, weil er zum Herzog Maximilian kein Vertrauen habe fassen können. Seine Anhänglichkeit an das Haus Österreich sei unvermindert, namentlich an die Infantin Isabella, die ihm in seiner Jugend so viele Proben ihrer Huld gegeben habe, und der zukünftig zu dienen er sich glücklich schätzen werde. Da die Fürstin mit Freuden darauf einging und ihn aufforderte, Vorschläge zu machen, ließ er sich vernehmen, er wolle vor allen Dingen das von ihm eroberte Hagenau als Fürstentum behalten und dazu mit dem Fürstentitel begabt werden, ferner Amnestie für alle seine Untergebenen, Aufhebung der Acht und außer den schon früher versprochenen 200000 Reichstalern noch 100000 Goldkronen. Obwohl diese Ansprüche der Statthalterin hoch gegriffen zu sein schienen, so erklärte sie sich doch zu allem bereit, und es herrschte große Freude an den Höfen von Brüssel, Wien und Prag, daß der verstockte Feind endlich versöhnt sei.

Es war im April, wo ein lauer Frühling begann das pfälzische Land lieblich anzuhauchen, als Herr von Rollingen einer Einladung Mansfelds folgte, damit der Vertrag durch seine Unterschrift fertiggestellt würde. Er fand den Grafen

in besonders gesprächiger und angeregter Laune, die er selbst durch einen bevorstehenden werten Besuch erklärte. Als die Tür aufging, erblickte der staunende Rollingen die freundliche Erscheinung des Kurfürsten oder Böhmenkönigs Friedrich, dessen ganz kürzlich erfolgte Ankunft ihm verborgen geblieben war. Friedrich reichte ihm die Hand und sagte lachend, das sei also derjenige, der ihm seinen treuesten Diener habe abspenstig machen wollen; worauf Rollingen, den Schrecken und Beschämung lähmte, keine passende Antwort einfallen wollte. Bei Tafel herrschte, von Rollingen abgesehen, laute Fröhlichkeit. Friedrich erzählte von seinen Reiseerlebnissen und wie er in Frankreich der Gefahr, erkannt und gefangen zu werden, sehr nahe gewesen sei. „Ich hatte mir geschmeichelt," sagte er, „daß die Bilder, die von mir im Umlaufe sind, mich nur unvollkommen wiedergäben; allein sie müssen mich doch leidlich getroffen haben, da man mich trotz der Verkleidung erkannte, und obwohl ich so gut Französisch spreche wie irgendein Parlamentsrat in Paris." In Deutschland scheine er weniger gut bekannt zu sein; denn in einem Wirtshause an der Grenze habe er mit Deutschen an einem Tische gesessen, die sich, ohne seine Anwesenheit zu ahnen, sogar über ihn unterhalten und unter anderem Reime vorgetragen hätten, die ihm etwa so im Gedächtnis geblieben wären:

Der Pfälzer Fritze
Stand an der Spitze,
Der bayrische Schütze
Warf ihn vom Sitze
Ach Gott! in die Pfütze
Und nahm ihm die Mütze.
Kalviniſcher Fritze,
Barhaupt bei der Hitze!

Er lachte vergnügt, indem er sie vortrug, versprach jedem eine Dublone, der einen Vers dazu machte, und während die anderen sich vergeblich besannen, rief er lustig:

Was ist ihm denn nütz
Die pfälzische Mütz
Ohne pfälzischen Witz
Und kalvinische Blitz!

In französischer Sprache, setzte er hinzu, hätte er richtigere und wohlklingendere Verse machen können; aber für sein grobes altes Deutsch schienen sie ihm artig genug zu sein.

Bald nach der Ankunft Friedrichs gelang es Mansfeld, Tilly eine Niederlage beizubringen, und er meldete dem Könige, der dem Gefechte zugesehen hatte, zugleich mit der Siegesnachricht, seine, Friedrichs, Anwesenheit habe das Heer angefeuert und die Feinde geschreckt. Friedrich erklärte sich fröhlich bereit, in dieser Weise sein Land zurückzuerobern, und wirklich schienen die Aussichten sich zu klären; nicht nur näherten sich die Scharen des Bischofs von Halberstadt, sondern auch der Markgraf von Baden rückte nach langem Zögern mit einer vorzüglichen Armee und einer trefflich verbesserten Artillerie ins Feld, so daß man meinte, dem ligistischen Heere eine überwältigende Truppenmacht entgegensetzen zu können. Bevor sich aber die verschiedenen Feldherren geeinigt hatten, schlug Tilly den Markgrafen von Baden bei Pforzheim und bot, nachdem er Mansfeld durch eine geschickte Scheinbewegung nach Mannheim gelockt hatte, dem sich Frankfurt nähernden Christian von Halberstadt eine Schlacht an. Diesem rieten seine Offiziere, sich mit dem weit überlegenen Feinde nicht einzulassen, und er hätte auch Zeit gehabt, seine Truppen über die Mainbrücke zurückzuziehen; aber er verwarf ihre Mahnungen mit Entrüstung:

es sei nicht Ritterſitte, einem herausfordernden Feinde auszuweichen, er wolle lieber untergehen, als daß jemand das Recht haben ſollte, ihn Feigling zu ſchelten.

Von jenſeit des Maines ſahen die Fiſcher und Bauern zu, wie die Scharen Chriſtians ſich hitzig gegen die ligiſtiſchen Regimenter warfen, die in ſchweren, in Vierecke geordneten Maſſen vorrückten, von ihnen wie von ehernen Schilden abprallten, mehrere Male mit verzweifeltem Mute wieder dagegen anſtürmten und endlich von den unaufhaltſam ſich vorwärts wälzenden Kolonnen zermalmt, aufgelöſt und in die Flucht geſchlagen wurden. Die erſten, die ſich zurückzogen, kamen in leidlicher Ordnung über die Brücke, je mehr Fliehende aber ſich zudrängten, deſto haſtiger ſchoben ſie ſich, ſo daß viele von der Brücke ins Waſſer ſtürzten, während andere, die eine Furt durch den Main ſuchten, vom Fluſſe weggeriſſen wurden. Als die untergehende Sonne roſenrot in den Weidengebüſchen verſchmolz, zwiſchen denen der Main ſanft hinfloß, kamen nur noch Nachzügler, und auf dieſe warfen ſich die Fiſcher, die ſich bis dahin verborgen gehalten hatten, hieben mit Knütteln auf ſie ein und ſchlugen ſie nieder oder ſtießen ſie ins Waſſer. Die Erſchöpften und Verwirrten wußten ſich dieſer Männer, die aus den Büſchen mit gefletſchten Zähnen und rollenden Augen wie Wölfe auf ſie ſprangen, nicht zu erwehren, zumal es bereits dämmerte, und liefen zum Teil vor Entſetzen ſelbſt in den Fluß; wollten ſie ſich dann wieder ans Ufer retten, warfen ihnen die Bauern Steine auf die Köpfe und riefen ihnen zu: „Hört auf zu quaken, ihr Fröſche!“ oder: „Sauft nur Waſſer ſtatt Blut, ihr Mordbrenner!“ Die Nacht hindurch zogen die Fiſcher mit Stangen die Leichen ans Ufer, leerten ihre Taſchen, entkleideten ſie oder ſchnitten die Knöpfe und den Beſatz von den Röcken und ließen ſie weiter-

schwimmen; schienen es angesehene Leute zu sein, so behielten sie sie wohl zurück, für den Fall, daß die Angehörigen ein Lösegeld für den entseelten Körper ausbieten sollten.

Mit den Überbleibseln seines geschlagenen Heeres zog Christian dem Kurfürsten und Mansfeld zu, denen unterdessen ein stattlicher Fang geglückt war; sie waren nämlich in Darmstadt eingedrungen und hatten den Landgrafen Ludwig, als er im Begriffe war zu fliehen, gefangengenommen, um ihn für seine kaiserfreundliche Haltung zu bestrafen und ihn bei etwaigen Friedenstraktaten zu verwerten. Landgraf Ludwig, ein schlauer, vorsichtiger, behaglicher Mann, war etwas niedergeschlagen, hielt aber seine fürstliche Würde aufrecht und ließ sich mit leidlich guter Miene die Leckerbissen schmecken, die Friedrich als ein Kavalier seinem Gefangenen vorsetzte. Christian von Braunschweig machte sich bei Tische ein Vergnügen daraus, den Landgrafen durch Erzählungen von seinen Kriegsabenteuern und verübten Gewalttaten zu unterhalten, um so mehr, als der Landgraf, der ihn seit seiner Kindheit kannte, ihn noch vor kurzem väterlich zur Umkehr gemahnt hatte, da er sonst sich selbst das schreckliche Ende der Gottlosen bereiten werde.

Er erzählte von seinen Erfolgen in Westfalen, von seinem Einzuge in Paderborn, wo die Evangelischen ihn mit Halleluja empfangen hatten, als sei er der Heiland und komme auf einem Eselein geritten. Da habe er treffliche Männer kennen gelernt, die Söhne des von den Katholiken hingeschlachteten Bürgermeisters Liborius Weichard; die hätten als Kinder zusehen müssen, wie ihrem Vater, auf einen Tisch gebunden, das Herz aus dem lebendigen Leibe gerissen sei, weil er rechtmäßigerweise die Freiheit und den Glauben der Stadt gegen den Bischof verteidigt habe. Sie hätten zu ihm gesagt, wo sie auch wären und was sie auch täten, so

röchen sie das teure Blut, das damals vergossen sei, und sie würden es sich Gut und Leben kosten lassen, wenn sie es rächen könnten. Sie hätten ihm auch gewiesen, wo in Kirchen, Klöstern, jesuitischen Universitäten Geld und Geldeswert zu finden sei, und wenn er sie ermächtigt hätte und es möglich gewesen sei, so hätten sie ganz Paderborn von der Erde weggeschabt, wie die Quacksalber mit dem Rasiermesser die leidigen Warzen von den Füßen schnitten. Er habe sich aber milde bewiesen als ein Gottesmann, der er ja sei, habe niemanden am Leben gestraft, wie die beiden Jesuiten bestätigen könnten, die er mitgenommen habe, damit sie seine wahre, bischöfliche Tugend vor aller Welt bezeugen könnten. Sie müßten zwar dann und wann etwas Ungewohntes mit ansehen, so hätten einmal Soldaten ein Mädchen etwas zu ungestüm gebraucht, so daß es halbtot in einer Scheune gelegen habe; als er dazugekommen sei, da habe er seinen Brandlegern befohlen, die Scheune anzuzünden, damit die Dirne lieber stracks gen Himmel fahre, anstatt als ein Schandfleck und Ärgernis ihr Leben jämmerlich fortzufristen, und die Baracke habe denn auch, bis man drei zählen könne, in Flammen gestanden, so gut verständen diese Leute ihr Handwerk. Dergleichen möge frommen Vätern fremd vorkommen; aber es sei Kriegsbrauch, und er habe ja die Ungerechtigkeit nicht angestiftet, durch die der Krieg entbrannt sei.

Die beiden Jesuiten, die mit an der Tafel sitzen mußten, blickten steif auf die Teller und sagten, sie entsännen sich eines solchen Vorfalls nicht, sie für ihre Personen hätten vom Herzog stets eine rücksichtsvolle Behandlung erfahren, wofür sie ihm dankbar wären.

Nun, sagte der Herzog, diese katholischen Geistlichen ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, wohingegen seine Halberstädter Domherren immer wider ihn bellten. Sie

nennten ihn Räuber, Dieb und Rehabeam, machten ihm vor der ganzen ehrbaren Welt eine schändliche Reputation, weil sie, geizig und habgierig, seine Soldaten nicht in Quartier nehmen noch sonst zum Kriegswesen kontribuieren wollten. Da wunderten sie sich denn, wenn er sich das Geld anderswie zu beschaffen suchte. Sie gäben allen Unterschlupf und Vorschub, die von seinen Räten beraubt zu sein vorgäben, während seine Räte, als seine treuen Diener, nur unrichtig gemünztes Geld konfiszierten, wobei sie sich freilich wohl einmal irren und vergreifen könnten. Er habe aber ein gutes Mittel, seinen Justiz liebenden Domherren das Maul zu stopfen, indem er von Zeit zu Zeit verordne, sie sollten ihre Konkubinen und Huren abtun. Dann schwiegen sie wieder still, ihre Weiber schickten sie freilich doch nicht heim, ließen sich lieber vom Pöbel auf der Straße ausspotten und nachschimpfen. Und doch gebe er ihnen als der Bischof ein schönes Beispiel, lebe fast als ein Heiliger, so daß er seinen Durst nur lösche, wenn es die Natur durchaus verlange.

Kurfürst Friedrich belustigte sich sehr an solchen Gesprächen, wenn ihm auch die Verehrung des schönen jungen Herzogs für seine Frau, Christians Base, nur zum Teil angenehm war. Elisabeth hatte unleugbar ein gewisses Wohlgefallen an ihm und seinem exorbitanten Wesen, wie es auch Friedrich anzog; denn es war nicht recht dahinterzukommen, ob er ein ritterlicher Held oder ein gottloser Spötter war, der sich über alle Welt lustig machte, oder ob er nur in Erstaunen setzen und bewundert sein wollte. Gerade diese Undeutlichkeit oder Vieldeutigkeit machte Friedrich Vergnügen, und solange Christian bei ihm im Kriege und nicht bei seiner Frau im Haag war, konnte er sich unbesorgt an ihm erfreuen.

An einem heißen Sommertage näherten ſich die Spitzen des Mansfeldiſchen Heeres einem Dorfe an der Straße nach Berg-Zabern, wo die müden und durſtigen Soldaten eine Erfriſchung zu finden hofften. Wie ſie aber an den erſten Häuſern anpochten, zeigte es ſich, daß ſie leer waren, ebenſo die folgenden, und es wurde klar, daß die Bewohner ſich mit ihrer beſten Habe davongemacht hatten. Zurückgeblieben waren ein Blödſinniger und zwei Kinder, die bei der Kirche ſaßen und ſich damit unterhielten, einen alten geſprungenen Tiegel mit Sand und Steinen zu füllen und wieder auszuſchütten. Der Blödſinnige grinſte die Soldaten freundlich an, wie wenn ſie alte Bekannte wären, die er erwartet hätte; von den beiden Mädchen ſagte die ältere, die ein zu kurzes Bein hatte und hinkte, als ſich alle auf die Wagen gedrängt hätten, um zu entfliehen, hätte ſie keinen Platz bekommen und zurückbleiben müſſen, denn weit laufen könne ſie nicht, und die kleine Schweſter hätte ſie nicht verlaſſen wollen. Auf die Frage der Soldaten, wo etwas zu eſſen und zu trinken ſei, nickte der Blödſinnige ſtolz und glücklich und führte ſie zu einer dickſtämmigen, vieläſtigen Linde, die in der Mitte eines Platzes ſtand. Um ſie herum lief eine hölzerne Bank, unter welcher ein kleines Weinfaß und ein großer Laib Brot lagen, dort von den Entflohenen geborgen oder vergeſſen oder vielleicht für den Blödſinnigen zurückgelaſſen. Die Soldaten jubelten, ſchlugen das Faß auf, aßen und tranken und teilten auch den Kindern und dem Blödſinnigen mit, die neugierig zuſahen. Inzwiſchen waren mehr Soldaten herangekommen, die auch zu eſſen verlangten und den Blödſinnigen drängten, er ſolle zeigen, wo noch mehr verſteckt ſei. Anfänglich ſchüttelte er den Kopf, als er aber die drohenden Geſichter ſah, rieb er ſich die Stirn, ſah ſich betrübt um und zeigte plötzlich, als ſei ihm ein glücklicher

Einfall gekommen, auf das Gasthaus, das eine blanke Sonne aus Messing bezeichnete. Lärmend durchsuchten sie alle Zimmer und auch den Wirtsgarten, der von niedrigen Birnbäumen beschattet wurde, ohne aber irgend etwas zu entdecken. Der Blödsinnige, an den sie sich fragend und drohend wendeten, schüttelte ratlos den Kopf und schien vergessen zu haben, weshalb sie hergekommen waren, worüber sie endlich wütend wurden und mit Gewehren auf ihn losschlugen, und als er laut und durchdringend wie ein gestochenes Schwein zu schreien anfing, töteten sie ihn vollends. Nun fielen die Blicke einiger auf die beiden kleinen Mädchen, die mitgelaufen waren und sprachlos erschrocken dem blutigen Schauspiel zusahen, und von grausamer Lust ergriffen, zogen sie sie in das Haus, um sie zu mißbrauchen. Ein Leutnant, der jetzt in den Wirtsgarten kam, schalt die Soldaten, daß sie sich aufgehalten hätten, anstatt den Fliehenden nachzusetzen und ihnen die mitgeführten Vorräte abzunehmen, und ein Trupp Reiter wurde sofort zu diesem Zweck ausgesendet. Mansfeld und Friedrich, die nun zu Pferde eintrafen, stießen im Gasthause, wo sie eine Weile rasten wollten, auf die halb entkleideten Leichen der beiden Kinder; die kleine Brust der Jüngsten atmete noch schwach. Pfui, sagte Friedrich, das sei ekelhaft, da könne er nicht bleiben. Man solle eine solche Bestie, die dergleichen verübe, nachdrücklich bestrafen. Mansfeld zuckte die Achseln und sagte, der würde sich aus dem Staube gemacht haben. Es hätte sie wohl wild gemacht, daß sie das Nest leer gefunden hätten. Die Vögel in dieser Gegend hätten ihn jetzt kennen gelernt und wären schlau und vorsichtig geworden. Wie sie aus dem Hause traten, meldete ein Unteroffizier, ein Soldat, der aus dem Dorfe gebürtig sei, gebe an, die Bauern hätten, so wie er sie kenne, das bare Geld nicht mitgenommen, sondern

wenigſtens zum Teil in der Kirche unter einem lockeren Stein vergraben. Ferner wiſſe er eine halbe Stunde entfernt einen reichen Bauernhof, deſſen Beſitzer nicht geflohen ſein werde, weil er abſeits liege und ſich im Gehölz verſteckt glaube, da werde man Nahrungsmittel im Überfluß finden. Der König gab Befehl, in der Kirche nachzuſuchen, und es wurde wirklich Geld gefunden, welches nach Vorſchrift unter das Heer verteilt wurde, in der Art, daß der Angeber das Doppelte der Gebühr erhielt.

Friedrich war verdrießlich und zeigte ſich unluſtig zur Fortſetzung des Krieges. Er ſei des zweckloſen Umherziehens müde, ſagte er, und ſehne ſich nach Weib und Kind, hier ſei jetzt doch nichts auszurichten. Ohne Geld freilich nicht, ſagte Mansfeld; das Land ſei ringsherum ausgemergelt und gebe nichts mehr her. Der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, ſagte Friedrich, habe ihm ſein Wort gegeben, ſich beim Kaiſer für ihn zu verwenden; vielleicht komme es zu einem guten Frieden oder Waffenſtillſtand. Mit Gewalt komme man jetzt nicht weiter, zumal da ſeine Untertanen ſich ſo feige und wetterwendiſch zeigten. Auf den pfäffiſchen Darmſtädter würde er nicht bauen, ſagte Mansfeld; Friedrich ſollte ſehen, wie er ſeinen Schwiegervater, den König von England, oder ſeinen Oheim, den König von Dänemark, auf die Beine brächte. Er, Mansfeld, könne ſein Heer nach Frankreich hinüberführen, wo es Nahrung genug finden werde; er habe Verbindung ſowohl mit dem König von Frankreich wie mit dem Herzog von Bouillon und den Hugenotten. Friedrich ärgerte ſich, weil er bemerkte, wie verächtlich Mansfeld ihn zuweilen in Blick und Ton behandelte; denn er fand, daß der länderloſe Baſtard am wenigſten das Recht dazu habe. Nach einigen Verhandlungen waren es beide zufrieden, ſich zu trennen, Friedrich,

um sich zunächst wieder zu seiner Familie zu begeben, Mansfeld, um anderswo, sei es bei den Generalstaaten, bei Frankreich oder bei der Statthalterin und dem Kaiser eine Bestallung zu suchen; freilich war die Lage augenblicklich nicht so, daß er beim Kaiser oder bei Spanien einen guten Preis zu erzielen hoffen konnte.

In einem förmlichen Manifest entließ Friedrich den Grafen Mansfeld und den Herzog Christian nebst ihren Offizieren und der gesamten Soldateska, da er die Mittel nicht habe, sie zu erhalten, und gab ihnen die Befugnis, sich anderswo einen Dienst zu suchen.

Nachdem sich die beiden Söldnerführer eine Zeitlang unter ergebnislosen Verhandlungen in Lothringen aufgehalten und das dortige Land verwüstet hatten, traten sie in den Dienst der holländischen Staaten, schlugen sich, den spanischen Feldherrn Cordova in blutigem Kampfe zurückwerfend, nach Bergen-op-Zoom durch und halfen die von Spinola belagerte Stadt entsetzen.

Es hatte nämlich nach zwölfjährigem Waffenstillstande der Krieg zwischen Spanien und Holland wieder begonnen, obwohl den Spaniern, da es ihnen an Geld mangelte, der Friede lieber gewesen wäre; aber es schien ihnen nicht ehrenvoll, nachzugeben, und sie forderten die Holländer auf, sich wieder unter ihre Botmäßigkeit zu begeben, damit dem gegenseitigen Einverständnis nichts mehr im Wege stehe. Die Holländer antworteten, sie fänden dies Ansinnen befremdend, da sie längst von allen Staaten und Potentaten als freie Republik traktiert würden, und die Feindseligkeiten nahmen zu großer Genugtuung der Kriegspartei, an deren Spitze Moritz von Oranien stand, ihren Anfang.

Gleichzeitig bestieg der junge Philipp IV. den spanischen Thron, nachdem sein Vater, der schwächliche Philipp III.,

einſt das Lipperli, vorzeitig geſtorben war. Die letzten Jahre dieſes Königs waren durch einen kirchlichen Streit bewegt, der von der Frage über die ſündliche oder fleckenloſe Empfängnis der Jungfrau Maria herrührte. Die Spanier nämlich, die der Mutter Gottes jede mögliche Ehre zuwenden wollten, erhitzten ſich für ihre unbefleckte Empfängnis und raſten gegen ihre Gegner, welches namentlich die Dominikaner waren, die ſagten, die Eltern der Maria wären nur gemeine Menſchen geweſen, wie ſie denn die Maria anders als im Fleiſch hätten zeugen ſollen? Außerdem ſei die Jungfrau Maria nach allen vorliegenden Zeugniſſen geſtorben, es heiße aber, der Tod ſei der Sünden Sold, alſo müſſe ſie wohl in Sünden empfangen ſein. Damit dieſe verleumderiſchen Reden aufhörten, beſtürmte König Philipp den Papſt, die Lehre der Affirmanten, wie ſich diejenigen nannten, die die heilige Jungfrau in Sünden empfangen ſein laſſen wollten, zu verdammen, womit er denſelben in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Er ſuchte ſich erſt durch Ausflüchte zu helfen, da der ſpaniſche Geſandte ihm aber keine Ruhe gab, erließ er ein Dekret, die Lehre der Affirmanten ſolle bei Strafe der Exkommunikation weder in Kirchen noch Univerſitäten gelehrt werden; es ſollten aber diejenigen Affirmanten hiervon ausgenommen ſein, denen der Papſt es ſpezialiter geſtatte, denn er wolle die Lehre keineswegs verdammen oder verwerfen, wie ſie dieſelbe denn auch privatim lehren dürften, wenn ſie ſich nur ärgerlicher Stichelreden enthielten.

Im erſten Taumel des Triumphes zündeten die Spanier, beſonders in der Stadt Sevilla, welche als unter dem beſonderen Schutze der Jungfrau Maria ſtehend betrachtet wurde, Freudenfeuer an; bei näherer Betrachtung des Dekretes aber, das überall angeſchlagen wurde, erkannte man,

daß die Sache eigentlich blieb, wie sie zuvor gewesen war, was sich König und Volk sehr zu Gemüte zogen. Es erschien abermals ein Gesandter in dieser Sache in Rom, den aber der Papst scharf ablaufen ließ; sein geliebtester Sohn, der König von Spanien, solle sich einmal zur Ruhe begeben, er habe das Mögliche für ihn getan, daran müsse er sich genügen lassen. In diesem Stadium befand sich die Angelegenheit, als der König und der Papst nacheinander starben, ihren Nachfolgern die endliche Lösung überlassend.

Kurz nach dem Tode des Königs starb auch seine Witwe Margarete, die Schwester Kaiser Ferdinands, an einer seltsamen, raschen Krankheit, die vergiftetem Räucherwerk und einem Günstling ihres verstorbenen Mannes zugeschrieben wurde. Sie sei überhaupt, hieß es, da sie die Spanier nicht hätte leiden mögen und ihre Abneigung allzusehr habe merken lassen, bei den Spaniern sehr unbeliebt gewesen.

Als im Jahre 1620 Truppen durch Nürnberg zogen, gab ihnen Kaplan Mannich das Geleit bis Fürth mit Bewilligung des Rates; denn derselbe hätte gern gewußt, was die Soldaten eigentlich vorhatten und wohin sie wollten, und meinte, der fröhliche Geistliche, der mit mehreren von den Offizieren bekannt war und vertraulich mit jedermann umzugehen wußte, würde unter der Hand etwas herausbringen. Es war zehn Uhr abends und die Stadt still und dunkel, als auf dem Marktplatze lautes Trompetenschmettern erscholl, das viele, die schon schliefen, aufweckte und veranlaßte, aus dem Fenster zu sehen, was es gebe. Da erblickten sie Kaplan Mannich, der von einem Trüpplein Soldaten heimbegleitet worden war, damit er in der Trunkenheit nicht den Weg verfehle, und dem sie nun einen Abschiedstusch bliesen, was er mit Handwinken und lallenden

Worten erwiderte. Als er bemerkte, daß aus einem gegenüberliegenden Wirtshause neugierige Leute herauskamen und gafften, nickte er ihnen jauchzend zu, auf welche Ermutigung hin sie ihn ihrerseits mit Geschrei und Gelächter begrüßten.

Als dem Kaplan am andern Morgen dieser Auftritt wieder in den Sinn kam, beschloß er, um den Rat zu begütigen, der es etwa empfindlich aufnehmen könnte, eine Predigt zu seinem Belieben zu halten; es war nämlich Sonntag. Es sei hohe Zeit, begann er mit herausfordernden Blicken, daß das Volk einmal Buße tue, sie steiften sich allezeit auf die Gnade des Herrn, die sie so lange überflüssig genossen hätten, statt aber dadurch vorsichtig und demütig zu werden, unterfingen sie sich unchristlicher Zuversicht, säßen in den Wirtshäusern und vergriffen sich mit dem leidigen Besserwissen und Mäkeln an ihrer Obrigkeit. Da könne die Strafe Gottes natürlich nicht ausbleiben, und es hätte ja auch schon der Komet im letzten Jahre leserlich angezeigt, wessen man sich von Gott zu versehen habe. Die vielen Soldaten gäben dem Einsichtigen, der den Weltlauf kenne, auch zu denken; umsonst wären sie nicht auf den Beinen, man wisse nicht, wohin das Wesen ziele, seinerzeit werde es schon ausbrechen. Inzwischen sollten sie sich bessern und sich still und friedlich halten, damit Gott in seiner Barmherzigkeit noch das Übel zum Guten kehre.

Als aus Böhmen die Nachricht von der gänzlichen Niederlage und Flucht des Pfälzers kam, vermehrte sich die Besorgnis der Stadt. Bald trafen vorwurfsvolle und bedrohliche Schreiben des Kaisers ein, daß Nürnberg dem Mansfeld, der doch in der Reichsacht schwebe, Werbungen in seinem Gebiet gestattet habe, was sich allerdings so verhielt, und was nun mit einigen zwiespältigen Wendungen ver-

tuscht werden mußte. Es verlautete von großen Rüstungen allerorten, und daß der König von Böhmen die Türken zu Hilfe gerufen habe, wodurch der Rat schließlich bewogen wurde, wieder einen Türmer auf die Burg zu setzen, was seit Jahrzehnten außer Gebrauch gekommen war. Unter denjenigen, die sich zu dem Amte meldeten, war ein Kammmacher, der infolge von Trunksucht ein wenig in seinem Gewerbe heruntergekommen war, der sich aber durch scharfe Augen und ansehnliche Empfehlungen geeignet machte; auch meinte man, daß er, weil auf dem Turme kein Wirtshaus sei, seinem Laster mehr oder weniger entfremdet werden würde. Seiner beweglichen Bitte, man möchte ihn in der schwindligen Höhe nicht ohne Zusprache und Hilfe, auch Ablösung lassen, willfahrte man, indem man ihm einen Drahtzieher mitgab, welche beiden an einem Septembertage von zwei Ratspersonen in ihre Behausung eingeführt wurden.

Die Ratsherren hielten ihnen vor, welches ihre Pflichten und wie groß ihre Verantwortung sei, und prüften sie gründlich, ob sie mit den Himmelsgegenden, Straßen, umliegenden Dörfern und angrenzenden Ländern Bescheid wußten.

Es war weit und breit nichts zu sehen, als Wagen voll bräunlichen Korns, die schwer unter Nußbäumen und Linden hinschwankten, Frauen und Mädchen, die hier und da die abgestreiften Ähren auflasen, und spielende Buben, die, über die Stoppelfelder laufend, ihre papierenen Drachen an langen Fäden nach sich durch den himmlischen Ozean zogen.

Ein besonders fleißiges Aufmerken von seiten des Rates verlangten die vielen österreichischen und böhmischen Flüchtlinge, die eintrafen und die Erlaubnis, sich niederzulassen, begehrten, von denen zwar viele adelig und begütert waren

und den Flor der Stadt mehren zu sollen schienen, die aber, wenn auch fromme und redliche Leute, oft hochfahrend und unruhig waren, mit den Feinden des Kaisers in Verbindung standen oder mit den Einheimischen aneinandergerieten, was dann teils verhütet, teils geschlichtet werden mußte.

Eines Tages kam ein junger Mensch in einem buntschekkigen, etwas fadenscheinigen Anzuge auf das Rathaus und meldete, indem er sich stattlich gebärdete, er sei ein Knappe des Don Matthias d'Austria, Sohnes der hochseligen Majestät des Kaisers Rudolf, welcher zum Behuf seiner Vermählung mit einer italienischen Dame in das Welschland zu ziehen im Begriff sei und in der Stadt Nürnberg in der Goldenen Gans zu nächtigen gedenke. In Erinnerung an die Treue, mit der die berühmte Stadt Nürnberg seinem hochseligen Vater angehangen habe, und an die Huld, die derselbe ihr zugewendet habe, wolle er die Stadt um dreihundert Taler Reisegeld angehen, damit er sein Ziel um so förderlicher erreichen möge. Sowie der Knappe sich wieder entfernt hatte, beschieden die Herren den Wirt zur Goldenen Gans auf das Rathaus, einen etwa sechzigjährigen, beleibten, treuherzigen Mann, der bei Reichs-, Kurfürsten- und Fürstentagen aller Art so viele regierende Herren beherbergt hatte, daß er sich vortrefflich mit ihnen auskannte. Diesen fragten sie, wie es mit dem fremden Ankömmling bestellt sei, ob er wohl wirklich der natürliche Sohn des Kaisers, Don Matthias d'Austria, sei oder ein Gauner und Abenteurer, der dem Rat Geld ablisten wollte, wie man dergleichen leider nur zu oft erlebe. Der Wirt gab an, ein etwas seltsames Ansehn habe die Sache freilich, doch sehe der Fremde dem hochseligen Kaiser Rudolf gleich, besonders die Unterlippe sei nicht unverfänglich, hange herab, wie wenn einer schlotterigen Jungfer das Bändel aufgegangen sei; auch

trete er wie ein großer Herr auf, rede Spanisch und Italienisch durcheinander und schicke sich überhaupt im ganzen wohl zur habsburgischen Familie. Gleich nach seiner Ankunft habe er vom Apotheker Magen-Morsellen, Rosenzucker und dergleichen holen lassen, sitze jetzt im Armstuhl und knabbere daran, habe auch ein paar Mägde von der Bedienung zu sich gerufen und schwatze mit ihnen, wobei er sich bestens zu unterhalten scheine.

Nach dieser Auskunft schien es dem Rat geboten, dem Prinzen die Ehre der Begrüßung nach altem Brauch zu erweisen, indem sie ihm eine Kanne Malvasier zum Willkomm überreichten. Das Geld betreffend, ließen sie es bei zweihundert Talern bewenden, indem sie sich mit den schwierigen Zeitläuften entschuldigten.

Zu den Gästen der Goldenen Gans gehörte um diese Zeit ein österreichischer Musiker namens Fortunatus Ried, der um der Religion willen die Heimat hatte verlassen müssen, mit seiner Frau und sechs Kindern, von denen jedes sein Instrument spielte, eines die Orgel, eines die Baßgeige, eines die Laute, und auch das jüngste, vierjährige, hatte ein kleines Saitenspiel, woran es mit Verstand und Geschick ein wenig zupfen konnte. Der Wirt, der Musik und Kinder liebte, pries das liebliche Konzertieren der frommen österreichischen Familie allenthalben so an, daß sie, als sie sich im Gasthaus hören ließen, einen großen Zulauf hatten. Da nun jedermann sie hören wollte, gab ihnen der Rat die Erlaubnis, in der Lorenzkirche zu singen, wo denn die zarten Stimmen der Kinder, die tiefe, glockenhafte der Mutter und die weiche des Vaters wie ein Vogelchor emporstiegen und das heilige Steingewölbe jubilierend belebten.

Der Wirt hatte die Gewohnheit, wenn ihm jemand für eine empfangene Guttat danken wollte, den Dank mit den

Worten abzuwehren: „Danke mir nicht, einem armen Sünder und Kinde des Todes, soli Deo gloria!“ was auch die Österreicher oft von ihm vernommen hatten; denn er wollte keinerlei Entgelt von ihnen annehmen. Um sich ihm nun erkenntlich zu zeigen, setzte Fortunatus die Worte des guten Mannes künstlich in Musik, so daß die erste Rede als ein Rezitativ fast ernst und traurig vorgetragen wurde, worauf der Chor mit dem „Soli Deo gloria“ anhub, und zwar so, daß eine Stimme nach der anderen einfiel, bis alle miteinander laut und fröhlich durcheinanderwirbelten und ein rechtes Triumphgeschrei entstand. Als der Wirt sein Sprüchlein erkannte und so himmlisch ausgeschmückt auf sich niederschallen hörte, auch die Blicke der Anwesenden, denen seine Redensart vertraut war, sich zu ihm hinwendeten, gingen ihm die Augen über, und er pflegte nachher oft zu erzählen, daß alle gnädigen Worte und Geschenke großer Herren, die ihm viel zuteil geworden, ihm nicht so viel wert wären wie das „Soli Deo gloria“ der frommen Auswanderer.

Der Professor der Rechtswissenschaft in Tübingen, Thomas Lansius, ein Österreicher, hatte ein nettes Häuschen mit einem Garten, der sich gemach an einem sanften Hügel unterhalb der Burg hinzog. In einer von Weinlaub überwachsenen Laube saß sein Gast, der Heidelberger Professor Janus Gruter aus Holland, einer der angesehensten unter den lebenden Philologen, der sich besonders durch seine Ausgabe und Erklärung des Tacitus berühmt gemacht hatte. Beim Näherrücken des Krieges hatte er mit seiner Tochter Heidelberg flüchtend verlassen und Zuflucht bei Lansius gefunden, der stolz war, dem befreundeten älteren Kollegen eine Heimat anbieten zu können. Gruter gegenüber saß ein junger Mensch in bescheidener Haltung und sagte, indem er einen Brief

überreichte, daß Professor Matthias Bernegger aus Straßburg ihn schicke, und daß er ohne dessen Empfehlung nicht gewagt haben würde, einen so berühmten, ehrwürdigen Mann zu stören. Gruter hieß den Jüngling willkommen und sagte ihm, er sei hier an Berneggers Statt, den er noch nicht von Person kenne und von dem er viel zu hören wünsche. Die braunen Augen des jungen Mannes leuchteten auf, als er von Bernegger zu erzählen begann, von seiner Güte, Freundlichkeit und Bescheidenheit bei großem Wissen, und wie er dies Gold plaudernd, als ob es Spielpfennige wären, unter seine Schüler austeile. In seinem Hause herrsche immer ein guter, froher Geist, obgleich er oft Mühe hätte, den großen Haushalt zu bestreiten; denn der Straßburger Magistrat sei ihm, als einem Kalvinisten, nicht wohlgesinnt und versuche ihm stets etwas vom Gehalte abzuschneiden oder die Auszahlung zu verzögern. Jetzt wohnten außer seinen Schülern auch der große französische Gelehrte Dionysius Gothofredus und dessen Frau bei ihm, die er wie Eltern pflege und heilig halte.

Gruter erkundigte sich mit Teilnahme nach dem Befinden des Gothofredus, der seit langer Zeit bettlägerig war und dessen Tod bevorstand. „Ein großes Licht," sagte er gedankenvoll, „das weithin geleuchtet hat und nun in einem Winkel unbemerkt erlischt. So haften in Kriegszeiten oft alle Blicke auf den frechen, schmutzigen Flammen, in denen die Dörfer verbrennen, und kein Auge sieht den Mond an, der darüber im Glanze des puren Lichtes badet."

Von sich selbst erzählte der junge Mann auf Gruters Befragen, daß er Robert Robertin heiße, Sohn eines Kaufmanns aus Saalfeld sei, in Straßburg studiert habe und eine große Reise machen wolle, um seine Bildung durch die Kenntnis fremder Länder und namentlich durch den Um-

gang mit hervorragenden gelehrten Männern zu vervollkommnen. Bernegger habe ihm geraten, sich an Gruter zu wenden, der, als einer der Großen im Reiche der Gelehrsamkeit, überall Freunde und Verehrer habe und ihn am besten mit Ratschlägen und Empfehlungen ausrüsten könne.

Das wolle er gern tun, sagte Gruter; er sei hier in Tübingen in der Verbannung, seine Bücher habe er zurücklassen müssen, wodurch ihm die gewohnte Arbeit sehr erschwert sei. Seine Beschäftigung sei jetzt, den Garten zu pflegen, und dabei wanderten seine Gedanken oft in die Vergangenheit, da die Zukunft von Wolken verhängt sei. Er habe das Wuchern der Gemeinen und das Verschmachten der Guten und Unschuldigen so nah mitangesehen, daß seine Seele von Bitterkeit überfüllt sei; sein Lieben sei bei den Freunden seiner Jugend, dahin ziehe sein Geist gern und wiege sich über Erinnerungsblumen.

Hier in Tübingen, sagte er, werde er seinen Gastfreund, Thomas Lansius, kennen lernen, einen klugen und heitern Mann, der seine Pflicht tue, ohne auf seinen Nachbar zu sehen, hilfreich sei, ohne Dank und Lohn zu berechnen, und gleichsam einen süßen Speichel im Munde habe, mit dem er die Pillen einschmiere, die die böse Zeit ihm zu verschlucken gebe.

Dann sei hier der Rechtsgelehrte Besold, ein feiner Geist und weichen, friedfertigen, empfindlichen Gemütes, freilich sei eine Art Süßigkeit darin, die sich leicht in Säure verwandele; allein auch wenn er gar kein eigenes Verdienst hätte, so sei er dadurch empfohlen, daß er ein Freund des besten der Menschen, des Johann Valentin Andreae, sei. Dieser weile im württembergischen Calw, das wohl eine schlechte, kunstlose Fassung für den herrlich geschliffenen, unschätzbaren Edelstein sei. Er sei so milde gegen andere,

wie ſtreng gegen ſich, ſo tapfer und unerſchrocken, wie maßvoll, ſo durchdrungen von Zorn über die wilde, böſe Zeit, wie erfüllt von Nachſicht und Verſtändnis für ſeine ſchwächeren Nächſten und von Hoffnung auf die Morgenröte eines edleren Tages. Ein Zwieſpalt ſei in dieſem wahren Gottesmanne, inſofern als er wie Beſold und der Stern unter den Sternen, Johannes Kepler, lutheriſchen Glaubens, aber den eigenen Glaubensgenoſſen verdächtig und ein Ärgernis ſei. Möchte keiner von ihnen ein Opfer ſtumpfſinniger Verfolgungsſucht werden!

Bei dieſer Gelegenheit ſchaltete Robertin ein, daß die lutheriſche Gemeinde in Straßburg einen gewiſſen ſächſiſchen Theologen zu ihrem Prediger gewünſcht, daß aber der Oberhofprediger Hoë demſelben die Erlaubnis, die Berufung anzunehmen, verweigert habe. Man erzähle ſich in Straßburg, daß es verſäumt worden ſei, dem Hoë rechtzeitig ein güldenes Becherlein in den Rachen zu werfen, und daß dieſes große Tier erzürnt ſei, weil es das Maul vergeblich aufgeſperrt habe.

„Dies Geſchlecht," ſagte Gruter, „meint, es könne Gott kaufen, wenn es nur die rechte Dimenſion für einen himmliſchen Becher herausbrächte."

In Nürnberg, fuhr er dann fort, ſolle Robertin nicht verſäumen, den alten Philipp Camerarius zu beſuchen, einen tüchtigen Arzt zu ſeiner Zeit, der jetzt den heiteren Abend ſeines tätigen Lebens feiere, den beſten Sohn des Vaters des Humanismus, Joachim Camerarius. Ein Enkel dieſes großen Mannes ſei Ludwig Camerarius, unter den Räten des Kurfürſten Friedrich der entſchloſſenſte und furchtloſeſte. Ihm ſeien die Pfiffe und Kniffe, Ränke und Schwänke der Höfe bekannt; ihm würde es zu verdanken ſein, wenn der Vertriebene je wieder in ſeine Heimat zurückkehren könne.

Weiter nach dem fernen Norden vordringend, sagte Gruter, in Danzig, dem einzigen, prächtigen und glücklichen Danzig, da kenne er jedermann und jeder kenne ihn. Die ganze Stadt sei für ihn ein Tempel der Freundschaft; dort habe er, als er vor dem Niederländischen Kriege geflüchtet sei, Jahre des Friedens und wechselseitiger Liebe genossen. Er blickte lächelnd durch das rötlichgrüne Gitter der Laube auf die Beete voll Reseden und Nelken, die von hohen Stockrosen eingefaßt waren und in der Abendsonne prangten. Nach einer langen Pause drehte er sich plötzlich nach dem ehrfürchtig schweigenden Robertin um und sagte, es könne freilich sein, daß einige von seinen Freunden inzwischen gestorben wären, denn er habe seit fast dreißig Jahren keine unmittelbare Nachricht mehr aus der entlegenen Stadt gehabt. Auch erinnere er sich nicht aller Namen mehr, aber die Häuser könne er noch wohl beschreiben, wo sie gewohnt hätten, und die stolzen Straßen, durch die er so oft leichten Herzens gegangen sei.

Ob er auch nach Pommern komme? fragte Gruter. Ja, sagte Robertin, nach Pommern habe er einen besonderen Auftrag, denn da sei ein junger Küssow zu Hause, der zwei Jahre in Berneggers Hause gewohnt habe und ihm noch hundert Taler für Verpflegung schuldig sei. Derselbe habe sein adliges Ehrenwort, mit dem er überhaupt bei jeder Gelegenheit hervorgebrochen sei, verpfändet, die Schuld pünktlich zu zahlen, der gute Professor warte aber vergeblich. Nun solle er sich an den Vater des jungen Mannes wenden, in der Hoffnung, daß Bernegger auf dem Wege zum Seinigen komme.

Gruter sagte, Bernegger sei allzu unvorsichtig und vertraue zu leicht; man müsse wissen, daß der natürliche Mensch seine Schuldigkeit nur ungern tue, und vollends die Großen

und Mächtigen sähen die Pflicht für eine Knechtschaft an, der sie nicht unterworfen wären. Wenn das Früchtlein dem Stamme gleiche, von dem es gefallen sei, werde Robertin wohl vergeblich anklopfen.

Die Reise ging nun weiter nach den Generalstaaten, wo die Namen der bedeutenden Männer und Freunde Gruters noch reichlicher strömten. Allen diesen, sagte Gruter, werde Robertin auch von ihm erzählen müssen, und er solle sagen: Janus Gruter lebe, von der Kriegsfurie in die Wiege schwäbischer Hügel verschlagen, wie ein Kind oder wie ein einsamer alter Gärtner zwischen Blumen und Vögeln. Während er in dieser Laube, erzählte er, das Frühstück einnehme, pflege er den Vögeln Brocken und Körner hinzuwerfen, und es kämen Amseln, Finken und eine kleine Blaumeise, die sein liebster Gast sei, ihr Futter aufzupicken, täglich einen Zollbreit näher, so daß sie jetzt schon fast an seine Füße rührten; dies sei für ihn der schönste Augenblick des Tages.

Gruter war viermal verheiratet gewesen und besaß aus zweiter Ehe eine Tochter, die bald nach seiner Ankunft in Tübingen von einem württembergischen Advokaten namens Christoph Welling zur Frau begehrt wurde. Er war vierunddreißig Jahre alt und hatte drei Frauen begraben, von denen eine mit einem Freunde Gruters verwandt gewesen war. Er galt für tüchtig, wurde gut empfohlen, und Agnes Sibylle selbst war der Heirat geneigt. Trotzdem, und obwohl ihm Welling den Eindruck eines einfachen, guten Mannes machte, zögerte Gruter, indem er bedachte, was für ein mißliches Los und ungewisses Wagnis die Ehe für die Frau sei. Andrerseits war es nicht weniger beunruhigend, ein Mädchen in dieser wilden, gefährlichen Zeit allein zu lassen; auch seine Schwägerin, die Schwester seiner ersten Frau, hatte

sich kürzlich wieder verheiratet, obgleich sie bisher nur die übelsten Erfahrungen gemacht hatte. So, da er sich älter und schwächer werden fühlte, gab er sein Jawort, und die Hochzeit wurde unter Anwesenheit weniger vertrauter Freunde vergnügt in Tübingen gefeiert.

So sei er denn seiner Tyrannin ledig, sagte er scherzend, und die Welt stehe ihm wieder offen wie in jungen Jahren. Er hatte den Plan, die Frankfurter Messe zu besuchen, um sich dort mit Verlegern zu besprechen; allein Camerarius, der ihn besuchte, riet ihm davon ab, da die Straßen durch die Soldaten unsicher gemacht wären. Ohne Geleit zu reisen, sei nicht ratsam, aber auch damit könne man schlecht fahren. Nichts Fröhliches konnte Camerarius berichten; das Schlimmste sei, daß der Beschützer der Pfalz selbst, Mansfeld, sich als ihr ärgster Verderber ausweise. Von solchen Leuten könne die Rettung nicht kommen. Auch Tillys Scharen, habgierige Soldaten, zerstörten und raubten; aber wenn auch ein ungenügendes und ungenügend gehandhabtes sei doch ein Gesetz da und ein Maß des Bösen. Ein Bauer habe ihm unterwegs erzählt, Tillysche Soldaten hätten bei ihm geplündert, und während sie in der Scheune den Hafer aufgeladen hätten, wäre sein Bube gelaufen, um sie anzuzeigen, so daß sie auf der Tat hätten ertappt werden können. Auf einem Hügel bei seinem Hofe ständen ein Birnbaum und ein Nußbaum, und jener sei gerade in voller Blüte gewesen; unter jedem Baum sei ein Faß aufgerichtet worden, und die Hauptschuldigen hätten sich darauf stellen müssen, dann habe der Profos die Schlinge geknüpft, einem jeden Jesus Maria ins Ohr geschrien und die Fässer unter ihren Füßen weggezogen, worauf sie noch eine Weile gezappelt hätten; eine Viertelstunde nachher wären die Soldaten schon weit gewesen, die Leichname habe er noch eine Zeit-

lang als Warnung hängen lassen, dann habe er sie heruntergelassen, verscharrt und ein Gebet darüber gesprochen.

Von den Mansfeldischen erzählte man sich, da sie nur selten Sold zu sehen bekämen, hatten sie Erlaubnis, zu stehlen, was sie brauchten. In Oggersheim hätten sie einen Bauern, der kein Geld gehabt oder es nicht hätte herausgeben wollen, über ein Feuer gehalten und ihn langsam wie ein Kalb daran rösten lassen. Frau und Kinder hätten schreiend und händeringend dabei gestanden, bis er endlich seinen Geist aufgegeben habe. Wie sie sich nun später bei einem Hauptmann oder Leutnant der Truppe beklagt hätten, hätte der geantwortet, im Kriege sei alles erlaubt, ausgenommen Morden und Brennen; das sei aber kein Mord gewesen; der Bauer sei nur zufällig unter der Marter gestorben.

„So werden die Unschuldigen wie das Vieh geschlachtet, weil die Fürsten sich untereinander berauben," sagte Gruter. Der Kurfürst solle doch Frieden mit dem Kaiser machen, da er sein Land nicht beschirmen könne.

Camerarius entgegnete lebhaft, der König sei ja bereit, auf Böhmen zu verzichten, wenn der Kaiser ihm nur die Pfalz zurückgeben wollte. Aber der Kaiser habe die Unterpfalz Spanien und die Oberpfalz Bayern versprochen, und die beiden ließen nicht aus den Krallen, was sie einmal gepackt hätten. Auch habe der Papst dem Kaiser sagen lassen, wenn die Kinder des verjagten Kurfürsten katholisch werden wollten, möchten sie restituiert werden, sonst nicht; denn die Rheingegend dürfe nicht in ketzerischen Händen sein wegen der spanischen Niederlande. Ob etwa Gruter wolle, daß der Papst und Spanien die ganze Pfalz und schließlich das ganze Reich verschlängen?

Gruter schüttelte den Kopf und sagte, jetzt sei freilich alles verschüttet; jetzt sei keiner mehr außer Gott, der retten könne.

Einer sei da, sagte Camerarius, der von Gottes Geist voll sei, und meinte damit den König von Schweden, Gustav Adolf, in dessen Dienst er nach der unglücklichen Prager Schlacht getreten war.

Da sich Gruter und Lansius nach den Absichten des schwedischen Königs erkundigten, sagte Camerarius, er sehe wohl ein, daß das Papsttum, Spanien an der Spitze, gegen den Norden vorrücke, und daß nur ein einmütiges Zusammenwirken der evangelischen Mächte die steigende Flut zurückwerfen könne. Das Reich müsse sich im Norden konzentrieren, um Österreich das Gleichgewicht zu halten. Die Union sei zerfallen, nachdem sie kaum jemals lebendig gewesen sei; es müsse ein starker Bund gebildet werden, in dem eine Vormacht das Regiment führe. Täten sich dieser Bund, England, Dänemark, Schweden und die Generalstaaten zusammen, und bekämen sie noch von Venedig und der Schweiz Hilfe, so müsse es ihnen gelingen. Der König wolle sich aber nur einlassen, wenn er des Bundes und des Krieges Direktor werde; nicht um sich etwas Fremdes anzueignen, sondern weil er die Kraft dazu in sich fühle, und daß Gott mit ihm sein werde.

Gruter schwieg eine Weile und sagte dann, er glaube nicht, daß Fürsten das Elend bessern würden. Die Verderbnis sei allzu groß unter ihnen. Da hätten jetzt die neuen Markgrafen von Baden-Baden bekanntgegeben, daß sie allen Gläubigern ihres Landes, die sich melden würden, die Schulden zahlen wollten. Er gehöre auch dazu, habe gute, beglaubigte Papiere; aber er vernehme, daß die Schulden in schlechtem Gelde ausgezahlt würden, so daß man über die Hälfte verliere. Wie bei solcher Redlichkeit der Fürsten das Volk die Gesetze respektieren sollte!

Sie bedienten sich jedes Mittels, um zu Gelde zu kommen,

ſagte Camerarius; einer ſei darin wie der andere. Wenn ſie es wenigſtens zu löblichen Zwecken verwenden wollten!

Einige Wochen ſpäter vermißte Gruter, als er, in der Laube ſitzend, ſeinen Vöglein das Futter austeilte, die Blaumeiſe, und als er ſpäter das Unkraut von den Beeten ausräumte, fand er ſie, auf dem Rücken liegend, als einen kleinen, ſtillen Leichnam. Er hob ihn auf, trug ihn in der Hand mit ſich herum und horchte viele Male, ob nicht doch noch Leben im Herzen ſei; endlich begrub er ihn an der Stelle, wo er ihn gefunden hatte. Als Doktor Lanſius ſpäter in den Garten kam, fand er Gruter unbeſchäftigt in der Laube ſitzend, mit feuchten Augen ins Weite ſehend. Er erzählte Lanſius vom Tode ſeines kleinen Lieblings und fügte hinzu, das habe den Fall Heidelbergs zu bedeuten. „Heidelberg, Heidelberg!“ klagte er, „niemals werde ich die geliebte Stadt wiederſehen! Der Tod meines Vögleins hat es mir angezeigt!“ Vergebens ſuchte Lanſius ihn zu tröſten, indem er ihn neckend warnte, ſich nicht nach Art des Pöbels vom Aberglauben ſchrecken zu laſſen; er ließ ſich die Ahnung nicht ausreden und vermochte ſeine gedrückte Stimmung nicht zu überwinden. Nach ein paar Tagen kam die Kunde von der Eroberung Heidelbergs durch Tilly nach Tübingen; man vernahm, daß die Stadt geplündert, daß viel Blut vergoſſen ſei, daß Zerſtörung, Jammer und Verzweiflung herrſche. Allmählich wurden die Nachrichten deutlicher und gewiſſer: Gruters Haus, das er verſchloſſen unter dem Schutze eines Dieners zurückgelaſſen hatte, war gewaltſam geöffnet, ſeine Bücher waren auf die Straße geworfen, beſchmutzt und zertreten worden. Die berühmte Bibliothek war auf Wagen geladen und weggeführt, wie man ſpäter hörte, um von Maximilian dem Papſte als ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit geſchenkt zu werden.

Auch die kaiserlichen Räte waren mit der Übertragung der pfälzischen Kur auf den Herzog von Bayern nicht einverstanden, selbst diejenigen, die einsahen, daß der Kaiser nicht mehr davon könne, hätten gern temporisiert, bis eine gelegenere Zeit käme. Allein der Herzog drängte dermaßen, daß nachgegeben werden mußte, und der Kaiser meinte, worauf man auch warten wolle? Er habe keine Feinde mehr, Böhmen sei unterworfen, das Reich beruhigt, und die Scheelsüchtigen, die immer vorhanden wären, müsse der Herzog auf sich nehmen. Man wisse ja, was es mit den Kriegsdrohungen der Fürsten auf sich habe, zwischen Bellen und Beißen sei der Weg lang. Mit der Empfindlichkeit des Kurfürsten von Sachsen war es immerhin eine heikele Sache und vollends mit dem König von Spanien, der sich hatte verlauten lassen, lieber wolle er mit den Staaten Frieden machen als dem Herzog von Bayern den Kurhut lassen; denn je mächtiger Bayern würde, desto gewisser würde es mit Frankreich gemeinsame Sache gegen das Haus Österreich machen. Um die Erzürnten zu beschwichtigen und die Sache irgendwie zur Effektuierung zu bringen, eröffnete der Kaiser im November des Jahres 1622 einen Reichstag in Regensburg, auf welchem von den protestantischen Fürsten nur Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt persönlich erschien, während die anderen grollend daheim blieben und sich nur durch Gesandte vertreten ließen. Den heftigsten Einspruch gegen die Übertragung der Kur erhob Wolfgang Wilhelm von Neuburg, indem, wenn Friedrich V. sie verwirkt habe, er der nächstberechtigte Erbe sei und den gesetzlichen Anspruch darauf habe. Dieser Protest fand gar keine Berücksichtigung, weil die Kur ja nicht durch Aussterben einer Linie erledigt, sondern durch Felonie verwirkt sei, und es wurde überdem bedauert, daß Neuburg seinem Schwiegervater und Be-

gründer seines Glücks, der ihn zum wahren Glauben zurückgeführt habe, nun so zuwider sei, ja es wurden Zweifel ausgesprochen, ob die Bekehrung vollkommen und aufrichtig in diesem Fürsten durchgegriffen habe. In Wahrheit wankte Wolfgang Wilhelm durchaus nicht im Glauben, wie er denn in allen seinen Ländern ohne Gnade reformiert hatte; aber er hatte längst angefangen, die bayrische Vormundschaft unwillig zu ertragen, weswegen er auch seine Frau mied und, soviel es anging, auf Reisen war. In ihrer Gesellschaft war er schweigsam, oder er nörgelte über irgend etwas, bei Tische über die Speisen, weil sie zu viel oder zu wenig gesalzen wären, oder über die Erziehung seines Sohnes Philipp Ludwig oder über zu große und übel angewandte Ausgaben im Haushalt. Waren aber Gäste bei ihm, oder war er gar zu Besuch an fremden Höfen, wo er hochangesehen war, so lief das Werk glatt wie frisch mit Öl geschmiert: dann wiegte er sich in fürstlich lächelnder Überlegenheit, gebärdete sich splendid, ließ sich Entwürfe zu neuen Jesuitenkirchen vorlegen und bestellte Bilder bei berühmten Malern, die ihn später, wenn sie zu Hause eintrafen und bezahlt sein wollten, verdrießlich machten und zu neuen Nörgeleien Anlaß gaben.

Im Februar fand die feierliche Investitur des Herzogs von Bayern mit der Kur statt, wobei derselbe sich ernst und prächtig zeigte und verstohlen beobachtete, wie sich die anwesenden Fürsten verhielten und daß der spanische Gesandte, um seinen Disgust und Protest öffentlich bemerkbar zu machen, ausgeblieben war. Bei dem feierlichen Mahle, das auf den Akt folgte, hatte Maximilian, als nunmehriger Truchseß des Reiches, dem Kaiser die Schüssel zu präsentieren, und stand steif und ein wenig bedrohlich hinter Ferdinands Stuhle. „Vetter, laß das Serviertüchel nicht fallen," flüsterte dieser ihm, heimlich lachend, zu; aber Maxi-

milian kniff die Lippen zusammen und tat, als ob er den Scherz überhört hätte.

Vom Erblande des vertriebenen Kurfürsten erhielt Maximilian die Oberpfalz, wogegen er sein Pfand Oberösterreich dem Kaiser zurückzugeben versprach. Auf die Unterpfalz rechnete Spanien gleichsam als Ersatz für die verlorenen niederländischen Staaten, und mit einzelnen Teilen wurden verschiedene Fürsten belohnt, die sich um die kaiserliche Sache verdient gemacht hatten; so erhielt der Erzbischof von Mainz die Bergstraße, auf welche er alte Rechte zu haben behauptete. Die Gebiete benachbarter pfälzischer Grafen erhielt Landgraf Ludwig von Darmstadt, über den sich auch sonst die Fülle kaiserlicher Gnade ergoß. In dem Erbschaftsstreit mit seinem Vetter Moritz wurde nämlich zu seinen Gunsten entschieden, und zwar so, daß er nicht nur den strittigen Teil ganz, sondern auch die Einnahmen erhalten sollte, welche während der Jahre, da Moritz ihn innegehabt hatte, daraus geflossen waren, und die auf siebzehn Millionen Gulden berechnet wurden.

Man sehe nun, sagte Landgraf Ludwig im Kreise der befreundeten Fürsten, wie Gehorsam und Geduld bei Gott wohl angesehen sei und zuletzt belohnt werde. Er freue sich, daß er während seiner Gefangenschaft aus dem bitteren Leidenskelche getrunken habe, ohne zu murren, und nie anders gebetet habe als mit dem König David: „Harre auf den Herrn und halte seinen Weg, so wird er dich erhöhen, daß du das Land erbest." Er triumphiere jetzt auch nicht über die gestürzten Feinde, habe auch mit seinem Vetter Moritz ein christliches Erbarmen, der nun an Land und Leuten verkürzt und dazu in eine unabsehbare Schuldenlast gestürzt sei; aber er habe ihm oft gutmütig vorgestellt, er solle dem widerrechtlich angemaßten Besitz entsagen, Moritz sei hals-

ſtarrig geweſen und habe nicht hören wollen, er ſei ſelbſt ſchuld.

Der alte Schweikhard, der etwas eingefallen war und zuweilen während der Verhandlungen einſchlief, nickte und ſagte, er würde die Bergſtraße, obwohl ſie von Rechts wegen ſein ſei, gern fahren laſſen, wenn er damit allen Hader, Krieg und Untreue, die im Reiche vorgefallen ſeien, ungeſchehen machen könne. Die gute alte Zeit ſei vorüber, die neue gefalle ihm nicht mehr; er könne nicht begreifen, warum ſich Katholiken und Proteſtanten nicht miteinander vertragen ſollten, wenn ſie nur alle deutſch, treu und redlich von Herzen wären.

Ja, ſagte der Landgraf Ludwig, ſo habe er auch gedacht; er wolle im Glauben ſeiner Väter verharren, aber er verehre die katholiſche Kirche, welche die Mutterkirche ſei, und würde ſie ſchon deshalb verehren, weil ſein Kaiſer ihr angehöre. Etwas anderes ſei es mit den Kalvinern, dieſen gehe Treu und Glauben ab, was ſich auch darin zeige, daß ſie alle die frommen altdeutſchen Sitten verachteten und ſich der franzöſiſchen ſogenannten Höflichkeit befleißigten, die leider Gleisnerei und Gottloſigkeit bedeute. Die Kalviner erkennten keine Obrigkeit an, weder die himmliſche noch die irdiſche, rühmten und trotzten mit Gelehrſamkeit und eigenem Wiſſen, das, als menſchlich, doch allemal Blendwerk ſei. Deswegen ſei auch die Ritterſchaft von Heſſen-Caſſel uneins mit ſeinem Vetter, dem Landgrafen Moritz, halte feſt am Kaiſer und wolle ſich nicht auf die Irrwege ihres Fürſten führen laſſen.

Dieſe beiden Fürſten wurden vom Kaiſer dafür gewonnen, den Kurfürſten von Sachſen mit der bayriſchen Kur zu verſöhnen, und es wurde zu dieſem Zweck eine Zuſammenkunft in Schleuſingen vereinbart, an welcher auch der Kurfürſt

von Köln, Maximilians Bruder Ferdinand, teilnahm. Anfänglich ließ Johann Georg seiner Empfindlichkeit und Entrüstung freien Lauf: wohin das führen solle, sagte er, wenn der Kaiser die Kurfürsten des Reiches ohne vorgeschriebene Formalität absetzen und wie Kohlköpfe ausraufen könne? Es müsse doch ein Unterschied zwischen Kur- und anderen Fürsten sein! Ja, das wäre das Fundament des Reiches, ein Unterschied zwischen Kur- und anderen Fürsten müsse sein. Ohnehin wolle jetzt jedes Gräflein ein Fürst sein, und jeder Fürst schiele nach dem Kurhute, dem müsse gesteuert werden. Auf dem Regensburger Tage habe der Kaiser den Eggenberg, der sonst ein guter Mann sei, zum Reichsfürsten gemacht, und so einer wolle dann bei den Reichstagen auf der Fürstenbank sitzen. Das beliebe den guten uralten Fürstenhäusern billigerweise nicht, und ebensowenig möge er neumodige Kurfürstenmützen neben sich leiden.

Auch habe es ihn sehr verwundert und gekränkt, wie der Kaiser in Böhmen mit seinen lutherischen Glaubensgenossen verfahre, nicht anders, als ob sie Kalviner wären. Da würden ja diejenigen recht behalten, die vorher geschrien hätten, der Kaiser mache keinen Unterschied zwischen den Ketzern und bediene sich nur zuerst der Lutherischen gegen die Kalviner, weil sie das Schwert führten, und er denen ihre Bibel hernach leicht aus der Hand winden könne.

Das mit dem Eggenberg wollten Mainz und Darmstadt auch nicht approbieren; dagegen erinnerten sie den Kurfürsten daran, daß die Größe seines Hauses die Frucht der Anhänglichkeit seiner Vorfahren an den Kaiser sei, indem Kaiser Karl V. dem Ernestiner Johann Friedrich wegen seiner Rebellion die Kur genommen und auf seinen Vorfahren Moritz übertragen habe; so solle er doch an dem altgeheiligten Grundsatz festhalten und nicht von der heroischen

Bahn abweichen, auf welcher er erſt kürzlich wieder die Lauſitz davongetragen habe. Über die rechtliche Frage der pfälziſchen Kur könne ja auf künftigen Reichstagen entſchieden werden, da ſie dem Herzog Maximilian nur auf ſeine Lebensdauer übertragen ſei.

Dieſen Gründen zeigte ſich Johann Georg zugänglich, um ſo mehr, als der Kaiſer ihm kürzlich den Titel Durchlaucht zu führen erlaubt hatte, und die Tage konnten nach bald erledigtem Geſchäft gänzlich der Jagd gewidmet werden, die in Schleuſingen vortrefflich war und durch heiteres Wetter begünſtigt wurde. Nur der Erzbiſchof von Köln nahm nicht ſo lebhaft an der Fröhlichkeit teil, ſondern litt an Melancholie, hatte auch vor einiger Zeit ein Gelübde getan, das Jagen, als einem geiſtlichen Fürſten nicht geziemend, aufzugeben, und pflegte erſt bei der Tafel nach häufigem Zutrinken geſellig zu werden. Einmal, als die Herren ihn zur Jagd überredet hatten, ſtießen ſie, erhitzt und durſtig, auf ein altes Weib, das am Wege ſaß und Pflaumen verkaufte. Erzbiſchof Ferdinand, dem das reife Obſt verlockend ins Auge ſtach, ließ durch einen ſeiner Leibknappen davon einkaufen, worauf er ſie ſogleich verzehrte. Als ſie wieder zu Hauſe waren, klagte er über heftiges Bauchgrimmen, und daß er von der Obſthändlerin verhext ſei; es ſei ihm gleich aufgefallen, wie ſie ihn ſo ſeltſam überzwerch angeſehen und etwas gemurmelt habe, auch hätten ihm die Pflaumen beim Eſſen widerſtanden, obwohl er es andererſeits nicht hätte unterlaſſen können. Die anderen Fürſten tröſteten ihn, es ſeien wohl etwas viel Pflaumen geweſen, auch habe er nun Bier darauf getrunken, was nicht allemal bekömmlich ſei, es könne die Krankheit auch natürlichen Urſprung haben und nach fleißigem Purgieren oder auch ſonſt wieder vergehen.

Natürliche Schmerzen seien es gewiß nicht, klagte der Erzbischof, vielmehr wühle und reiße es in seinem Leibe, als ob Schlangen und Würmer darin wären, die sich umeinander drehten und mit seinem Eingeweide verwickelten. Er habe sich auch gleich gedacht, daß ihm etwas zustoßen würde, weil er morgens beim Ankleiden das Amulett vergessen habe, das er immer an sich trage und das gut gegen Beherung sei und gewisse arabische Zeichen an sich habe. Wenn die Hexe gefangen und verbrannt werden könnte, würde es vielleicht besser mit ihm werden.

Der Kurfürst von Sachsen sagte, er habe gewiß einen großen Abscheu gegen die Hexen und strafe sie nach Recht und Gesetz, wo er sie antreffe; aber hier herum gebe es keine mehr, dessen könne er gewiß sein, und so dreinfahren könne man auch nicht, man müsse wenigstens erst zusehen, ob sonst etwas gegen die Alte vorliege.

Lange fragen müsse man da nicht, sagte Ferdinand, dem es mittlerweile ein wenig besser geworden war. Freiwillig bekennten sich die Zauberer und Hexen ihrer scheußlichen Frevel nicht schuldig, es müsse durch die Folter ermittelt werden, er habe darin Erfahrung. Das Kölnische sei so voll Hexen, daß er die Scheiterhaufen gar nicht ausgehen lassen könne, so arbeite er seit bald zehn Jahren unermüdlich, und doch sei das Land noch nicht gesäubert.

So schlimm sei es im Mainzischen nicht, sagte Schweikhard; ob das Übel im Kölnischen vielleicht eine Strafe Gottes sei, weil der hochselige Kurfürst Ernst, Ferdinands Oheim, in seiner Jugend der schwarzen Kunst ergeben gewesen sei, wie man wenigstens gemunkelt habe.

Ja, seufzte Ferdinand, und die Jagd habe er allzusehr geliebt, wie er ja selbst leider Gottes sich auch wieder von seinem Gelübde hätte abbringen lassen. Aber er, Mainz,

könne doch füglich nicht bestreiten, daß er dem Laster auch anhange, und er fürchte, die Herren seien in der Sache mit den Hexen zu sorglos, weil sie ihre Gefährlichkeit unterschätzten. So habe in Köln kürzlich eine Hexe unter der Folter bekannt, daß die Hexen und Zauberer sich auch in der Kirche mitten unter der frommen Gemeinde aufhalten könnten, wenn sie nur gewisse Vorsichtsmaßregeln beobachteten, und daß Hexen den Platz, wo solche gesessen hätten, an einem gewissen schwefelichten Geruch herauskennen könnten, der aber nur ihnen spürbar sei. Daraufhin hätten die Richter sie in die Domkirche geführt, damit sie alle Plätze, die diesen Geruch von sich gäben, bezeichne und man so den Unholden auf die Spur komme und einen großen Fang mache; da habe sie denn seinen eigenen Platz angemeldet und habe sich, davorstehend, die Nase zugehalten, als ob sie einen unerträglichen Geruch verspüre, auch gerufen: „Weiter, weiter! denn hier ist es vor Gestank nicht auszuhalten!" Sie sei dann geschwind und in aller Heimlichkeit justifiziert, man sehe aber daraus die Bosheit und Gefährlichkeit dieser Geschöpfe, und wie notwendig es sei, mit äußerster Schärfe gegen sie vorzugehen. Freilich, meinte er traurig, habe es auch die Hexenbrut auf ihn besonders abgesehen, weil er sie verfolge und sie auszurotten beschlossen habe, und es sei wohl möglich, daß sie ihm doch noch einmal etwas anwischten, wie er jetzt wieder erfahren habe; aber deswegen wolle er doch den Kampf nicht aufgeben.

Am letzten Tage saßen Kurfürst Schweikhard und der Landgraf zusammen auf dem Anstand unter einer Föhre und einer Birke, die dicht aneinander gewachsen waren, um ein paar Hirsche zu erwarten, die vorüberkommen sollten, als es dem Kurfürsten plötzlich schwindelte, so daß er sich einige Minuten an des Landgrafen Schulter lehnen mußte,

bis er wieder zu sich kam. Er sah betrübt in die bläuliche Luft, in der goldene Blätter wie Schmetterlinge auf und nieder schwebten, über das rosenrote Heidekraut hin zu dem stillflammenden Waldsaume und sagte: „Ach, wie wohl ist es uns Menschen unter Gottes Himmelslicht! Ich habe es nun einundsiebzig Jahre dankbar geschaut, und es mag wohl bald die Abendstunde näherkommen, wo ich in das dunkle Bett hinuntersteigen muß.“ Nicht doch, sagte der Landgraf, dieser Anfall sei nur eine Folge des vielen Zechens, das sie hier gepflogen hätten und das Schweikhard in seinem Alter nicht mehr so gut vertragen könne. Ja, sagte Schweikhard getröstet, das leidige übermäßige Saufen sei die Ursache, und es sei gut, daß es ein Ende habe. Sonst sei er, Gott sei Dank, noch rüstig und habe auch ein gutes Gewissen, soweit ein armer Sünder vor Gott es haben könne. Das sei wohl gesprochen, sagte der Landgraf, dessen volles Gesicht von behaglichem Lebensfeuer blinkte, sie wollten, wenn ihr Stündlein gekommen sei, als fromme Christen im Grabe einen ruhigen Schlaf halten, bis Gott sie zur fröhlichen Auferstehung herausblasen lasse.

Auf den Vorschlag der Herzogin Elisabeth, seiner Mutter, nahm Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel seinen Bruder Christian selbst in Bestallung, in der Meinung, ihn dadurch unschädlich zu machen. Christian ließ sich diese Stellung um des ansehnlichen Gehalts willen, und um seinem Heer gute Quartiere zu verschaffen, gefallen, nicht aber, um seine Kriegspläne aufzugeben, vielmehr nahm er noch den Herzog Wilhelm von Weimar und den Herzog Friedrich von Altenburg in Dienst, welche beide Regimenter geworben hatten, aber keinen Unterhalt für sie aufbringen konnten. Friedrich Ulrichs Schrecken war groß, als der Kaiser sich wegen der

verfänglichen Rüstung beklagte und zur Entwaffnung aufforderte; denn bei der Nähe des ligistischen Heeres unter Tilly schien Gehorchen ebenso bedenklich wie Widersetzlichkeit, abgesehen davon, daß kein Mittel an der Hand war, Christian loszuwerden.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1623 speiste Christian mit seinem Hofmarschall Dodo von Knyphausen bei der Herzogin-Mutter in Wolfenbüttel zu Abend. Sie sollte ihn gar nicht empfangen, sagte die Herzogin zu Knyphausen; denn sie wisse wohl, daß er an den Extravaganzen ihres Sohnes schuld sei; sie tue es aber ihrem Sohn zuliebe. Nein, so viel maße er sich nicht an, sagte Knyphausen, Christian sei ein viel zu heroischer Prinz, als daß er sich von einem einfachen Ritter gängeln lasse; aber den Zorn der Herzogin, wenn sie etwa zürne, auf sich zu nehmen, rechne er sich zur Ehre an. Er glaube aber bestimmt, es sei nur wegen der Staatsräson, daß sie ihren Sohn abmahne, ihr Gemüt müsse sein rühmliches Vorhaben billigen.

Sie, die eigene Mutter, wisse ja nicht, was er vorhabe, sagte Elisabeth. Er treibe es jetzt so hoch, daß das Gerede umgehe, er wolle nach Böhmen und sich da mit Bethlen Gabor und gar mit dem Türken verbünden. Es solle der ältere Graf Thurn, der mit Christian herumziehe, selbst in Konstantinopel beim Türken gewesen sein, um etwas abzuschließen. Ob eine christliche Mutter so etwas billigen könne?

Ach, sagte Knyphausen, der Türke sei doch nicht einmal ein Jude, mit dem man ja Handel und Wandel treibe. Der Kaiser habe ihm sogar seine eigene Tochter zum Weibe angeboten, jener sie aber ausgeschlagen.

Da unten, sagte Elisabeth, geschehe wohl vieles, wovor einem grause; in Wien und Prag möchten sie bereits halbe

Türken sein. Sie habe auch die vielen Fahrten ihres Herrn, des verstorbenen Herzogs Heinrich Julius, nach Prag nicht gern gesehen, und sie wären ihm auch nicht zum guten ausgeschlagen.

Das wären andere Fahrten gewesen, sagte Christian lachend; seine würden dem Kaiser Ferdinand nicht so lieb sein, wie die seines Vaters dem Kaiser Rudolf.

Nein, sagte Knyphausen, der Kaiser habe sich schon umgehört, wie weit es von Halberstadt nach Prag sei.

Sie möchte wohl noch allein mit ihrem Sohne reden, sagte Elisabeth; denn im Beisein Knyphausens wären es nur vergebliche Worte. Wenn sie, als ihres Sohnes Schutzengel, ihm ins rechte Ohr flüstere, zische er als ihr Gegenpart sogleich in das linke, und sei ja immer das Böse stärker als das Gute.

Wenn er eine solche Schlange wäre, sagte Knyphausen, würde die Herzogin ihm nicht so feind sein, weil seit alters zwischen der Schlange und dem Frauenzimmer eine sonderbare Vertraulichkeit bestände.

Elisabeth klopfte ihm scheltend auf den Arm; sie sei zwar eine Tochter Evas, sagte sie, aber Gott sei Dank auch durch Christi Blut erkauft und habe nichts mehr mit dem listigen Satan zu schaffen.

Zu später Stunde stand Elisabeth auf und befahl Christian, sie in ihr Schlafgemach zu begleiten und dort von ihr Abschied zu nehmen; Knyphausen solle inzwischen sein Gemach aufsuchen.

Ja, sagte Knyphausen, bis an das Bett der Herzogin dürfe er seinem Herrn freilich nicht folgen, und empfahl sich.

Elisabeth zog ihren Sohn zu sich auf den Rand ihres Bettes, faßte seine Hand und bat ihn, sie anzuhören. Er wisse, begann sie, daß sie auf Erden nichts liebe als ihn.

Gott möge es ihr verzeihen, er gehe ihr über die Seligkeit. Ob er die Schwarzpappeln vor dem Fenster rauschen höre? Als kleines Kind habe er gern mit glänzenden Augen darauf gehorcht, plötzlich aber habe er sich gefürchtet, beide Ärmlein um sie geschlungen und das frische Gesichtlein an ihren Hals gedrückt. Das könne sie niemals vergessen; sie lebe nur, um ihn zu schützen und ihm in der Not eine Zuflucht zu sein. Wenn sie ihn von seinem Wege abhalten wolle, so tue sie es nur aus Angst, daß er sich selbst verliere. Gott habe ihm eine schöne Zukunft vorgesteckt; sein Bruder, Friedrich Ulrich, sei kinderlos und werde es bleiben, er sei sein Erbe und Nachfolger, werde wohl auch noch vor Friedrich Ulrichs Ableben an die Regierung kommen. Dann habe er ein schönes, reiches, uraltes Fürstentum; warum er denn fort und nach Unruhe strebe? Sie sei vielleicht zu alt, um ihn zu halten, seine Jugend begehre nach einem Weibe, sie wolle auch nichts dawider haben, habe es schon bedacht und wisse ihm ein vortreffliches, auch hübsches fürstliches Fräulein vorzuschlagen.

Christian riß sich von seiner Mutter los und schlug die Hände vors Gesicht. Davon, nur davon solle sie schweigen. Alle Weiber machten ihm Abscheu bis auf eine, eine einzige, die er ewig anbeten und nie erlangen würde.

Um Gottes willen, rief Elisabeth, es könne doch nicht an dem sein, daß er wirklich die Böhmenkönigin, ihre Nichte, meine? Ach, warum Gott sie so strafe, daß sie lauter Buhlerei und böse Lust in ihrem Hause erleben müsse!

Christian unterbrach sie und gebot ihr, indem er seine brennenden Augen auf sie richtete, zu schweigen, wenn sie nicht wolle, daß er sie augenblicklich für immer verlasse. Er habe ohnehin die Hölle in der Brust, ihr Jammer schütte Öl in die Flammen. Was es sie denn auch anfechte? Das

Herzogtum möge dem anderen Zweig anfallen, ihm sei es gleich und könne es auch ihr sein. Er habe nichts Unrechtes zu tun im Sinn, sondern Großes. Vom Himmelreich der Pfaffen wisse er nichts, aber für Recht und Wahrheit auf Erden wolle er kämpfen, im Reich des wahren Gottes, da wolle er sich einen Fürstensitz erwerben.

Ach, das klinge herrlich, sagte Elisabeth, aber es könne auch Musik des Teufels sein. Ihr verstorbener Herr, Christians Vater, habe immer gesagt, und auch ihr Bruder, König Christian, sage es, der Kaiser sei die Grundlage des Reichs, die dürfe man nicht antasten, denn wenn das uralte heilige Reich einstürze, so werde es uns alle unter seinen Trümmern begraben.

Verfluchtes Affengeschwätz! rief Christian, indem er aufsprang, um heftig im Zimmer auf und ab zu laufen. Warum denn das alte Reich heilig sei? Es sei voll von Lüge, Falschheit und Dummheit! Und wenn es sie auch alle begrübe, sie müßten doch alle davon, es könne einmal nichts immer dauern, und das sei auch besser. Vielleicht wüchse einmal etwas Schöneres aus dem Moder. Wenn er nur von ihr, seiner liebsten Mutter, nicht den jahrtausendalten Brei aus Adams Küche vernehmen müßte! Sie sollte ein edles, freies Gemüt haben, sich nicht von Kleinmut und Alltäglichkeit ersticken lassen. Es handle sich darum, ob Glaube und Freiheit sollten ausgerottet werden oder bleiben. Ob sie zu denen gehören wolle, die den Himmel einstürzen ließen, wenn nur ihr eigenes Dach keinen Riß bekäme?

Wenn es nur auch gewiß sei, daß es um die Religion gehe, sagte Elisabeth. Wüßte sie das, so wollte sie gewiß alles, was sie habe, ihr letztes Kleinod und Witwengut ihm aufopfern, damit er seinen ritterlichen Kampf bestehe. Sie wisse ja, daß er nicht toll und nicht gottlos sei, sie kenne

sein Herz, das aus ihrem geboren sei: es könne vielleicht Dornen und Unkraut neben dem Lorbeer tragen, aber nicht wüst werden wie der Acker des Judas. Ja, sie schwöre es ihm, wieviel Herren ihm auch nachliefen und ihm schmeichelten, keiner vertraue ihm so wie sie, seine Mutter. Es werde sie keine Träne und kein Zittern kosten, für ihn zu sterben, wieviel mehr werde sie Hab und Gut und Reputation an ihn wagen. Nur solle er jetzt nicht allein mit ein paar abenteuernden, länderlosen jungen Fürsten, die nichts zu verlieren hätten, den vergeblichen Kampf führen wollen. Er solle jetzt Versöhnung mit dem Kaiser suchen, es sei ja keine Gefahr im Verzuge, der Kaiser könne nicht ganz Deutschland von einem Tage zum andern zur Messe zwingen. Als regierender Herzog finde er eher Mittel zu einer ordentlichen Aktion. Die Konstellation könne sich ändern, England und Dänemark schwankten jetzt, wolle es Gott, könnten sie noch heroische Entschlüsse fassen. Dann könne er als Feldherr eines mächtigen Heeres Siege erfechten und Ehre davon haben.

Nach der vorangegangenen Erregung war eine plötzliche Ermüdung über Christian gekommen; er legte den Kopf an die Schulter seiner Mutter und brach in Tränen aus. Im rötlichen Schein der Wachslichter, die in einer Ecke des Zimmers brannten, betrachtete sie liebevoll sein fahles, mageres Gesicht und streichelte sein blondes Haar. Er solle ihr versprechen, sagte sie dabei, den vom Kaiser angebotenen Pardon anzunehmen und sich für bessere Zeiten aufzusparen. Nur sie könne ihm raten, Knyphausen sei ihm wohl treu; aber gehe es zum Abgrund mit ihm, Christian, so werde er einen anderen Dienst suchen, kaum eine Träne um ihn weinen. Von den Weimaranern wolle sie gar nicht reden, die wollten nur ihrem Oheim, Johann Georg von Sachsen,

einen Tort antun, was ihm wohl auch zu gönnen sei, da er sich der evangelischen Christenheit so wenig annähme; aber sie hätten ja die Mittel nicht dazu und täten besser, sich zu fügen, wer vergeblich wider den Stachel löke, werde nur ausgelacht.

Schweigsam und müde kam Christian nach Gröningen zurück und eröffnete seinen Offizieren, daß er den Pardon des Kaisers anzunehmen gedenke. Johann Ernst von Weimar richtete sich stramm auf und sah Christian mehr erstaunt als zürnend an. Das könne und wolle er von ihm nicht glauben, sagte er. Zwischen einem rechtlichen evangelischen Fürsten und dem Kaiser könne kein Friede bestehen. Dazwischen sei eine Kluft, die Gott gegraben habe, die sollten Menschen nicht überbrücken wollen. Vielleicht schließe sie sich einmal von selbst durch ein Opfer, das müsse dann aber ein schweres Blutopfer sein.

Auf Christians Wort habe er sich verlassen, sagte Wilhelm; wie er sie jetzt, ohne sie zu befragen, preisgeben könne.

So verhalte es sich nicht, fuhr Christian auf; Wilhelm sei froh gewesen, seinen Dienst anzunehmen. Verpflichtet habe er sich zu nichts, niemand könne ihm etwas vorschreiben.

Das sei einmal wieder eine Überraschung, sagte der junge Friedrich von Altenburg mit großen Augen. Auf einmal solle man auseinanderlaufen, bevor noch eine einzige Aktion stattgefunden habe? Er laufe sich die Beine ab, um ein Gefecht mitzumachen, und der Krieg laufe vor ihm fort, er komme sich vor wie eine Friedenstaube.

Bernhard von Weimar, dem der Altenburger Vetter unleidlich war, zog die Augenbrauen finster zusammen und sagte halblaut zu seinem Bruder, wenn er die Faselei länger anhörte, würde er ihm an die Kehle springen, und verließ das Zimmer.

Er beſorge, dahinter ſtecke ſein Oheim, ſagte Johann Ernſt. Chriſtian ſolle doch der liſtigen Spinne nicht ins Netz gehen, die ihn überfallen und ausſaugen werde wie eine Fliege.

Er habe mit dem Kurfürſten von Sachſen nichts zu ſchaffen, erwiderte Chriſtian, auch mit dem Kaiſer nicht; er wolle nur ſeine Haut nicht umſonſt zu Markte tragen. Knyphauſen zwinkerte den Weimaranern mit den Augen zu; man ſolle den Brei nur erſt einmal abdampfen laſſen, meinte er. Es ſei doch auch zu bedenken, was das Heer im ganzen zu dem Handel ſagen würde? Ob das ſo gutwillig auseinanderginge? Und ob es nicht ſchade um die ſchönen, wohlausgeſtatteten Regimenter ſei? Da könne Chriſtian doch lieber wieder in den Dienſt der Generalſtaaten treten, die würden froh um ihn ſein. Vorher könne er ja noch zuwarten, ob Tilly einfalle, und dann den Kreis wider ſeinen Willen erretten; wenn es gelinge, werde man ihm danken, wenn nicht, ſo könne er ſich immer auf die Staaten zurückziehn.

Er habe, ſagte Johann Ernſt, obwohl Chriſtian jünger als er ſei, ihn wie einen Helden des edlen Altertums geliebt und verehrt, und wenn er ihn abweichen und paktieren ſehen müſſe, ſo werde er ſeinen Fall mehr betrauern, als er den Tod ſeiner Mutter betrauert habe. Was ihn betreffe, ſo werde er irgendeinen anderen Dienſt gegen den Kaiſer annehmen, nie ſich unterwerfen. Auf den Sieg könne er verzichten, auf die Ehre nicht.

Das ſei wohlgeſprochen, ſagte Wilhelm; einen ehrlichen Frieden weiſe er nicht von der Hand; aber Pardon könne er von ſeinem Feinde nicht annehmen.

Was? Pardon? rief der Altenburger. Der Kaiſer offeriere ihm Pardon? Und er habe doch dem Kaiſer ſowohl wie der

Infantin Isabella seine Dienste angeboten, die sie aber nicht gewollt und nicht bezahlt hätten. Ob er etwa seiner Lebtage auf dem Lotterbett liegen sollte? Irgendwo müsse doch ein junger Kavalier sich im Kriegswesen üben, wenn er eine heroische Laufbahn vorhätte.

Christian sagte, wenn sie treu zu ihm ständen und alles mit ihm wagen wollten, so sei es gut. Im Kreise bleiben könnten sie nicht, die Stände wären feige, wollten es mit niemandem verderben. Etwa könnten sie sich nach Böhmen und Ungarn durchschlagen, wenn nur dem Bethlen Gabor zu trauen wäre. Das beste wäre, wenn sich Sachsen, Brandenburg und Hessen-Cassel doch noch zu einem Entschluß bringen ließen, er wolle sie noch einmal durch Gesandte mahnen, habe aber wenig Hoffnung.

Ende Juli lagerte Christian beim Kloster Stein in der Nähe von Göttingen, als Tilly aus dem Hessischen vorrückte, und es zu einem kleinen Scharmützel zwischen Knyphausen und dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg kam, in welchem der letztere nebst seinen Gepäckwagen, die viel Geld und wichtige Briefschaften enthielten, gefangen wurde. Unter den Briefen befanden sich zärtliche Schreiben der Herzogin von Wolfenbüttel, durch welche ihr Verhältnis zu dem Lauenburger ans Licht kam, und in denen, was Christian besonders entrüstete, seine Mutter mit groben Schimpfnamen belegt wurde. Dieser heuchlerische Bube, sagte er, nachdem er seinen Freunden die Briefe vorgelesen hatte, mit Bezug auf Franz Albrecht, habe am Tische seines Bruders vielleicht mit Mordgedanken gegen denselben gesessen!

Gott bewahre uns, sagte Knyphausen, der nicht aufhören konnte zu lachen, es habe gewiß keiner so ernstlich für des Herzogs Leben und Gesundheit gebetet wie der Lauenburger;

sonst hätte er ja das tolle Weib auf dem Halse und sei ohnehin verheiratet.

Die Weimaraner äußerten unverhohlen ihre Abneigung gegen Franz Albrecht. Herzog Bernhard sagte, er habe keine Ehre, könne Wahrheit und Lüge nicht unterscheiden, sei weder im Glauben noch in der Politik fest. Er habe ihm einmal einen Zweikampf ausgeschlagen, und man wolle wissen, daß er einmal vom König von Schweden wegen irgendeiner Ungebühr eine Ohrfeige angenommen habe, das lasse er aber dahingestellt sein. Vollends widerlich sei ihm seine Buhlerei und Weichlichkeit mit warmen Bädern, Pomade und Wohlgerüchen, und daß er immer weiche Betten mit sich führe.

Sonst sei er aber nicht übel, sagte Knyphausen, und könne dem Frauenzimmer schon gefallen.

Ja, er wisse sich überall zu insinuieren, sagte Wilhelm; sein Oheim, der fromme Herzog Ludwig von Anhalt, habe ihn kürzlich als den Weißen mit der Narzisse in seine Sprachgesellschaft aufgenommen, halte ihn gewiß für ein Modell der Unschuld. Man sollte ihm die Briefe schicken, vielleicht nähme er sie für Stücke zu einem Roman auf französische Art, dessen sich der Herzog zum Nutzen der Gesellschaft befleißige.

Nein, dessen Romane seien nicht mit der Feder geschrieben, lachte Knyphausen, und auch nicht in reinlichem Deutsch.

Einige Tage später kam eine Gesandtschaft der niedersächsischen Stände nach Kloster Stein und forderte Christian auf, nunmehr den Pardon des Kaisers, wie er ja bereits versprochen habe, anzunehmen, welcher sich auch nach des Kaisers gnädiger Resolution auf seine Anhänger, Fürsten, Grafen und Herren, erstrecken solle. Andernfalls möchte Christian den Kreis verlassen und andere Quartiere suchen;

Tilly rücke drohend näher, werde ganz Niederſachſen mit ſeinen Kroaten, Koſaken und Wallonen überſchwemmen, Chriſtian werde ſolches Unheil nicht auf ſein geliebtes Vaterland ziehen wollen.

Chriſtian erklärte den Abgeordneten, daß er willens ſei, den Kreis zu verlaſſen, und hielt ihnen, indem er ſie verabſchiedete, eine nachdrückliche Anſprache. Sie hätten gehandelt, ſagte er, wie eine arme, hirnloſe Schafherde, die den Hirten beiſeiteſchöbe, um den Wolf durch Unterwürfigkeit zu rühren, oder wie leichtgläubige Bürger und Bauern, die einem Tyrannen die Schwerter auslieferten, damit er ſie verſchone. Wer ſich freiwillig entwaffne, mache ſich zum Knecht und verdiene kein Mitleid. Den Jammer, der nun über ſie käme, hätten ſie ſich ſelbſt zuzuſchreiben; er wolle von der Mit- und Nachwelt entſchuldigt ſein.

Von ſeinem Wunſch, mit Tilly zu ſchlagen, brachte Knyphauſen den Herzog mit dem Hinweis auf die Übermacht des ligiſtiſchen Heeres und auf die feindſelige Haltung des Kreiſes, der ihm im Fall einer Niederlage keinen Rückhalt gewähren würde, ab. Es wurde alſo der Rückzug nach Holland beſchloſſen; zuvor jedoch verzichtete Chriſtian förmlich auf ſein Bistum Halberſtadt und übertrug es ſeinem längſt danach begierigen Oheim, Chriſtian IV. von Dänemark, in der Hoffnung, denſelben dadurch in die antikaiſerlichen Intereſſen hineinzuziehen. Tilly, dem daran lag, den Übertritt der braunſchweigiſchen Armee in das Niederländiſche zu verhindern, rückte den Abziehenden in ſchleunigen Märſchen nach, holte ſie in der Nähe von Stadtlohn ein und brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei. Die Auflöſung des geſchlagenen Heeres war ſo groß, daß ſogar zwei Fürſten in Gefangenſchaft gerieten, nämlich Herzog Wilhelm von Weimar und Herzog Friedrich von Altenburg, außerdem die

Grafen von Isenburg, Löwenstein, Schlick und Wittgenstein und viele Obersten und Hauptleute.

Nur 2000 Mann konnte Christian nach den Niederlanden führen.

Seit dem Wahltage von Frankfurt hatte sich der Erzbischof von Trier, Lothar von Metternich, nicht mehr erholt, und als am 1. März des folgenden Jahres noch ein Erdbeben dazukam, bemächtigte sich seiner eine solche Niedergeschlagenheit, daß sein Beichtvater ihm schließlich zu seiner Heilung eine durchgreifende Verordnung auferlegte, nämlich sich zwölf Tage lang alles weltlichen Umgangs und aller weltlichen Geschäfte gänzlich zu enthalten und einzig gewissen geistlichen Übungen und Betrachtungen zu widmen. Den Abschluß dieser Zeit der Zurückgezogenheit bildete eine Prozession, bei welcher der Erzbischof selbst das Sanktissimum trug, und während welcher ihm so zumute war, als walle er sachten Schrittes auf Gewölk in den Himmel hinein, um das Ergebnis seines Lebens zu Füßen der thronenden Dreieinigkeit niederzulegen. Dieser Zustand glücklicher Gehobenheit mußte indessen bald einem neuen Anfall von Krankheit und Gemütsniedergeschlagenheit weichen. Im Frühling des Jahres 1623 begab er sich, schwer leidend, nach Koblenz, um dort die Kanonisation mehrerer Heiligen feierlich zu begehen, des Isidor Agricola, Filippo Neri, Ignatius von Loyola, Franz Xaver und der Teresa a Jesu. Die Vorbereitungen zu diesem Gepränge beschäftigten ihn aufs angenehmste, griffen ihn aber zugleich so an, daß er am achten Mai, anstatt die Prozession anzuführen, unter Schmerzen zu Bette liegen mußte. Um ein Viertel vor sieben Uhr in der Frühe begannen die Glocken aller Kirchen von Koblenz eine nach der andern zu läuten, und die anschwellende Brandung

der Töne schlug donnernd und jubelnd an die Mauern der Burg, wo er krank lag. Nun wußte er, daß der Zug sich vor dem Jesuitenkolleg sammelte und in Bewegung setzte, voran die Predigermönche, dann die Franziskaner und Jesuiten, umschwärmt von den Jesuitenzöglingen, die Blumenkränze in den Haaren trugen und laubumwundene Brautkerzen in den Händen hielten. Dann folgten zu Pferde die Märtyrer Georg, Mauritius und Makarius, denen eine Schar bekehrter Heiden nachströmte. Diese Wilden, unter denen die Märtyrer gelehrt und gelitten hatten, waren wiederum von Jesuitenzöglingen dargestellt und durch allerhand phantastischen Aufputz, als bunte Federn, Tücher und Felle, bezeichnet. Hiernach kamen zu Pferde die triumphierenden Tugenden, die Gerechtigkeit, die Enthaltsamkeit, die Geduld und viele andere, denen sich wiederum geistliche Körperschaften anschlossen.

Der Erzbischof sprach halblaut die Gebete mit, die er für die Prozession vorgeschrieben hatte, und ließ die Augen sehnsüchtig durch das geöffnete Fenster nach dem hellblauen Himmel schweifen, an dem hier und da eine leichte Wolke wie eine rosenbekränzte Barke mit Gesang und Flötenklang hinschiffte. Warum, dachte er, hatte Gott es ihm nicht vergönnt, diesen Tag zu feiern, auf den er sich so sehr gefreut hatte? War vielleicht doch nur ein weltliches Gelüsten, der Hang, sich auf einer großen Bühne vorzustellen, dabei tätig gewesen? Wie er schon manches Mal getan hatte, ließ er wieder sein Leben an sich vorübergehen und sann, womit er die Strafe Gottes verdient habe, die ihn seit dem Frankfurter Wahltage augenscheinlich heimsuchte. Er hatte freilich dem Putz, den Frauen, der Tafel und dem höfischen Wohlleben mehr gefrönt, als seinem geistlichen Stande geziemt hätte; aber er hatte sich doch stets auf die von seinem

Beichtvater vorgeschriebene Art mit Gott versöhnt. Er hatte durch allerlei Verordnungen die Unsittlichkeit, die bei seinen Untertanen im Schwange war, bekämpft, hatte den übermäßigen Genuß gewürzter Weine, das üppige Tanzen, die verführerische Musik verboten. Seinen Verwandten hatte er zwar Güter und Ehren in Menge zugewendet und dadurch die Eifersucht der Domherren gereizt; aber wenn er seine Neffen begünstigte, so hatte er auch für ihre Erziehung gesorgt und hatte Ursache, auf ihren Geist und ihr gewandtes Wesen stolz zu sein. Hätte er diese liebenswürdigen, schönen und klugen jungen Männer im Dunkel lassen sollen, um der lasterhaften Ehr- und Habgier seiner Domherren zu schmeicheln? Dennoch, war es die große körperliche Schwäche oder die Wehmut eines kranken Herzens, traten ihm, wenn er die Summe seines Lebens verrechnete, Tränen in die Augen. Wüßten es diejenigen, die ihm Weltlichkeit und Genußsucht vorwarfen, wie wenig Glück er genossen hatte! Jene Tage, die er auf Befehl seines Beichtvaters allein im Dome von Trier oder in einem Gemach seines Schlosses, in Gebet und Betrachtungen versunken, zugebracht hatte, ja, jene Tage waren voll einer reichen, klaren, inbrünstigen Glückseligkeit gewesen, wie er sie niemals vorher oder nachher empfunden hatte. Es war das Feuer des heiligen Geistes gewesen, das den irdischen Ballast in ihm verzehrt und ihn emporgetragen hatte, als könne er die Erde mit dem Fuße von sich stoßen.

Der Flügelschlag eines lauen Windes wehte Wellen der Musik, die die Prozession begleitete, zu ihm durch das Fenster und an sein bekümmertes Herz, so daß seine Tränen schneller und reichlicher flossen. Warum konnte er das heitere Schweben und grenzenlose Schauen nicht wieder erleben, das ihn damals so sehr beglückt hatte? Sowie er sich

eben ein wenig vertieft hatte, störten ihn Geschäfte und Sorgen auf, namentlich wie er seinem Neffen Karl die Nachfolge verschaffen könnte, und, wenn es nicht gelänge, welches das Los der Metterniche nach seinem Tode werden würde? Würde der Kaiser der Verdienste eingedenk bleiben, die er um ihn hatte? Es hatte ja alles im Reiche ein so verändertes, verdächtiges Ansehen gewonnen.

Mit was für Hoffnungen hatte er im Jahre 1599 die Kurwürde empfangen, und wie hatte die dahinrauschende Zeit sie kahl gemacht! Es war gerade so, als wäre mit dem Frühling seines Lebens die unschuldige Lust der ganzen Menschheit verblichen. Was für Verträglichkeit und Wohlwollen hatte damals noch zwischen dem Kaiser, den Kur- und anderen Fürsten bestanden!

Bei Jagden und Banketten hatte man die ärgerlichen Glaubensdifferenzen, den Neid und die Eifersucht vergessen. Jetzt grinsten Hader und Haß unversteckt hervor, die Kriegsfurie sauste mörderisch durch das Reich, allenthalben war es Herbst geworden. Er, das könnte er vor Gottes Angesicht beschwören, hatte stets nur den Frieden gesucht, und wenn er die Wahl des Österreichers befördert hatte, so war es nicht aus Eigennutz, sondern deshalb geschehen, weil er glaubte, Ferdinand würde, wie er selbst, die Gelindigkeit der Schärfe vorziehen.

Ein Kammerdiener brachte eine dünne Haferſuppe und erzählte, während er sie dem Erzbischof einlöffelte, wie schön die Prozession ausgefallen sei, wie die Buben in ihren Kränzen zum Abküssen aussähen, und wie schade es sei, daß der Erzbischof nicht dabei sein könne.

Ach, sagte der Erzbischof, er sei jetzt zu alt, seinem eingefallenen Gesicht stehe die Pracht nicht mehr an.

Nun, nun, meinte der Diener, Fürstliche Gnaden hätten

schon etwas eingepackt seit der letzten Krankheit, seine Frau habe auch gesagt, es sei jammerschade, daß ein so schöner Herr so abkommen müsse; aber wenn er nur erst wieder essen könne, würde er auch wieder besser ansetzen und rote Backen bekommen.

Im Hinblick auf den bevorstehenden Besuch des Arztes, seiner Neffen und einiger Herren, die Bericht von der Prozession erstatten sollten, ließ sich der Erzbischof Puder auflegen und verlangte nach einem Spiegel. Nein, nein, sagte der Diener, das tauge nichts, ein Kranker solle nicht in den Spiegel schauen, er könne leicht etwas anderes darin erblicken, wie sich denn überhaupt der Böse gern mit Spiegeln zu schaffen mache.

Der Erzbischof erholte sich noch einmal so weit, daß er sich nach Trier begeben konnte, wurde aber dort wieder bettlägerig und starb im September desselben Jahres.

Als Friedrich von der Pfalz gleich nach seinem Sturze sich um Hilfe an den Oheim seiner Frau, Christian IV. von Dänemark, wandte, schalt ihn dieser aus, er hätte sich mit der böhmischen Rebellion nicht einlassen sollen, er sei von allen Verständigen gewarnt worden; nun das Unglück da sei, schreie er Zeter, ihm geschehe recht, und die Räte, die ihn dahin gebracht, verdienten gehängt zu werden. Indessen, als der Gedanke des Camerarius, es müsse der kaiserlich-spanischen Macht ein nordischer Bund entgegengesetzt werden, von Gustav Adolf lebhaft ergriffen, sich ausbreitete und Gesandte von England, Frankreich und Brandenburg ihm vorstellten, er solle doch Friedrich nicht so ganz verstoßen und der habsburgischen Universalmonarchie zeitig entgegentreten, und als nach der letzten Niederlage Christians von Halberstadt, seines Neffen, Tilly ungehindert den niedersächsischen Kreis überzog, fing er an, dem Zureden geneigtes

Gehör zu schenken. Er hatte nun zu dem Bistum Bremen auch Anwartschaft auf das Bistum Halberstadt bekommen, und da er sich der Einsicht nicht mehr verschließen konnte, daß der Kaiser ihm so gut wie den übrigen protestantischen Bischöfen die Belehnung versagen würde, schien es geraten, sich auf anderem Wege mit Gewalt in ihrem Besitz zu befestigen. Fuhr er mit seiner Anhänglichkeit an den Kaiser fort, so verdiente er sich vielleicht von diesem doch keinen Lohn und lief Gefahr, daß Schweden seine Angel in das trübe Wasser ließ, sich der ersten Rolle im Norden bemächtigte und die fetten Brocken erschnappte, während er, dem sie zukämen, leer ausginge. Wer kam denn, da die evangelischen Reichsfürsten eine ausländische Vormacht brauchten, in Betracht außer ihm, den Staaten und Schweden? Es wäre aber, so dachte er, nicht nur ein großer Verlust und Schaden, sondern eine unleidliche Unehre für ihn gewesen, wenn er sich von einem so viel geringeren Fürsten, um von der staatischen Republik ganz zu schweigen, den Rang hätte ablaufen lassen.

Nicht mit Unrecht nahm Christian an, daß es Gustav Adolf mächtig lockte, den Krieg in Deutschland zu führen; aber er war doch zugleich von allerhand Zweifeln und Bedenken bewegt. Könnte er zum Beispiel Schweden hinter sich lassen, ohne vor dem Dänen geschützt zu sein, sei es daß derselbe sich am Kriege mitbeteiligte, oder daß er durch Verträge gebunden würde? Aber gebe es bindende Verträge? Was nützten Verträge, wenn der Wille dawider sei? Ferner könne er den Krieg nicht beginnen, ohne einen festen Platz an der Küste des nördlichen Deutschland zu haben, von dem aus er operieren könne, und der ihm den Rücken sichere, etwa im Bremischen oder in Pommern oder Preußen. Was für Neid und Mißgunst würde das aber bei Dänemark an-

fachen, abgesehen von der Schwierigkeit, mit einem guten Schein und leidlichen Vorwand dazu zu gelangen? Es könne nicht wohl angehen ohne das Einverständnis der mächtigsten norddeutschen Reichsfürsten, so daß sie ihn förmlich um Beistand anriefen. Er wollte sich nicht wie ein Tollkopf und Habenichts, der alles aufs Spiel setzt, gleichsam wie in einen ungewissen Abgrund hineinstürzen; sondern er wollte das Haupt einer mächtigen Koalition sein, die ihn mit Geld und Truppen ausgiebig unterstützte und unter seiner Direktion die vielen schwebenden Streitfragen einmal gründlich zur Entscheidung brächte.

Diesen gewaltigen Ansprüchen gegenüber machten namentlich auf England die bescheideneren Vorschläge des Dänenkönigs einen weit günstigeren Eindruck; der wollte nicht so weit ausgreifen und die alten, einmal vorhandenen Spaltungen gänzlich zum Austrag bringen, was eine unabsehbare und phantastische Sache sei, sondern er sah es hauptsächlich auf eine teilweise Restitution des Pfalzgrafen und auf ein paar norddeutsche Bistümer ab, und wollte zum Ziele kommen, indem er sich an die Spitze des niedersächsischen Kreises stellte, zu dem er ohnehin gehörte. Gustav Adolf dachte daran, den Krieg von Polen und Schlesien her anzufangen, was weit ablag und wovon man sich keinen Nutzen versprechen konnte, und seine Kostenveranschlagung vollends war exorbitant und konnte ihm durchaus nicht eingeräumt werden. Überhaupt genoß König Christian eine allgemeine und unvergleichliche Hochachtung, und man traute sowohl seiner Weisheit wie seinem Heldenmut jeden Erfolg zu. Er hatte gewaltig in seinem Reiche rumort, große Schlösser und Bauten aufgeführt, Handelsgesellschaften gegründet, das Gewerbe angefeuert und ein stehendes Heer errichtet; es erregte Staunen und Bewunderung an allen

Höfen, wie er das moderne Weſen in Dänemark ſo rüſtig in die Höhe trieb und kein Geld dabei ſcheute. Dazu war er eine majeſtätiſche Perſon von großem Ungeſtüm, gegen den ſich niemand eines kecken Wortes unterfangen hätte. Man erzählte ſich, daß ſeine Mutter, wenn ſie ihn als Kind gekämmt hätte, Funken aus ſeinem Haar hätte ſpringen ſehen, und es ſollte auch ein Meerweib mit ſeiner Geburt verflochten geweſen ſein, indem es dieſelbe einem durch wunderliche Schickung an der Küſte weilenden Bauern prophezeit hätte.

Bei dem allgemeinen Zutrauen und der Bewunderung, die Chriſtian entgegengebracht wurden, und in Anbetracht der handlicheren Pläne, auf die er ſein Unternehmen begründen wollte, ſchien es den geldſteuernden Mächten beſſer, es mit ihm zu verſuchen, ohne jedoch deswegen Guſtav Adolf ganz von der Hand zu weiſen; aber dieſer zog ſich, da ſeine Vorſchläge nicht unbedingt angenommen wurden, zurück, indem er dem König von Dänemark in herzlichen Worten Glück und Erfolg zu ſeinem großmütigen Vorhaben wünſchte.

Eines Tages erſchien Chriſtian IV. beim Abendbier, das er mit einigen vom Adel, die er gerade begünſtigte, einzunehmen pflegte, in einer neuen, auf ſeine beſondere Anweiſung verfertigten, herrlich geätzten und ornamentierten Rüſtung. Den Helm, der mit einem großen Federbuſch verſehen war, trug er unter dem Arm, damit das ſchön in Locken gebrannte Haar zu ſehen wäre; ein Teil desſelben war über dem linken Ohr in einen langen, dünnen Zopf geflochten und an der Spitze mit einer ſeidenen Maſche zugebunden, von der eine ungewöhnlich große Perle herunterbaumelte. Die Herren umringten ihn ſtaunend und rühmend und ein Ahlefeld ſagte, er habe geglaubt, der Gott Mars ließe ſich herab, als der König dahergeſtiegen ſei, und ein

jeder müsse billigerweise wünschen, die Göttin Venus sein und eines solchen olympischen Fürsten genießen zu dürfen.

Nein, er habe die Rüstung nicht zu einem Liebesturnier machen lassen, sagte der König lächelnd; sie hätten ja wohl vernommen, mit was für kriegerischen Plänen er umgehe, und wie er die verschobene Justiz im Reiche wieder ins Gleichgewicht bringen wolle.

Ob es wirklich beschlossene Sache sei? fragten die Herren jubelnd. Ob es losgehe, und wie bald?

Ja, jetzt heiße es, sagte Christian schlau, aufmerken und sich nicht überlisten lassen. Dieweil er in Deutschland den Glauben und die Libertät beschirme, könne ihm das schwedische Wölflein über seine Schafe kommen, er wisse mehr als eine gute Stadt am Meere, die ihm gern das Pförtlein öffnete. Entweder der Schwede müsse in Polen festsitzen oder mit ihm gemeine Sache machen, sonst ziehe er nicht aus, er sei kein alberner Bauer, der einer verschleppten Gans nachlaufe und unterdessen seinen Stall verbrennen lasse.

Ach, es wäre aber doch schön, wenn es Krieg gäbe, sagte Brockenhuus, sie hätten gar keine Kurzweil, und man müsse sich einmal wieder recht auslüften.

„Wenn ich euch nun gegen Schweden führte," sagte Christian mit den Augen zwinkernd. „Es wäre da noch manch ein Hühnlein zu rupfen."

Damit wäre er wohl einverstanden, sagte Rantzau lebhaft, denn Gustav Adolf solle ja ein unvergleichlicher Kriegsheld sein, es wäre eine Ehre, sich mit einem solchen zu messen; andererseits wäre er noch nie im Reich gewesen, und es müsse auch ein besonderes Vergnügen sein, die Päpstlichen zu bekämpfen.

Diese Meinungsäußerung berichtigte Christian ein wenig, indem er erstens sagte, Gustav Adolf habe freilich wie alle

Waſa ein unruhiges Blut und einen unruhigen Magen; aber es gebe ſchon Leute, die ihm gewachſen wären, Rantzau ſolle dafür nur ihn, den König, ſorgen laſſen, er verſtehe doch ein wenig mehr vom Kriegsweſen als der junge Mann in Schweden. Den Glaubenskrieg betreffend, ſo ſei das Papſttum freilich ein Greuel, aber ſein Neffe, der Pfälzer, dem er durchaus helfen ſolle, ſei ein Kalviner, und die Kalviner ſeien nicht einmal rechte Chriſten, alſo ſtinke es an dem Ort faſt noch übler als in der katholiſchen Kirche.

Der König möge ihm verzeihen, ſagte Rantzau ſchüchtern, ſoviel er wiſſe, ſeien die Kalviner auch Chriſten und ſogar evangeliſche, nur daß ſie alles für vorausbeſtimmt hielten; aus dem Grunde fürchteten ſie ſich weniger als andere, weil ſie dächten, es komme doch, wie es komme, ſie möchten es anſtellen, wie ſie wollten.

Jawohl, erwiderte Chriſtian ſcharf, das heiße eben an die heidniſche Fatalität glauben, wie er geſagt habe. Zwiſchen Papiſten und Lutheranern ſei der Unterſchied, daß jene den Papſt zum Haupte hätten, dieſe den Luther, übrigens ſeien ſie Chriſten, die Kalviner aber erkennten gar kein Haupt an und hätten auch kein rechtes Abendmahl, eben weil ſie glaubten, man richte damit doch nichts aus. Ob er, der junge Rantzau, ſich für den rechten Mann halte, ſeinen König in der Religion zu unterrichten? Er habe Luſt, ihn als Propheten ins Reich zu ſchicken, vielleicht könne er den Kaiſer überreden, daß er den Kurfürſten von der Pfalz wieder in Gnaden annehme.

Hierüber erhob ſich ein dröhnendes Gelächter, während der junge Rantzau errötete; dann wurde geſagt, es werde dem Könige ein ewiger Ruhm ſein, wenn er den Tilly aufs Haupt ſchlüge, von dem es heiße, er ſei unbeſiegbar, weil er ſich nie berauſcht und nie ein Weib angerührt habe.

Der König, welcher das noch nicht gehört hatte, lachte unmäßig: so wäre er kein Mann, sondern ein Weib, und so wäre ein Weib unbesiegbar! Er hätte nie anders gewußt, als daß drei Dinge einem Helden zukämen: ein voller Busen, ein voller Becher und ein triefendes Schwert. Er möchte den neumodischen Helden Tilly wohl ein wenig kitzeln, das dänische Schwert reiche ja über den Sund.

In der dänischen Bürgerschaft war der Krieg nicht so gern gesehen, wie bei den Jungen vom Adel; vollends eine Erschwerung war es aber, daß ein Teil der niedersächsischen Stände, die ja den König zu ihrem Feldhauptmann machen sollten, keinen Mut zu offener Feindseligkeit gegen den Kaiser hatten und nicht merken durften, worauf die Rüstung eigentlich abzielte, oder wenigstens in der Lage sein wollten, so zu tun, als ob sie nichts davon merkten.

Im Mai des Jahres 1624 saß Kurfürst Friedrich im Haag traurig am Sterbebette des Grafen Solms, der seine letzte Kraft zusammenhielt, um seinem Zögling noch einige Verhaltungsmaßregeln und Warnungen zu hinterlassen. Er solle sich nicht wieder mit Mansfeld einlassen, er solle sich mit dem Kaiser aussöhnen, es werde nichts Gutes aus dem Kriege kommen. Er solle nicht allzu nachsichtig mit seinen Kindern sein, solle sie nicht nur in den Wissenschaften unterrichten, sondern auch im wahren Glauben stärken. „So liebe, schöne, kluge Kinder," sagte er, „sieh dazu, daß sie auch fromm und gut werden, du bist es Gott schuldig." Er sank entkräftet auf sein Kissen zurück und ließ seine Augen auf dem blühenden Durcheinander von Flieder, Rotdorn und Goldregen ruhen, das durch das offene Fenster hineinlachte. „Wie mag der Frühling daheim sich anlassen?" flüsterte er. Dann dachte er, daß er sein kleines Erbland als

Anhänger Friedrichs verloren hatte, und er empfahl Friedrich seine nun besitzlosen Kinder, namentlich seine Tochter Amalie, die gute, herzliche, gelassene, der sogar die Aussteuer der Schönheit fehle. Friedrich beruhigte ihn, seine Frau werde sie wie eine Tochter halten, sie würden sie verheiraten, wie es ihrem Stande und der Tugend ihres Vaters gemäß sei; Moritz von Oranien sei damit einverstanden, sie seinem Neffen Friedrich Heinrich zur Frau zu geben, und das solle ausgeführt werden. Nachdem der Sterbende sich somit aller irdischen Sorgen entledigt hatte, schloß er die Augen, sein Gesicht verfärbte sich, und er sagte kaum hörbar: „Es ist so weit, rufe den Geistlichen!" Friedrich warf sich laut aufschluchzend über ihn und jammerte: „Ach Herzensvater, ach mein getreuer Johannes, verlaß mich nicht! Verlaß mich armen freundlosen Flüchtling nicht!" Allein der Angerufene regte sich nicht und hatte die Klage wohl nicht mehr vernommen.

So aufrichtig des Kurfürsten Betrübnis war, verzog sie sich doch vor allerlei täglichen Zerstreuungen, namentlich aber vor einer verheißungsvollen Überraschung, indem Gesandte aus Schweden anlangten und Friedrich und Elisabeth Geschenke ihres Königs und seiner Gemahlin überreichten. Es waren wertvolle Sachen, darunter russisches Pelzwerk, Hermelin, Silberfuchs und Schwarzfuchs, dann ein Tisch, der aus einem einzigen Stück Lapislazuli hergestellt und mit einem zierlichen Geländer aus vergoldeter Bronze versehen war. Dazu ließ Gustav Adolf Friedrich sagen, er nehme herzlichen Anteil an ihm als an einem Schwager seiner Gemahlin, und er hoffe, es ihm einst durch die Tat erweisen zu können. Sie hätten den gleichen Gott und die gleichen Feinde, also sollten sie billig zusammenhalten. Er hätte bisher in mancher Schlacht gesiegt, und obschon ihm

das Waſſer zuweilen bis an den Hals gegangen, habe er ſich doch immer friſch herausgekämpft; er fühle, daß Gott mit ihm ſei.

Eliſabeth freute ſich über die ſchönen Sachen, die ſie als eine ihr dargebrachte Huldigung betrachtete, und meinte, endlich wäre ihnen der wahre Retter erſchienen, der ihnen zu ihrem Rechte helfen würde. Die deutſchen Fürſten und auch ihr Vater würden ſich noch ſchämen und es ſehr bereuen, ſie ſo ſchändlich preisgegeben zu haben, wenn ſie erſt wieder im Glücke wären. Sie hatte eine ſehr geringe Meinung von Marie Eleonore, der ſchwediſchen Königin, und dachte, ſie hätte beſſer zu Guſtav Adolf gepaßt; ſie und er vereinigt, würden den Papismus niederwerfen und alle die trägen und ungebildeten Fürſten ihrer Zeit überſtrahlen.

Als Wallenſtein zum Capo alles kaiſerlichen Kriegsvolkes ernannt war, beſtimmte er die Stadt Eger zum Muſterplatz und begab ſich ſelbſt dorthin, um das Heer zu ordnen. Er bewohnte das vor der Stadt gelegene alte Schloß Großlahnſtein, wo er die Stille haben konnte, die er liebte; im weiten Umkreiſe ſtanden, als er ankam, Wachen, um die Neugierigen abzuhalten, die der Auffahrt des nunmehr zum Herzog von Friedland erhobenen Feldherrn zuſehen wollten. Durch die im Schloß Angeſtellten erfuhr man, daß der Herzog gelblich im Geſicht und ungeſund ausgeſehen habe, daß er beim Ausſteigen ſich auf einen Diener geſtützt und, in ſeinen Gemächern angelangt, ſich ſofort auf ein Ruhebett gelegt habe. Nachdem er den Generalquartiermeiſter Gropello de Medici und den Generalkommiſſar Aldringen, die ihm Bericht erſtatten und Aufträge entgegennehmen mußten, abgefertigt hatte, ließ er ſeinen Leibarzt rufen, der zugleich mit ihm eingetroffen war, und ſagte ihm, er habe unterwegs

heftige Schmerzen am Bein bekommen, so daß er nicht auftreten könne, auch übrigens fühle er sich unwohl und nicht wie sonst. Nach einer längeren Untersuchung sagte der Leibarzt, der Fürst habe das Podagra, er würde guttun, ein Bad aufzusuchen, etwa Griesbach oder das Karlsbad, einstweilen solle er purgieren und die hitzigen Getränke und die Gewürze vermeiden, so werde es hoffentlich bald vorübergehen. Es müsse vorübergehen, sagte Wallenstein heftig; der Arzt wisse wohl, daß er nicht hierhergekommen sei, um sich aufs Lotterbett zu legen, sondern um dem Kaiser eine Armee zu schaffen und ungehorsame Fürsten und Friedensstörer zur Räson zu bringen. „Das mag leichter sein, als einen rebellischen Körper im Zaume zu halten," sagte der Arzt lächelnd, „und am Ende werden wir sehen, wer der bessere Generalissimus ist, Fürstliche Gnaden oder ich." Der Herzog sagte lachend, er hoffe, sein Körper sei annoch nicht so faul wie das Römische Reich, er wolle übrigens dem Arzt gern den Sieg und Ruhm in diesem Wettstreit überlassen, wenn er ihn nur wieder auf die Beine bringe. Ein Wasser, das der Arzt verschrieb, verjagte die Schmerzen so geschwind, daß Wallenstein schon nach zwei Tagen aufstehen und eine Einladung des Grafen Ottavio Piccolomini zu einem Bankett annehmen konnte, das dieser ihm zu Ehren veranstalten wollte. Pflegte er sich auch im allgemeinen an der Geselligkeit der Offiziere nicht zu beteiligen, so hielt er es doch diesmal für gut, eine Ausnahme zu machen, sowohl um Piccolomini eine Aufmerksamkeit zu erzeigen, wie damit jeder sehe, daß er wohlauf sei.

Im Laufe des Tages erhielt er mit der reitenden Post einen Brief seines Schwiegervaters, des Grafen Harrach, aus Wien, der ihm schrieb: er wünsche Wallenstein einen guten Fortgang seiner Angelegenheiten und zweifle nicht,

daß er alles wohl hinausführen werde; er bitte ihn aber beweglich, aufzumerken und eingedenk zu sein, daß sein sonderbares Glück ihm am Hofe und im Heere viele Feinde und Neider gemacht habe, die es sich angelegen sein lassen würden, ihm Steine auf den Weg zu rollen. Es sei bei Hofe mancherlei im Schwange; ein gewisser neugeschaffener Kurfürst sei krank vor Ärger, daß der Kaiser ihm, Wallenstein, so viel Macht in die Hände gegeben habe, Trautmannsdorff solle sich haben verlauten lassen, wenn Wallenstein nicht, bevor ein Jahr um sei, entweder von Dänemark aus dem Sattel geworfen oder von einem Jesuiten ermordet sei, wolle er eine Woche lang keine Spielkarte mehr anrühren. Gestern habe er in der Antichambre den bayrischen Gesandten Leuker gesehen, der habe ihn dreist angeblickt, ohne ihm die Begrüßung anzubieten, er habe ihn freilich auch umsonst auf die seinige warten lassen. Ob dem Collalto zu trauen sei, wisse er nicht, er solle geheimen Auftrag vom Kaiser haben, ein wenig zu spionieren; überhaupt solle doch Wallenstein nie vergessen, daß eine Handvoll welscher Treue noch nicht einem Daumbreit deutscher gleichwiege. Es gingen seltsame Dinge vor, nicht einmal die Majestäten seien vor teuflischen Anschlägen sicher, wie ja erst kürzlich wieder in Warschau ein Närrischer, den man leider habe frei herumlaufen lassen, den König von Polen mörderisch angegriffen habe.

Die Menge der Geschäfte drängte Wallenstein zu sehr, als daß er sich mit dem Inhalt des Briefes eingehend hätte beschäftigen können; aber er fand es, liebenswürdig und umgänglich zu sein, schwerer als sonst wohl, wenn es ihm darauf ankam, sich bei Untergebenen beliebt zu machen, und er hätte sich am liebsten entschuldigen lassen.

Schlick und Collalto waren schon eine Weile bei Picco-

lomini versammelt, als Aldringen kam, hastig und verdrießlich über die Last der Geschäfte klagend, die ihn verhindert hätten, früher zu kommen. Er mache nicht die Miene eines künftigen Krösus, sagte Piccolomini, auf Aldringens einträgliche Stelle als Zahlungs- und Quartierkommissarius anspielend; er hätte ihm, Piccolomini, einen besonders guten Ungarwein für diesen Abend versprochen, aber nicht Wort gehalten, wenn es nun fehle, so trage er die Schuld.

Es sei nicht seine Schuld, sagte Aldringen, er sei bemüht, allen den Herren zu dienen; aber die Quengelei und Schererei nehme kein Ende, er bringe den ganzen Tag mit Laufen, Rechnen und Schreiben zu, und doch sei dem General nie genug geschehen, er schicke sich mehr für das Bett als für ein Gastmahl.

Es wurden anzügliche Scherze gemacht; sie wüßten, daß er verliebt sei, hieß es, jedoch Piccolomini gebot Stillschweigen, Aldringen sei an unglücklicher Liebe erkrankt und müsse geschont werden.

Die Sache war die, daß Aldringen in einem Kloster zu Brünn, wo er im Quartier gelegen hatte, eine junge Novize hatte kennen lernen, namens Anna Maria Schmittin, ein dunkeläugiges, schönes und lustiges Mädchen, in die er sich so sehr verliebte, daß er sich schwur, niemals eine andere als sie zur Frau zu nehmen. Das Mädchen hatte den blonden, stattlichen Mann gern und freute sich seiner Zuneigung; aber ihr Vater und ihre Brüder, die voll Schulden waren, drangen in sie, einen reichen alten Mann ihrer Bekanntschaft zu heiraten, der sich um sie bewarb, und mit dessen Geld sie sich wieder aufhelfen wollten. Da sie nun keinen Mut hatte, sich ihnen zu widersetzen, andererseits ihr vor dem Alten graute, gab sie der Äbtissin Gehör, die ihr vorstellte, die beste Lösung werde für sie sein, als Nonne im

Kloſter zu bleiben. Sie erzählte und erhärtete mit vielen Beiſpielen, wie übel traktiert und drangſaliert die Frauen in der Ehe würden, das Seufzen, Schmeicheln, Schenken und Schwören nehme dann bald ein Ende, und zwar deſto ſchneller, je brünſtiger es vorher zugegangen wäre; denn die Liebe der Männer ſei nichts anderes als eine Trunkenheit, und je größer der Rauſch geweſen, deſto heftiger ſei hernach der Ekel. Dann ſitze ſie da mit ſchreienden Kindern, müſſe für Eſſen und Trinken ſorgen, und wenn der Mann voll ſei, bekomme ſie gar noch Schläge. Das ſei aber weltbekannt, daß die Kriegsleute die ärgſten wären, ſie zögen mit Huren in der Welt herum, etwa müſſe die Frau auch mit, und dann heiße es: heute auf dem Sattel, morgen unterm Rad. Dies bewog das Mädchen, dem Aldringen abzuſagen, worauf er ſie mit leidenſchaftlichen Worten beſtürmte, ihn nicht fortzuſchicken, da ſeine irdiſche und ewige Seligkeit davon abhange. „Ach," ſagte ſie, unter Tränen wehmütig lächelnd, „das iſt nicht die wahre himmliſche Seligkeit, die von eines armen Mädchens Liebe abhängt," und fügte auch hinzu, wie weh es ihrem Herzen tun würde, wenn er einmal ebenſo kaltherzig und widerwärtig gegen ſie ſein würde, wie er jetzt innig und ergeben wäre. Wie er daraufhin ſich zu verſchwören anfing, daß ſeine Glut nie, nie erlöſchen würde, daß er eher ſich ſelbſt als ſie haſſen oder vergeſſen könne, ſchwankte ſie zuerſt, und er nahm eine überfließende Zärtlichkeit in ihren Augen wahr und ſtreckte ſchon die Arme nach der teuren Beute aus; aber plötzlich ſchlug ſie die Hände vors Geſicht, flehte ihn an, von ihr abzulaſſen, da ſie eine Nonne werden wolle und müſſe, und lief endlich davon, weil er ſich nicht dazu entſchließen konnte, ſie zu verlaſſen. Seitdem hatte er ſie nicht mehr geſehen und kein Zeichen von ihr erhalten, außer daß ihm die Äbtiſſin

geschrieben hatte, sie verharre unerschütterlich bei ihrem Entschlusse.

Collalto legte seine Hand auf Aldringens Schulter und sagte freundlich, das könne er nicht glauben, daß ein so hübscher Junge eine unglückliche Liebe haben solle. Wenn er in Italien wäre, würde an jedem dieser blonden Haare ein Mädchenherz hängen. Die Dirne wolle sich nur kostbar machen, man kenne das, er solle sich eine Weile nicht um sie kümmern, so werde sie ihm wie ein Hündlein nachlaufen. Gewiß sei Aldringen zu gut oder kenne sich nicht aus mit den Weibern, er, Collalto, wolle den Freiwerber für ihn machen, er wette, das Mädchen sei zum Zerbersten verliebt in ihn.

Ach, sagte Colloredo, man müsse nur nicht glauben, es liege an einem bestimmten Apfelbaum, wenn ein Apfel gut sei; man könne schütteln, wo immer man wolle, es fielen einem von jeder Sorte mehr vor die Füße, als man brauchen könne.

Inzwischen mißfiel Wallensteins langes Ausbleiben. Graf Heinrich Schlick, der im Böhmischen Kriege zu den Aufständischen gehört, aber nach Friedrichs Flucht sich konvertiert und sein Regiment dem Boucquoi zugeführt hatte, sagte, während er sich in einem großen Wandspiegel betrachtete, der Fürst sei der größte Feldherr der Zeit, das leide keinen Zweifel; aber er habe seltsame Manieren, an die man sich gewöhnen müsse. Er sei vorgestern angekommen, habe sich dem Fürsten vorgestellt und zu ihm gesagt, daß er früher sein Feind gewesen sei, jetzt aber sein besserer Freund, Anhänger und Diener sein werde. Die böhmische Rebellion sowie Religion habe ihn zuletzt angewidert, er habe die Irrtümer der letzteren durchschaut und setze seine Ehre und sein Heil darein, die Sache des Kaisers, seines gnädigen und gerechten Herrn, so viel er irgend könne zu fördern.

Anstatt diese vertrauliche und treuherzige Rede ebenso zu erwidern, habe ihn Wallenstein von obenhin angesehen und gesagt: Tue der Herr nur seine Pflicht, und diese paar Worte wie ein Scheit Holz vor ihn hinfallen lassen. Dies sei ihm als ein wunderlicher Empfang für einen Kavalier seinesgleichen vorgekommen.

Nun, man sei hier nicht in Wien, sagte Piccolomini, der General sei voll hochwichtiger Geschäfte und könne sich nicht mit jedem einzelnen befassen. Überhaupt sehe er mehr auf Disziplin als auf Kameradschaft, außer wo besondere Beziehungen vorwalteten.

Das sei in der Dienstzeit auch ganz gut, sagte Collalto, aber man müsse doch einen Unterschied machen und dürfe einen Herrn von hoher Geburt und Stellung nicht wie einen Wachtmeister traktieren.

Da sei es mit Boucquoi, sagte Schlick, eine andere Beschaffenheit gewesen. Der habe dem Kaiser Siege gewonnen und Fahnen erbeutet wie Sand am Meere, deswegen habe er aber doch die Offiziere mit Courtoisie behandelt und höchstens einmal im Gedränge der Schlacht sich eine Grobheit entfahren lassen, was man ihm aber allgemein hätte hingehen lassen.

Immerhin müsse man bedenken, was für ein großer Fürst und Herr Wallenstein sei, sagte Caraffa; er sei so reich, daß er ganz Wien samt dem Kaiser kaufen könne.

„Er hat sie schon gekauft," sagte Colloredo und lachte. „Die Majestät sitzt zwar in der Kutsche und der Fürst auf dem Bock, aber die Rosse ziehen, wohin er lenkt, und nicht wohin der Kaiser befiehlt."

Das Gespräch verstummte, weil Wallenstein eintrat. „Es ist recht, Herr Bruder," sagte er zu Piccolomini, „daß Ihr das Holz nicht gespart habt; denn es ist bitterkalt draußen, als ob es Winter statt Frühling wäre."

Er wisse, sagte Piccolomini, daß der Fürst die Wärme liebe. In den Bergen habe es geschneit, es sei zu befürchten, daß das Obst in der Blüte erfriere, und daß das Korn, das schon hoch stehe, nicht werde reifen können.

Seit Menschengedenken habe man ein so seltsames Jahr nicht gesehen, sagte Collalto; es zeige sich früh an als ein auserwähltes, das voll denkwürdiger Heldentaten stecke.

Wallenstein liebte derartige Huldigungen, und seine Stimmung glättete sich noch mehr, als er auf dem Ehrenplatze an der von Silber funkelnden Tafel saß, erwärmt durch das im Kamin knisternde Feuer und durch den heißen Wein, von dem er einige Tropfen zu sich nahm.

Die Unterhaltung, die des Generals Anwesenheit anfangs gedämpft hatte, begann eben lauter zu werden, als Piccolomini bemerkte, daß Wallensteins Gesicht sich verfärbte, und im Begriff, ihm zu Hilfe zu kommen, fragte er, ob ihm nicht wohl sei. Wallenstein winkte ihm mit der Hand, sitzenzubleiben, lehnte sich in den Sessel zurück und sagte: es sei ihm nur etwas Wunderliches aufgefallen, das ihn fast konfus gemacht habe. Er trage seit Jahren einen Ring, den ihm seine erste Frau zum Geschenk gemacht und den nie vom Finger zu lassen sie ihn hoch verpflichtet habe; es sei nämlich ein sogenannter Blutstein, und es würden ihm sonderbare Kräfte zugeschrieben.

Von einem solchen Stein habe er allerdings gehört, fiel Graf Schlick lebhaft ein; denn Peter Wuk von Rosenberg, der reichste Mann in Böhmen und vielleicht der Welt, solle einen solchen besessen haben. Der Stein sei, soviel er gehört habe, ein Karneol, der schwarz aus der Erde komme und die zauberische Kraft habe, den Mord zu spüren und anzuzeigen, indem er seine ursprüngliche Blutfarbe annehme. Es sei in Prag erzählt worden, daß Kaiser Rudolf, der in steter Angst,

und nicht ohne Urſache, vor Meuchelmördern geſchwebt habe, hundert Tonnen Goldes um den Beſitz eines ſolchen Steines habe geben wollen und dem Peter Wuk Roſenberg auch angeboten habe; aber der habe es aus Abneigung gegen den Kaiſer, und weil er ohnehin reich genug geweſen ſei, abgeſchlagen.

„Ich trage den Ring," ſagte Wallenſtein, „ohne ihn jemals anzuſehen, da ich ihn faſt vergeſſen habe und er unſcheinbarer Art iſt; da bemerkte ich ſoeben, als ich das Weinglas niederſetzte, daß er blutrot geworden iſt, gleichſam als ob in ihm ein Äderlein aufgeſprungen wäre und ſein Blut ausgelaſſen hätte."

Die Herren ſprangen auf und drängten ſich um Wallenſteins Stuhl, das Wunder in Augenſchein zu nehmen. „In Wahrheit," rief Aldringen, der zunächſt ſtand, „der Stein gleicht einer kleinen Blutlache."

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau," ſagte Piccolomini, „es iſt, als ob eine Feuerflamme daraus hervorſchlüge." Indeſſen, fuhr er mit liebenswürdiger Herzlichkeit fort, dürfe Wallenſtein darauf vertrauen, daß er ſich im Kreiſe ſeiner getreueſten Diener befinde, die jeden Augenblick bereit wären, nicht ſein Blut, wohl aber das ſeiner Feinde zu vergießen. Zunächſt wolle er, als ſein Wirt, ihm ſelbſt den Wein kredenzen, den er ihm vorgeſetzt habe, damit Wallenſtein keinen Widerwillen gegen das Getränk faſſe.

Damit ergriff er Wallenſteins Glas und leerte es in einem Zuge, bevor dieſer ihn daran hatte hindern können. Er hoffe, ſagte Wallenſtein, Piccolomini wiſſe, daß er keinen ſchimpflichen Verdacht gegen ihn oder einen ſeiner Gäſte habe. Er wiſſe, daß er ſich unter Edelleuten und unter Freunden befinde, und daß das Phänomen nicht mit ihnen

in Zusammenhang stehe, vielleicht auch eher physisch als magisch zu erklären sei.

Bei diesen Worten fiel sein Blick wieder auf den Ring, und indem er die Hand flach auf den Tisch legte, sagte er, nun sei der Ring wieder stumpf und schwarz wie zuvor.

Hätte er es nicht mit seinen lebendigen Augen gesehen, sagte Caraffa staunend, so würde er denken, es sei ein Gaukelspiel des bösen Feindes gewesen, um sie zu verwirren.

Piccolomini meinte, es könne auch vielleicht aus dem Feuer im Kamin ein Schein auf den Stein gefallen sein, oder der silberne Kandelaber, der gerade vor dem General stehe, könne sich in ihm gespiegelt haben.

Nein, sagte Aldringen, der Stein sei aus sich selbst durch und durch blutrot gewesen, das habe er zweifellos wahrgenommen.

Dergleichen Dinge kämen vor, sagte Schlick, und hätten auch etliche Male eine sonderliche Bedeutung. So hätte jener Feldmarschall Rußworm, der im Jahre 1605 enthauptet sei, als er das letztemal des Abends spät nach Prag gekommen sei, am Tore ein altes Weib sitzen sehen, das Äpfel in einem Korbe vor sich gehabt hätte. Obwohl zu dieser Stunde, da der Mond schon aufgegangen und das Tor geschlossen gewesen sei, für gewöhnlich keine Hökerinnen mehr da zu sitzen und Ware feilzuhalten pflegten, sei es ihm doch nicht aufgefallen, und er habe mit seinen Begleitern gesprochen, während das Tor geöffnet sei. Wie er nun habe einreiten wollen, habe die Frau einen Apfel vor ihn hingerollt, worüber sein Roß sich aufgebäumt habe und zurückgeschaudert sei. Dasselbe habe sie noch einmal und noch einmal getan, wie er sich aber nach ihr umgewendet habe, um mit der Peitsche nach ihr zu schlagen, sei sie verschwun-

den gewesen, und über den leeren Stein, auf dem sie gesessen habe, sei das gelbe Mondlicht hingelaufen. An Stelle der Äpfel hätte man am andern Morgen nichts als gebleichte Knochen gefunden. Er, Schlick, habe die Geschichte vom Obersten Althan, der damals in Rußworms Gesellschaft gewesen, und dem es wieder eingefallen sei, als Rußworm durch Henkershand hätte fallen müssen, wie viele sagten, als ein Unschuldiger und Opfer feindlicher Umtriebe.

Hundertmal verdient hätte er das Schafott, rief Collalto heftig; daß er den Belgiojoso erstochen hätte, sei erwiesen, und natürlich sei es auch nicht zugegangen, daß Schwarzenberg und Solms und Mercoeur, seine Vorgesetzten, so plötzlich nacheinander weggestorben wären.

Aldringen wollte gehört haben, der Erzherzog Matthias habe ihn zu Falle gebracht, weil er zum Rudolf gehalten habe. Kaiser Rudolf hätte ihn nachmals gern wieder lebendig gemacht, als es zu spät gewesen sei, und oft des Nachts gejammert, er könne nicht im Bette bleiben, weil der Rußworm komme und sich zu ihm lege.

Wallenstein sagte, wenn Rußworm den Tod nicht wegen Hochverrats, so habe er ihn wegen Torheit und Schwäche verdient; dann verließ er die Gesellschaft, wie er denn nur selten lange bei Zechereien zu bleiben pflegte. Als er, von mehreren Dienern begleitet, zu seiner Kutsche ging, hüllte er sich fest in seinen Pelzmantel; der Himmel war voll weißer, wie gefrorener Schnee glitzernder Sterne. Der Brief seines Schwiegervaters fiel ihm wieder ein, und es ärgerte ihn jetzt fast, daß derselbe ihn mit so nichtsnutzigen Dingen behelligte; wenn er überhaupt etwas zu fürchten hatte, so war es nicht der neidische Schwarm schwatzender Höflinge, hirnloser Kriegsräte und schleichender Beichtväter. Das konnte nur etwas Ungeheures sein, etwas Namenloses, das

ſtärker als er war, etwas Dämoniſches; und wenn er es erſt kennte und nennen könnte, dachte er, würde er auch das nicht mehr fürchten.

Auch in Donauwörth, wo es inzwiſchen ſtill und öde geworden war, hatten zu jedermanns Erſtaunen ſchon im Februar Primeln, Krokus und Veilchen geblüht, und die Kinder hatten an Sonntagen Kränze gewunden und Ringelreihen getanzt; aber in den erſten Maitagen blies ein Wind aus Norden und tötete die verfrühte Lenzfreude, die dann ein dichter Schneefall begrub. Erregte dies ſchon Verwunderung und Bekümmernis, ſo entſtand vollends Schrecken, als die Saaten durch Hagelſchlag vernichtet und die Erntehoffnungen für dies Jahr zerſtört wurden. Von den Betroffenen wurden Zweifel geäußert, ob ein ſolcher Witterungslauf natürlich ſein könne, und ein beſtimmter Argwohn, den Schaden durch Zauberei herbeigeführt zu haben, begann ſich gegen eine wohlhabende Witwe zu richten, die zurückgezogen lebte und trotz aller Bekehrungsverſuche dem Luthertum treu geblieben war. Mehrere Leute, die in der dem Hagelfall voraufgehenden Woche ſpät aus dem Wirtshauſe gekommen waren, beſannen ſich darauf, daß ſie im Mondſchein einen ſchwarzen Ziegenbock von verdächtigem Ausſehen um das einſame Haus der Frau hatten herumſpringen ſehen; auch wurde es für gefährliche Anzeichen gehalten, daß ſie abſeits von den anderen lebte, wenig ſprach, und daß ihr Acker merklich von dem Hagelwetter verſchont geblieben war. Demgegenüber half ihr Leugnen nichts, und ſie wurde als Hexe verbrannt, nicht ohne daß die Jeſuiten ſich Mühe gaben, ſie vorher zur katholiſchen Kirche zu bekehren. Auch behaupteten dann einige, die dem Scheiterhaufen zunächſt geſtanden hatten, ſie habe noch aus dem Rauch heraus-

geschrien, sie schwöre ihre Ketzerei ab und sterbe im wahren Glauben, wohingegen andere gehört haben wollten, daß sie ihren Herrn, den Satan, um Beistand angerufen habe.

Nach dem Tode dieser Witwe gab es nur noch fünf Evangelische in Donauwörth, nämlich den Schmied Ulrich Hindenach und seine Tochter und drei arme alte Frauen, die in einem Pfrundhause lebten. Diese drei zu bekehren nahm ein bayrischer Jesuitenpater auf sich, besuchte sie und erzählte ihnen, wie dem Heiland wegen ihres Irrglaubens und ihrer Verstocktheit seine Wunden schmerzten, und lud sie ein, wenn sie sich unterweisen lassen wollten, zu ihm zu kommen; er werde ihnen statt des im Pfrundhause üblichen Haferbreis ein wohlschmeckendes Feigenmüslein vorsetzen. Eine von ihnen folgte der Einladung, kam auch munter und erbaut zurück und rühmte das Feigenmüslein, wie süß und bekömmlich es sei, ganz anders als der steife Haferbrei, den man nicht wohl ohne Widerwillen Tag für Tag fressen könne. Indessen hörte sie allmählich damit auf, da die anderen nichts darauf entgegneten, und wurde überhaupt schweigsam und traurig. An den Sonntagen, wenn die beiden Evangelischen, die keinen Gottesdienst besuchen durften, in einer Postille eine Predigt Doktor Luthers lasen, saß die Alte, die nun keinen Teil mehr daran hatte, allein in einem Winkel, bewegte die Lippen, und aus ihren kleinen matten Augen schlich zuweilen eine Träne.

Der Statthalter Dandorf, der sich vorgenommen hatte, bis zum Jahre 1627 dem Herzoge nach München zu melden, daß kein Evangelischer mehr in Donauwörth sei, geriet in unbezähmbare Wut gegen die paar Ketzer, die ihm das Ziel verrücken wollten. Er hatte für den Fall des Gelingens eine Wallfahrt gelobt, und da er auf Wallfahrten überhaupt erpicht war, konnte er den Gedanken, sie verschieben zu müssen,

nicht ertragen. Es könne keine Ordnung bestehen, schnaubte er, wenn sich Untertanen absondern und eine widersetzliche Religion haben wollten, auch sehe man daraus, daß so viele lutherische Weiber als Hexen verbrannt wären, wohin der Irrglauben führe, nämlich zum Teufel. Da nun aber der Herzog befohlen hatte, es solle kein unmittelbarer Zwang zur Bekehrung angewendet werden, und die erlaubten Mittel bei dem Schmied Ulrich Hindenach nicht verfangen hatten, sein Tun und Treiben auch keinen Anlaß bot, ihn ernstlich zu behelligen, so wußte der Statthalter nicht recht, wie er ihm beikommen sollte. Nun traf es sich, daß Hindenach krank wurde und sein Testament machen wollte, um seiner einzigen Tochter, was er besaß, zu verschreiben; denn er sah voraus, daß sein Bruder, der sich bekehrt hatte, seine Verlassenschaft an sich zu ziehen versuchen und dabei die Unterstützung des neuen katholischen Rats finden würde. Wie ihm nun bedeutet wurde, daß ein Evangelischer kein gültiges Testament machen könne, wurde ihm das Herz schwer, indem er sich das künftige Schicksal seiner Tochter, wenn er gestorben sein würde, vorstellte. Sie war ein blühendes Mädchen von fünfundzwanzig Jahren mit schwarzem Haar und schwarzbraunen Augen; das Weiße ihrer Augen hatte einen bläulichen Schimmer, und es waren ein paar dicke schwarze Tupfen darin, und wenn sie lachte, war ihr ganzes dunkles Gesicht in lauter Glanz und Schelmerei getaucht. Wie sollte sie, trotzdem sie stark, keusch und fleißig war, als Evangelische in Donauwörth einen Mann bekommen, und wer sollte sie in den Verfolgungen und Drangsalen stützen, denen sie nach seinem Tode mehr als je ausgesetzt sein würde? Diese Sorge quälte ihn dermaßen, daß er den Jesuiten, die ihn während seiner Krankheit besuchten und ihm mit Drohungen und Verheißungen zusetzten, nachgab und sich samt seiner

Tochter bekehrte. Sie war zwar anfangs nicht einverstanden gewesen, tröstete sich aber rasch mit dem Gedanken, daß sie nun nicht mehr so abgesondert von der übrigen Jugend sei und bessere Aussicht habe, sich zu verheiraten.

Hindenach dagegen, obwohl er sich von seiner Krankheit wieder erholte, verlor er den Schlaf und verfiel bei der Arbeit in so tiefe Gedanken, daß er nichts mehr vor sich brachte. Als er das erstemal dem katholischen Gottesdienst beiwohnte, die geputzten Priester hin und her springen, knicksen und sich bekreuzen sah, das Klingeln, Psalmodieren und lateinische Singen hörte, kam es ihm vor, als sei er auf einem der Berge, wo die teuflischen Tänze abgehalten werden sollten; er glaubte, wohin er blickte, höhnisches Grinsen und schadenfrohe Fratzen zu sehen und fühlte sich so übel, daß er kaum das Ende abzuwarten vermochte. Als sie wieder zu Hause waren und seine Tochter in die Küche ging, um das Mittagessen zu rüsten, stieg er, um allein zu sein, auf den Speicher und setzte sich müde auf eine alte Kiste. Durch eine halbgeöffnete Dachluke sah er ein Stück des Weges, der sich zwischen Obstbäumen durch Felder aus der Stadt hinaus nach dem Dorfe schlängelte, wohin er sonst, vor ein paar Jahren, noch mit seiner seitdem verstorbenen Frau, gegangen war, um dem innerhalb der Tore verbotenen lutherischen Gottesdienst beizuwohnen. Der Weg lief so eilig und fröhlich seinem Ziele zu wie einst; wie war es gekommen, daß er ihn nicht mehr gehen konnte? Wie auf einen Traum besann er sich auf die Zeit vor der bayrischen Okkupation, wo er ein Mitglied des Rats gewesen war, wo sein Wort in der Stadt viel gegolten und sein Haus in Freuden und Ehren gestanden hatte. Seitdem hatte er viel Unglück gelitten: war aus dem Rat gestoßen, hatte die alte Kundschaft verloren, war um geringfügige Dinge oder unter

Vorwänden gerügt und in Geldstrafe oder Haft genommen worden; aber er hatte doch seinen Kopf hochgetragen und sich Gottes getröstet, welcher es wissen mußte, daß er noch der alte Ulrich Hindenach ohne Falsch war. Der Tod seiner Frau, die den vielen Gram nicht verwinden konnte, hatte ihn hart mitgenommen, er fing an zu vereinsamen und einzusehen, daß Gott hienieden sein treues Volk nicht erhalten wollte. Trotzdem war er nicht so elend gewesen wie jetzt, als er noch vor vier Wochen, die Hand seiner Tochter in der seinigen, in der Sonntagmorgenfrühe nach dem Dorfe hinausgewandert war. Er konnte sich nicht besinnen, wie der jämmerliche Wechsel über ihn gekommen war, da er doch früher viel mehr Drangsale um des Glaubens willen ausgestanden hatte als gerade jetzt. Auf einmal hatte er wegen des Testamentes nachgegeben, obschon sich doch vielleicht noch ein anderer Ausweg gefunden hätte, ohne daß er sein einziges Kind dem Antichristen ausgeliefert hätte. Er stützte müde den Kopf in die Hand und schloß die Augen; als er plötzlich das fröhliche Singen seiner Tochter hörte, die unten mit den Tiegeln hantierte, stieg eine schreckliche Angst in ihm auf und schnürte seine Brust zusammen. Er wußte nicht, was er tun sollte, wenn sie ihn rufen würde, zu Tisch zu kommen. Schnell stand er auf, kramte in der Kiste, auf der er gesessen hatte und in der allerlei Hausrat verwahrt wurde, bis er einen starken Strick fand, befestigte ihn mit vor Hast zitternden Händen an einem Balken und erhängte sich.

Nachdem der hartnäckige Schmied sich bekehrt hatte, waren nur noch die beiden steinalten Pfründnerinnen in Donauwörth lutherisch; aber diese zählte der Statthalter nicht und trat also mit großem Aufwand seine Wallfahrt an.

Schwere Folgen hatte die verkehrte Witterung des Jahres

1624 auch in Bamberg und Würzburg, wo die Bischöfe ohnehin mit ungewöhnlicher Schärfe gegen das Hexenwesen vorgingen. Johann Georg II. Fuchs von Dornheim, Bischof von Bamberg, gewöhnte sich so daran, daß das eingezogene Vermögen der justifizierten Hexen und Zauberer in seine Kasse floß, daß es ihm schien, wenn der Strom einmal spärlicher tropfte, als werde der Lauf der Gerechtigkeit aufgehalten und stecke irgendwo eine gröbliche Pflichtverletzung, und er bedrohte die Richter ernstlich, sie sollten sich nicht damit begnügen, hie und da einen faulen Fleck auszuschneiden, sondern dem Übel bis auf den Grund nachgehen, damit sich die Pest nicht weitervererben könne. Demgemäß ließen die Richter allen Verdächtigen durch den Henker peinlich zusetzen, bis sie eine leidliche Anzahl anderer angaben, die auch bei den Hexentänzen gewesen wären, von denen jeder wieder anzeigen mußte, so daß es keine Lücken in den Prozessen gab. So kam es, daß auch mehrere Bürgermeister von Bamberg der Hexerei angeklagt wurden, unter ihnen der Bürgermeister Junius, ein stattlicher, stolzer Mann von fünfundfünfzig Jahren, der bis dahin bei jedermann angesehen und auch beliebt gewesen war. Dieser verstummte vor Schreck und Staunen, als ihm in der Gerichtsstube ein altes Weib vorgestellt wurde, die er nicht kannte und die gleichwohl behauptete, ihn vor einigen Wochen auf dem Kaulberge beim Satansfest gesehen, mit ihm getanzt und gesehen zu haben, wie er dem hinkenden Bockteufel die Reverenz gemacht und zum Zeichen des Gehorsams den Schwanz geküßt habe. Als er seine Sprache wiedergefunden hatte, schrie er das Weib an, er kenne sie ja nicht, wie solle er denn mit ihr getanzt haben? Er müßte ja toll und voll sein, wenn er mit einer solchen Vettel auf den Tanz ginge, noch dazu bei Nacht auf dem Kaulberge. Wenn es auch wahr sein möchte, daß

der Teufel mit den Hexen dort Tanz hielte, obwohl es ihm absonderlich vorkäme, so könne er doch schwören, daß er niemals etwas davon gewußt, geschweige denn dabei gewesen wäre. Sie solle die abscheuliche Lüge, die Gott an ihr strafen werde, zurücknehmen.

Das alte Weib kicherte höhnisch, sie könne nichts anderes sagen, als was sie gesagt habe, er solle nur ein Weilchen warten, dann werde er auch wissen, wie es bei den Teufelstänzen zuginge. Ja, sagte der Richter, wenn er nicht flugs bekenne, solle der Henker ihm helfen, sich zu besinnen. Während der Bürgermeister sich voller Entrüstung verwahrte, daß dies kein rechtliches Gericht sei, und daß kein Christenmensch mehr seines Lebens sicher sei, wenn man auf das vereinzelte Zeugnis einer bösen alten Hexe verurteilt werden könne, bemächtigte sich der Henker seiner, er wurde entkleidet, aufgereckt, und die Glieder wurden ihm auseinandergerissen. Da er die Schmerzen nicht lange aushielt, bekannte er, was ihm vorgesagt wurde, und bezeichnete auch mehrere angesehene Bürger, darunter seinen eigenen Schwager, als solche, die sich gleichfalls dem Teufel ergeben hätten.

Als er allein unter fürchterlichen Schmerzen sich auf das, was geschehen war, besann, dachte er an seine Frau, die etwa ein halbes Jahr vor ihm als Hexe verbrannt worden war, daß sie sicherlich ebensowenig wie er vom Teufel gewußt habe, und daß er dazumal nicht hätte stillschweigen sollen, als sie flehentlich schrie und ihre Unschuld beteuerte. Dann dachte er an seine beiden Töchter, die er kürzlich an einem und demselben Tage vermählt hatte, eine mit einem irdischen, die andere mit dem himmlischen Bräutigam im Kloster zum heiligen Kreuz an der Stadtmauer von Bamberg, und daß sie ihn nun für einen gottlosen, verlorenen Mann halten würden. Es gelang ihm, bevor er sterben

mußte, einen langen Brief an sie aufzusetzen, in dem er ihnen Lebewohl sagte und schilderte, wie es zuginge und wie die falschen Zeugnisse ihm ausgepreßt wären.

Da die Zahl der Zauberer und Hexen sich so trefflich vermehrte, schritt der Bischof dazu, eigens zu ihrem Gebrauch ein neues Gefängnis zu bauen, welches Trudenhaus genannt und mit nicht geringen Kosten nahe bei der Mauer am Keßlertürlein errichtet wurde.

In einer Schenke in Hamburg saßen einige hohe Offiziere des neugeworbenen dänischen Heeres zusammen und unterhielten sich über die neue, vom König von Dänemark erlassene Verordnung über das Kriegswesen, mit der sie durchaus nicht zufrieden waren. Knyphausen hatte die gedruckten Artikel in der Hand und las langsam und mit lauter Stimme vor: es sei die Auslöhnung der Soldaten nicht länger den Regimentsobersten zu überlassen, sondern solle ihr Sold durch die königlichen Kommissare ausgezahlt werden. Nach einer Pause, während welcher er sich im Kreise umgesehen hatte, fragte er, ob man je dergleichen vernommen habe und ob man glaube, daß ein einziger Offizier Bestallung angenommen haben würde, wenn er das gewußt hätte? Graf Isenburg heftete seine Augen gespannt auf den Vorleser und bat, er möge die Stelle noch einmal lesen, da er es nicht deutlich verstanden habe.

Nach der zweiten Lesung gerieten alle in Bewegung, und Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg sagte, das habe nichts anderes zu bedeuten, als daß die Soldaten künftig mehr von den Kommissaren, also vom König, als vom Regimentsobersten abhingen, und daß einer überhaupt nicht mehr recht wüßte, warum er Oberster würde und wieso und wozu. Ein Oberster, der den Sold nicht selbst auszahle, das

sei ja gar kein Oberſter, da wäre es ſchon faſt beſſer, müßig zu ſitzen.

Ja, das Geld ſei der nervus rerum, ſagte Knyphauſen, das ſei ein bekanntes Sprichwort.

Die Herren ſollten aber bedenken, ſagte Wilhelm von Lohauſen, genannt Kalchum, was für eine Unordnung dabei mit unterlaufe. Er wolle ja von den anweſenden Fürſten und Herren nicht reden, aber es wiſſe doch jeder, wie viele Oberſten es gebe, die das Geld in die eigene Taſche ſteckten und die Soldaten verhungern und verlumpen ließen, und was für böſe Folgen das hätte.

Wenn ſich andere zwiſchen einen Oberſten und ſein Heer ſteckten, das hätte noch ſchlimmere Folgen, ſagte Graf Solms.

Ja, ob etwa ihn jemand in Verdacht hätte, daß er den Sold für die gemeinen Soldaten in die Taſche ſteckte, fragte der Herzog von Altenburg. Das ſei ſeiner fürſtlichen Ehre zu nahe getreten. Das könne er nicht auf ſich ſitzen laſſen.

Aber ſo ſei es ja nicht gemeint, ſagte Lohauſen. Derartige Verordnungen bezögen ſich nicht auf einen einzelnen, es gelte die Ordnung im allgemeinen, und die werde auf dieſe Art am beſten gewahrt.

Als ob die Kommiſſare das Geld nicht auch in die Taſche ſtecken könnten, ſagte Graf Solms.

Die wären Beamte, ſagte Lohauſen, und müßten dem König über Heller und Pfennig Rechenſchaft ablegen.

Mit dergleichen Forderungen würden ſie auch von Zeit zu Zeit geplagt, ſagte der böhmiſche Graf Schlick. Er könne darüber nur lachen. Man könne nicht zugleich das Schwert führen und ein Gelehrter ſein, und wenn einer ein guter Rechner und Schreiber ſei, ſo könne er dem von vornherein prophezeien, daß er keine Schlachten gewinnen werde.

Nein, auf ſeiner fürſtlichen Ehre könne er nicht den

kleinsten Flecken dulden, fuhr der Altenburger fort, wer das gesagt habe, müsse heute noch den Degen mit ihm kreuzen.

Das werde Kalchum sehen, sagte Graf Isenburg, daß auf diese Weise der König kein Heer zusammenbringe. Keiner werde sich das gefallen lassen. Und dann stehe da noch, daß der König das erste Recht an die Kriegsbeute haben solle! Das sei auch eine Novität! Nach uralten geheiligten Regeln werde die Beute zwischen den Offizieren und gemeinen Soldaten dem Range nach geteilt, der König habe nichts damit zu schaffen gehabt. Ja, warum man denn eigentlich in den Krieg ziehen solle? Ruhm und Ehre komme gewiß an erster Stelle, das sei selbstverständlich, aber man könne auch Unglück haben, die Fortuna sei launisch, und dann gehe es über einen her, denn es müsse allemal ein Sündenbock vorhanden sein. Ferner habe man auch Weib und Kind, und was aus einem werden solle, wenn man alt und invalid geworden sei? Man sei doch kein Bauer, daß man umsonst arbeitete! Die Grundlagen des Kriegswesens dürften nicht angetastet werden, sonst könne niemand heroische Taten verrichten.

Ob etwas Wahres an dem Gerüchte sei, sagte Herzog Franz Karl, den von Lohausen scharf ins Auge fassend, daß er selbst, Lohausen, bei Anfertigung dieser neuen Kriegsgesetze die Hand im Spiele gehabt habe? Er solle sich ja ohnehin auf das Bücherwesen verstehen und mit sogenannten Gelehrten umgehen.

Das leugne er nicht, sagte Lohausen, daß er ein Wörtlein dabei mitgeredet habe; und er habe es nach seinem Verstand und Gewissen getan, zu mehrerem sei ein Ehrenmann nicht verpflichtet.

So solle er auch nur gleich sein Schwert ziehen und sich mit ihm schlagen, rief der Altenburger, er könne nicht eine

Viertelstunde länger leben, ohne seine fürstliche Ehre mit Blut zu reinigen. Sie könnten es auch zu Pferde verrichten, wenn das Lohausen lieber sei.

Er wäre Seiner fürstlichen Gnaden lieber in anderen Sachen zu Dienst gewesen, sagte Lohausen, wolle sich aber auch diesem Befehl nicht entziehen. Wegen der Pferde bedanke er sich, er stehe so fest auf seinem Stelzfuß wie mancher andere nicht auf zwei gesunden Beinen.

Darauf hielt er eine Ansprache an die Versammelten, sie sollten doch wegen der neuen Verordnungen nicht den Dienst verlassen. Leider sei es ja mit Kriegsgesetzen meistens so, daß der Erfolg ganz anders sei als die Absicht, und daß es bei den erbaulichen Worten auf dem Papier bleibe, womit man etwaige Nörgler niederschlüge. Einstweilen brauchten sie sich also nicht zu erhitzen. Sie hätten doch alle das Schwert gezogen, um das geliebte Vaterland gegen Spanier und Jesuiten zu verteidigen, davon wollten sie sich nicht abwendig machen lassen. Die Mittel zum Kriege wären schwer aufzubringen, wie schelmisch der König von England verfahre, wisse man ja, die Staaten hätten auch den Erbfeind auf dem Halse, der König von Dänemark sei zwar reich, wolle das Seinige aber auch nicht mutwillig zusetzen. Indessen des Königs Generosität sei weltbekannt, sei der Krieg erst einmal im Gange und gebe es Sukzeß, so werde der Lohn auch nicht ausbleiben.

Am dreißigsten Juli erschien in Hameln, wo Christian IV. sein Hoflager aufgeschlagen hatte, Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel mit der Nachricht, Tilly habe die Weser überschritten und hause jämmerlich in seinem Lande, wenn Christian nicht helfe, sei alles verloren. Der König musterte seinen Neffen, der ein abgerissenes graues Wams

trug und sehr erhitzt und verstört aussah, mit einem Lächeln und sagte, man solle meinen, er habe nicht in der Kutsche gesessen, sondern sei davorgespannt gewesen. Friedrich Ulrich trocknete sich den Schweiß ab und sagte, er möchte allerdings lieber ein Pferd als ein deutscher Reichsfürst sein; er hätte alles so treulich, redlich und vorsichtig zu richten gesucht, nun gehe es doch über ihn her. Wenn es sogar dem Unschuldigen und Frommen übel gehe, so bleibe einem ja nur die Desperation übrig.

Er hätte sich ihm eher anschließen sollen, sagte der König, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte; nun komme er in zwölfter Stunde nach erlittenem Schaden; es sei ja aber gottlob noch nicht zu spät zur Remedur.

Während des Mittagsmahls berichtete Friedrich Ulrich, was sich ereignet hatte: wie die Amtmänner von Greene, Wölpe und Wickensen händeringend und hilfeschreiend gelaufen gekommen wären, und Briefe über Briefe einträfen mit Beschreibung der Greuel, die die Tillysche Soldateska verübe. In Wölpe hätten sie, nachdem sie schon alles aufgefressen, mehr verlangt, und da die Bauern nichts hätten geben können, hätten sie ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten und gesagt, sie wollten sie zu einer Wurst verhacken, da sie nichts anderes hätten.

Der König äußerte sich entrüstet: er habe bisher eine zu gute Meinung von den Papisten gehabt, das sei ganz unchristlich und höchstens bei Türken und Tartaren gebräuchlich.

Seine Bauern wären aber auch tapfere Leute, erzählte Friedrich Ulrich kichernd, und hätten sich fleißig zur Wehr gesetzt. In Springe hätten sie sich zuerst demütig angestellt, für einen Rittmeister und einen Haufen Kerle tüchtig aufgetischt und heimlich die Waffen weggebracht, die jene beim Zechen abgelegt hätten. Als sie angetrunken gewesen wären,

hätten die Bauern, unter Geschrei hereinstürzend, sie mit Knütteln niedergeschlagen, nackt ausgekleidet und ihnen die Haut abgezogen, auch teils lebendig verscharrt.

„Da siehst du es nun," sagte der König, „da hast du es!" Ob er denn jetzt endlich so weit sei, daß er sich ihm ganz und gar anschließen und mit der Kraft seines Landes zusteuern wolle?

Ach, wenn es von ihm abhinge, hätte er das ja längst getan, klagte Friedrich Ulrich. Ihm könne ja nichts lieber sein, als alles seinem weisen und siegreichen Oheim anheimzustellen; aber seine steifnackigen Stände drohten ihm mit dem Kaiser, und wenn sie wüßten, daß er hier wäre und was er hier täte, würden sie ihm den Brei versalzen.

Der König lehnte seinen vollen Körper in den Sessel zurück und stützte die Hände auf die Armlehnen. Diese Vasallen, sagte er, möchte er einmal in die Schule nehmen, er verstehe sich darauf, störrische Pferde zuzureiten; er habe einen besonderen Sattel und einen besonderen Zaum, damit zähme er jedes. Ein Fürst müsse aufs Ganze sehen, Bauer und Bürger wären dem Staate nützlich, man könne sie nicht ganz verkommen lassen. Woher man jetzt das Brot nehmen sollte, wenn die Bauern alle davonliefen?

Friedrich Ulrich sah seinen Oheim erschrocken und bewundernd an und seufzte. Die Menschen seien gar zu böse, sagte er, jeder denke nur an seinen Vorteil statt an Gott und den Nächsten. Hätte er das um den Kaiser und Tilly verdient? Und wo es mit der Welt hinaus sollte, wenn man mit Geduld und Gehorsam nichts mehr ausrichtete?

Über diesen Gesprächen trank der König in guter Laune einen Krug Einbecker Bier nach dem anderen und sagte, als er die Tafel aufhob, es sei ihm ein wenig schwer in Kopf und Beinen, er wolle einen Ritt an die Mauer tun, das

werde ihn erfrischen. Mit Hilfe eines Stallmeisters schwang er sich auf sein feistes, braunglänzendes Leibroß und trabte nach einer Stelle, wo die Schanzen ausgebessert wurden, um die Arbeit selbst zu besichtigen; denn sonst, sagte er, gehe es doch in die Quere. Es war ein heißer Tag, am blitzenden Himmel ballten sich feste Wolken und standen zum Bersten geschwollen über den laubigen Bergen. Der König knöpfte sich die rotsamtene Weste auf und pustete vor Hitze; es werde vor Nacht noch ein Gewitter geben, sagte er zu den Herren, die ihn begleiteten, er verstehe sich auf die Zeichen.

Als Christian, bei der Mauer angekommen, über eine tiefe, mit Brettern verdeckte Grube ritt, trug es sich zu, daß sein Pferd scheute, ausschlug und zwischen den auseinanderweichenden Brettern hindurch mit ihm in die Tiefe stürzte. Er wurde für tot herausgeholt und in das Schloß getragen, wo er nach einigen Stunden zwar Zeichen des Lebens, aber nicht der Besinnung gab. Am folgenden Tage traf, von dem Unfall in Kenntnis gesetzt, die Herzogin Elisabeth, seine Schwester, ein und fand alles in Verwirrung und Auflösung. Neben dem Schlafzimmer des Königs saß Friedrich Ulrich und wehklagte, nun sei er ganz verloren, Tilly werde erfahren haben, daß er bei Christian gewesen sei, und werde nicht mehr an seine Treue glauben wollen, und Christian könne ihn nicht mehr beschützen.

Elisabeth richtete ihre schönen meerblauen Augen, die in der Erregung schwarz wurden, zürnend auf ihren Sohn. Jetzt sei nicht Zeit zu klagen, sondern zu handeln, insonderheit für einen Fürsten, sagte sie. Er sei alt genug, den Lauf der Welt zu kennen; wer sich zum Schaf machte, den fräßen freilich die Wölfe. Es zeige sich, daß sein Bruder Christian recht gehabt hätte, wenn der noch im Lande wäre, hätte es nicht so weit kommen können. Man hätte unrecht getan, ihn nicht

beſſer zu unterſtützen. Nun ſei es an ihm, Friedrich Ulrich, ſeinen armen Untertanen zu helfen, das Elend ſchreie zum Himmel.

Warum ſie denn gegen ihn eifere, ſagte Friedrich Ulrich kleinlaut; er habe ja getan, was er könne, ſei hergekommen, um ſeines Oheims Hilfe zu erflehen.

Ja, ſagte ſie, und nun ſei dem etwas Menſchliches begegnet. Damit müſſe man allezeit rechnen, das Leben laufe nicht wie ein Mühlrad heute wie morgen und morgen wie heute, ſondern wie ein Schiff auf dem Meere, bald im Sturm, bald in der Stille, bald müſſe man die Segel auftun, bald einziehen und mit Ruder und Steuer ſich durchkämpfen. Jetzt ſolle er ſorgen, daß Munition in die feſten Plätze komme, und die Kommandanten anweiſen, wenn die Ritter aufſäſſig wären, die Landleute aufrufen, den Untertanen einen feſten Willen zeigen, damit ſie Hoffnung faßten und Mut, ſich um Haus und Hof zu wehren.

Das möge tun, wer wolle, ſagte Friedrich Ulrich, er laſſe die Hände davon. Laufe es übel aus, ſo treffe die Schuld ihn, er wolle Tilly gegenüber ſeine Unſchuld wahren.

Eliſabeth hätte ihrem Sohn gern eine Maulſchelle gegeben, aber ſie unterließ es wegen der Herren, die im Nebenzimmer um Chriſtians Bett herumſaßen. Dann ſetzte ſie ſelbſt Briefe an verſchiedene Städte, Ämter und Räte auf und befahl auch den Verwaltern ihrer Güter, den am meiſten bedrohten Plätzen auf ihre Koſten Pulver zu ſchicken. Mittlerweile hatten die Ärzte Hoffnung auf des Königs Leben gegeben, ob aber ſein Verſtand ebenmäßig zu erhalten ſei, wollten ſie noch dahingeſtellt ſein laſſen, da er einſtweilen nur unzuſammenhängende Laute ausſtieß. Infolgedeſſen, ſagten die Räte, müſſe ſchleunig für ein anderes Haupt geſorgt werden, und da komme nur der Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm in Betracht.

So? Der? sagte die Herzogin; ob sie meinten, daß der seinen Verstand besser beieinander habe als ihr Bruder?

Zu den resoluten Ingenien gehöre der Herr Markgraf zwar nicht, gaben die Räte zu; aber er sei der Würde nach im Kreise der nächste und solle auch im Kriege von absonderlicher Tapferkeit sein.

Das sei Herzog Johann Ernst von Weimar auch, sagte die Herzogin, dazu redlich und wohlmeinend und vor allen Dingen entschlossen und beständig.

Die Räte zogen die Augenbrauen hoch und sagten, die Weimaraner gehörten nicht zum niedersächsischen Kreise, und Christian Wilhelm könne aus einer solchen Wahl Argwohn und Empfindlichkeit schöpfen. Vielleicht sei dies eine Gelegenheit, den Administrator endlich auf des Königs Seite zu ziehen, wozu sich der König schon viel vergebliche Mühe gemacht habe.

Sehr zum Troste des Administrators erholte sich indessen der König wieder von seinem Unfall, so daß er nach einigen Wochen die Leitung der Geschäfte wieder in die Hand nehmen konnte, allerdings mit keiner anderen Absicht für diesen Sommer mehr, als sich in seiner Stellung zu behaupten. Ende September versammelten sich die vornehmsten Kriegshäupter in Nienburg, wohin Christian IV. sich zurückgezogen hatte, um mit ihrem Obersten Rücksprache zu nehmen, nämlich Herzog Christian der Jüngere und Mansfeld, ferner der Administrator Christian Wilhelm und Hans Philipp Fuchs von Bimbach, ein fränkischer Adliger und stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, der im Rufe des Scharfsinns und der Tüchtigkeit stand.

Auf des Königs Frage, ob er sich denn nun rund für ihn erklären wolle, sagte Christian Wilhelm, ja, er sei jetzt so gut wie entschlossen. Tilly könne ihm nichts nachweisen und

verdächtige ihn doch immer, da laufe einem doch zuletzt die Galle über. Seine Domherren spionierten ihm nach, warnten und drohten und täten doch nichts für ihn; da habe er sie nachdrücklich gefragt, wenn er nun zum Kaiser hielte und der Kaiser die Stifter hernach doch einzöge, ob sie ihm das Verlorene ersetzen würden? Darauf seien sie die Antwort schuldig geblieben. Wenn man nur die heimlichen Absichten des Kaisers erraten könnte!

Das Rätsel wolle er sofort lösen, sagte Fuchs von Bimbach lächelnd, er wisse genau, daß der Kaiser alle Stifter und Klöster im ganzen Reich restituieren wolle. Er habe längst seinem Beichtvater das Wort gegeben, halte nur aus Furcht noch ein wenig zurück; der Herzog von Bayern sei nämlich dagegen, und den fürchte er fast noch ein wenig mehr als die Jesuiten. Es sei aber keine Frage, daß Wallenstein auf Halle und Magdeburg ziehe; wenn man nicht rasch zuvorkäme, wären sie verloren.

Christian Wilhelm fuhr sich verzweifelt in die Haare. Wenn er nur gleich ein Regiment beieinander hätte, rief er. Aber die Domherren ließen ihn ja gar nicht herein! Das solle aber das erste sein, daß er die abschaffte, wenn er erst die Gewalt hätte, die Stifter weltlich zu machen.

Nun, nun, sagte der König, dahin wollten sie wohl kommen, nächsten Sommer würden sie Wallenstein und Tilly miteinander zu Paaren treiben.

Fuchs von Bimbach sagte, wenn es der König gestatte, möchte er bemerken, daß man die Armee durch Werbungen vervollständigen müsse; etwa 5000 Mann wären durch Krankheit ausgefallen, und das Kriegstheater erstrecke sich durch die Ankunft Wallensteins immer weiter, man müsse mehr Volk haben, um eine so lange Linie zu besetzen. Wo man aber werben wolle, da der nieder- und obersächsische

Kreis schon ausgesogen wären, wisse er auch nicht zu sagen.

Warum er dann überhaupt davon rede? sagte der König scharf. Wenn er General über das Fußvolk sein wolle, müsse er eben sorgen, daß es vollzählig sei.

Er habe doch noch keine Bestallung angenommen, sagte Fuchs von Bimbach erschrocken; der König solle ihn um Gottes willen verschonen, es sei ja bekannt, in was für einer gefährlichen Lage er sich befinde. Er wolle dem König gern wie bisher mit seiner Erfahrung zur Seite stehen, etwa als Kriegsrat, aber wenn er offen in des Königs Dienst trete, werde der Kaiser sicherlich seine Güter konfiszieren.

Was er mit Kriegsrat meine? fragte Christian, sich erhitzend. Er sei sich selbst Kriegsrat genug. Er sei nicht wie der Kaiser, der in seinem eigenen Hause nicht wisse, wo Kochtopf und Besen ständen, er lasse sich nicht von seinen Dienern an der Nase führen. Aber einen tüchtigen General könne er brauchen, denn er könne nicht allerorten zugleich sein, Fuchs solle ihm nicht länger ausweichen.

Fuchs von Bimbach hatte während des Böhmischen Krieges unter Boucquoi gedient, da er aber nicht befördert wurde, nahm er seinen Abschied in der Meinung, er werde als Lutheraner zurückgesetzt, und hielt sich seitdem zur antikaiserlichen Partei. Er habe doch gewiß dem König seine Treue bewiesen, sagte er, aber so weit dürfe er nicht gehen, daß er das Schwert für ihn ziehe; dann werde der Kaiser ihn für einen Verräter ansehen.

König Christian legte die geballte Faust auf den Tisch und warf einen zornigen Blick auf Fuchs. Im andern Falle, sagte er, werde er ihn als Verräter ansehen. Es sei ihm schon zugetragen worden, daß er, Fuchs, kein redlicher Patriot, sondern ein kaiserlicher Spion sei. Was das heißen

ſolle, daß er ſich zudränge, und wenn es zur Tat komme, ſich bemänteln wolle? Wenn er ſich ferner ſo verdächtig mache, müſſe er, der König, nach Mitteln greifen, um ſich vor ihm zu ſchützen.

Wer das von ihm geſagt habe? rief Fuchs, dunkel errötend; er könne ſeine Ehre nicht ſo angreifen laſſen.

Herzog Chriſtian der Jüngere ſprang auf und ſagte, Fuchs ſolle beweiſen, daß er es redlich meine; ſonſt wollten ſie es mit dem Schwert ausmachen.

Der König wies beide zur Ruhe; ſie ſollten nicht vergeſſen, daß ſie in Gegenwart ihres Königs und Kriegsherrn wären. Fuchs müſſe nun aber ja oder nein ſagen, er ſei mit ſeiner Ehre bei ihm verpfändet.

Nach längerem Hin- und Wiederreden bequemte ſich Fuchs, als General in des Königs Dienſt zu treten, ohne daß die verſprochene hohe Beſoldung und Ausſicht auf Entſchädigung, falls der Kaiſer ſeine Güter konfiszieren ſollte, ſeine Stimmung gehoben hätten.

An einem Oktobernachmittag gingen Fuchs und Mansfeld, die auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz zuſammen operieren ſollten, bei Nienburg an der Weſer entlang, in deren dunkelgrüne Flut ein gelber Schein von der untergehenden Sonne fiel. Ein matter Wind hob zuweilen die Zweige der Pappeln und Erlen, die am Ufer des Stromes ſtanden, und ließ ein welkes Blatt auf die beiden Männer fallen, von denen jeder in ſeine Gedanken vertieft war. Mansfeld huſtete und ſpuckte öfters; ſeine Bruſt war eingefallen, ſeit einem Jahre etwa war er ſo kränklich, daß er halbe Tage lang im Bett bleiben mußte, was er aber zu verbergen ſuchte. Es nagte beſtändig der Gedanke an alle die verheißungsvollen Möglichkeiten an ihm, die er ungenützt hatte vorbeigehen laſſen; zum Beiſpiel plagte es ihn jetzt, daß er

vor Jahren in Böhmen nicht die Witwe des kalviniſchen Slawata geheiratet und dadurch die reiche Smirſitzkiſche Erbſchaft an ſich gebracht hatte. Wenn er das damals ausgeführt hätte, ſo hätte vielleicht der Böhmiſche Krieg eine andere Wendung genommen, jedenfalls ſtände dann er ſo da wie nun jener Wallenſtein, der ſich betrügeriſch in Beſitz der herrlichen Güter geſetzt hatte. Er dagegen war immer noch der Habenichts, obwohl er den Titel eines Fürſten von Hagenau führte; das wollte er aber auch im Auge behalten, vielleicht, wenn er ein paar Regimenter beieinander hätte, könnte er irgendwie nach dem Elſaß durchbrechen.

Fuchs von Bimbach warf zuweilen einen geringſchätzigen Blick auf den kleinen, verwitterten Mann an ſeiner Seite; er ſelbſt hatte trotz ſeiner Jahre eine leichte, ſchwungvolle Haltung und pflegte eine weißſeidene Oberjacke zu tragen, die zu ſeinem braunen Geſicht wohl ſtand. Er ſchob im Gehen die feuchten, faulenden Blätter mit dem Fuß beiſeite und folgte mit dem Blick dem ſchweren, breiten Fluß, bis wo die dunſtige Ferne ihn verhüllte. Das feiſte, gefleckte Rindvieh, das auf dieſen Wieſen weidete, gefiel ihm, übrigens aber ſagten ihm Land und Leute auf die Dauer nicht zu. Er dachte mit Ärger an die Jeſuiten und die hohlköpfigen Hofleute, die in Wien regierten; verſtände der Kaiſer ſo viel von einer Schlacht wie von einer Prozeſſion, und könnte er einen faulen Mönch von einem ehrlichen Kavalier unterſcheiden, ſo, dachte er, möchte er am liebſten wieder kaiſerlichen Dienſt annehmen. Was ſollte bei der Unordnung, die hier herrſchte, herauskommen? Und wie ſollte er ſich mit Mansfeld vertragen, der auf Heldentaten pochte, in denen ihm jeder Räuberhauptmann gleichkam? Freilich wäre er im Grunde nicht ſchlimmer als die andern und eher geſcheiter; ſie betrieben ja alle den Krieg wie ein

großes Raubgeschäft in Ehren, bei dem es gelte, sich den Beutel zu füllen.

Ob er große Hoffnung auf diesen Feldzug setze? fragte er endlich Mansfeld. Ihm scheine, der König habe zu viel auf sich, könne nicht alles übersehen. Wenn nicht mehr dazu getan werde, so fürchte er, könne man gegen Wallenstein nichts ausrichten.

Aus Wallenstein werde zu viel gemacht, sagte Mansfeld. Insofern sei er zwar im Vorteil, als er reich sei, er habe in Böhmen gerafft und geraubt.

Dann sei er doch auch kein Säufer wie die meisten Fürsten, sagte Fuchs.

Er denke schon mit ihm fertig zu werden, sagte Mansfeld, fürchte ihn so wenig wie den König von Dänemark. Er wahre sich immer seine Unabhängigkeit; ein scharfes Schwert und ein scharfer Verstand müßten zuletzt allen obsiegen.

Fuchs meinte, man sei doch eben nicht allein; da müsse man zum Beispiel den Markgrafen Christian Wilhelm mitschleppen, der tauge fast mehr zu einem Kegelbuben als zu einem Regimentsobersten.

Dreinreden lasse er sich von dem nicht, sagte Mansfeld, übrigens solle er im Treffen tapfer sein; wenn er einmal im Zuge sei, haue er so lange drauf, bis der Arm ihm vom Leibe falle.

Fuchs lachte, und dann schwiegen sie wieder eine Weile. Die Sonne war untergegangen, der Himmel wurde kalt, und durch die dunklen Bäume ging ein langanhaltendes Rauschen.

Am besten wäre es, begann Fuchs wieder, der König machte Frieden. Er habe die Mittel nicht, Krieg zu führen, und es komme ihm fast so vor, als sei sein rühmlicher Ver-

ſtand durch den erlittenen Unfall etwas in Abgang gekommen.

Mansfeld zuckte die Achſeln; Dänemark werde vielleicht kein Glück bei der Sache haben, ſagte er; aber was ihn, Mansfeld, betreffe, ſeinen Frieden mit dem Kaiſerhauſe mache er noch nicht; erſt wolle er gründlich reſtituiert werden.

Fuchs wußte nicht recht, was er ſich dabei denken ſollte. Er wolle jetzt ein paar Leute im Ort herumſchicken, ſagte er, um Pferde aufzutreiben, er habe ja kaum zwanzig Pferde bei der Artillerie. Sie ſtellten ſich im Ort ſo an, als hätten ſie keine mehr, ſchließlich müſſe er wohl Zwang brauchen.

Nur nicht lange fragen und feilſchen, ſagte Mansfeld, im Kriege tue Geſchwindigkeit das Beſte.

Aber die Geliebte des Königs ſei doch ein prächtiges Weib, ſagte Fuchs plötzlich, wiewohl ein wenig fett.

Fett ſei nie zu viel an Weibern, ſagte Mansfeld; aber er habe jetzt genug davon, wenn er nur eine ſähe, möchte er gleich pfui ſagen.

So! ſagte Fuchs erſtaunt. Er wollte nur, es käme ihm da durch die Bäume eine liebe Frau entgegen. Das ganze Leben ſei doch nur eine nichtswerte Schale um ein paar Liebesnächte.

Mansfeld ſah Fuchs mit grimmigem Blick nach, wie ſeine ſeidene Jacke perlenſchimmernd zwiſchen den feuchten Stämmen verſchwand, huſtete und ſpuckte. Wenn er nicht beim König durchſetzte, dachte er, daß er im Kommando über den aufgeblaſenen Franken geſtellt würde, ſchickte er den ganzen Quark zum Teufel und ſchlüge ſich auf eigene Fauſt nach Ungarn durch.

Landgraf Moritz kehrte vom Begräbnis ſeiner Tochter Eliſabeth, die mit dem Herzog von Mecklenburg verheiratet geweſen war, voll bitterer Gedanken nach Kaſſel zurück.

Am liebsten, dachte er, würde er so weiter reiten bis an der Welt Ende, wo die Wüste des leeren Raumes und die ewige Nacht wäre. Der blaue Himmel und das grelle Licht bedeutete ihm nicht mehr als das Gaukelspiel eines Marktschreiers, gut genug für die Affen und Schweine, die sich auf dem Jahrmarkt des Lebens berauschen wollen. Nun seines Mädchens Augen sich für immer von der Welt weggewendet hatten, ekelte sie ihn doppelt. Wenn ihr Kopf still an seinem Herzen ruhte, so ruhte auch sein Herz; jetzt war Friede für ihn nur außer den Sinnen. Vielleicht, dachte er, lebte sie noch, wenn er sie nicht mit dem immer biervollen Mecklenburger verheiratet hätte, an dessen Seite sie sich so verlassen gefühlt hatte. Warum hatte er es doch getan? Ja, es hatte sie kein anderer wollen, weil sie ihn, den Vater, fürchteten, der in Ungnade beim Kaiser war, über dem die Acht schwebte und der sie alle durchschaute und verachtete. Freilich, wie hätten sie auch sein Kind, seine Elisabeth, lieben können, die nichts als rein, klug, gut und holdselig war? Sie war kein feiles Weib, das seinen Busen auslegte, lüsterne Blicke nach Männern auswarf und sich wie eine Mänade der rohen Ausgelassenheit von Satyrn preisgab; eine Rose aus dem Paradiese war sie, dürstend nach dem Lichte der Liebe und dem Hauch des Geistes. So mochte es göttliches Verhängnis sein, daß sie so früh hingegangen war; vielleicht konnte er nun freier nach seiner Einsicht handeln, da ihn nichts mehr band, nichts mehr verpflichtete. Nun sollte seine einzige Aufgabe sein, sein Recht zu erringen; denn was er einst gewollt hatte, dem Reiche Gottes auf Erden den Boden bereiten, Dummheit, Aberglauben und Roheit ausrotten, dazu hatten ihm seine aufgebrachten Gegner schon die Macht genommen, so daß er nur noch um sein Dasein kämpfen konnte.

Vor Kassel empfing ihn sein Kanzler Wolfgang Günther, ehemals Syndikus von Paderborn, den Moritz nach der gewaltsamen Unterjochung und Katholisierung dieser Stadt durch den Bischof bei sich aufgenommen und zu seinem Geschäftsführer und Berater gemacht hatte. In ihm hatte er einen Mann gefunden, der große Ideen fassen und kühne Pläne, sie zu verwirklichen, entwerfen konnte, der nicht das Zufällige, sondern das Wesentliche sah. Dieser hatte ihm gezeigt, daß er niemals Kraft würde entfalten können, solange der Adel als eine schmarotzende Pflanze seinen Stamm umstrickte und ihn aussaugte. Umsonst arbeite das Volk, sammle sein Wurzelnetz Vorrat aus der Erde; bevor er noch die Krone des Baumes bilden könne, entziehe ihm der anhaftende Schwamm mit tausend Polypenrüsseln die Nahrung. Günther wies ihm nach, wieviel Bauern der Adel schon unter seine Herrschaft gebracht habe, und wie er den Landgrafen allmählich zu einem Fürsten ohne Volk machen werde; wie er die Militärpflicht weder selbst leisten noch durch Geld ersetzen wolle und sich also der einzigen Pflicht gegen das gemeine Wesen entledigt habe, wie er gleich einem Vampir nur vom Blute der andern lebe. Er zeigte ihm, wie die Bürgerschaft und die noch freien Bauern ihm ergeben wären, und wie er aus ihnen sich ein starkes, treues Heer schaffen könne, das stets bereit sein würde, sein Vaterland zu verteidigen. Die Schritte, die der Landgraf tat, sich durch Errichtung eines Bürgerheeres vom Adel unabhängig zu machen, erbitterte die Ritterschaft bis zu offener Widersetzlichkeit, zur Weigerung der üblichen Geldbeiträge und zum Anschluß an Tilly, wodurch sich bei der schon bestehenden Schuldenlast der gänzliche Zusammenbruch des kleinen Landes vorbereitete.

Ob es den Landgrafen nicht freue, sagte Günther, wie

herzlich er in seiner Hauptstadt begrüßt werde? Er habe inzwischen oft mit den Bürgern, Vorstehern, Zunftmeistern und Ältesten gesprochen und überall so viel Liebe und Hingebung an den Landgrafen gefunden wie Haß gegen die Verräter, die den papistischen Tilly mit seinen Kroaten ins Land gezogen hätten.

Ja, der rechtschaffene Bürger und Bauer verstehe ihn, sagte Moritz; aber was das jetzt helfe, nachdem Tilly schon einen Fuß im Land habe? Nun, er wolle redlich kämpfen, und wenn er unterliege, mit ihm, Günther, nach Holland oder Genf auswandern, wo er einsam, den Blick auf die letzten Dinge gerichtet, den Tod erwarten könne.

Dazu sei es noch zu früh, sagte Günther; wolle der Landgraf nur den Entschluß fassen und sich mit den Feinden des Kaisers offen verbinden, so könne eine solche Union dem Papismus vielleicht Trotz bieten. Komme es aber zum Äußersten, so getröste er sich der Gerechtigkeit des Landgrafen, daß er die Hand nicht von ihm abziehe, sondern ihn beschütze, damit er nicht das Ende des unglücklichen Bürgermeisters von Paderborn, seines Freundes, erleiden müsse, dem die triumphierenden Feinde das zuckende Herz aus dem aufgeschnittenen Leibe gerissen hätten.

Ja, so möchten sie wohl ihm, Günther, an seiner Statt mitspielen, sagte der Landgraf.

Daß es sie nach seinem Blute gelüste, wisse er, sagte Günther. Kürzlich sei er durch einen Wald geritten, der dem Eitel von Berlepsch gehöre, und in welchem er eben gejagt habe. Da sei er auf einem engen Pfade mit dem Berlepsch zusammengetroffen, und der habe ihn geschimpft, weil er sein Jagdgebiet betrete, und ihn festnehmen lassen wollen. Er habe den Berlepsch fest angesehen und gesagt, er sei kein Wilderer, sondern der Kanzler des Landgrafen

und in dessen Auftrage unterwegs. Da habe der Berlepsch wölfische Blicke auf ihn geworfen und gesagt, er solle acht geben, daß er ihm nicht wieder ins Gehege komme; es gebe ein Gesetz, wonach man den Jagdfrevler nackt auf ein wildes Pferd binde und so in den Wald jage.

Sie waren mittlerweile vor dem Schlosse angekommen und stiegen von den Pferden. Er sei zwar nicht viel mehr als ein Bettler, sagte Moritz, aber doch noch Manns genug, einen treuen Diener und Freund zu schützen.

Er fürchte nichts und niemand, sagte Günther, wenn es gelte seine Pflicht zu tun; aber er müßte ein Narr sein, wenn er als ein einzelner ohne Nutzen sich einer Horde blutgieriger Wölfe aussetzen wollte.

Der Landgraf reichte Günther seine magere Hand und sagte, er, Günther, habe sein Mannes- und Fürstenwort, daß er ihn niemals im Stiche lassen oder preisgeben werde. Sein Land sei ihm durch Falschheit und Ränke fast ganz geraubt, nicht seine Ehre; mit dem Pfande könne Günther ruhig schlafen.

Ende Oktober zog Tilly vor die Stadt Hannover und forderte sie auf, kaiserliche Besatzung einzunehmen, die sie vor den heranrückenden Dänen schützen würde. Sogleich versammelten sich die Ratsherren, unter denen ein gewisser Borkmann, ein alter weißhaariger Mann, der angesehenste war, auf dem Stadthause und beschlossen, dem Tilly zu willfahren, indem man dem Kaiser Gehorsam schuldig und von dem Dänenkönig nichts Gutes zu erwarten sei. Indessen war aber Herzog Johann Ernst von Weimar, der in dänischen Diensten stand, mit seinem Regiment vor die Stadt gerückt, erzwang sich mit einigen Adjutanten und Kommissaren Einlaß und kam selbst auf das Stadthaus: er habe

gehört, sagte er, daß sie mit dem Kaiser parlamentierten; das könne er nicht dulden, verlange vielmehr, daß sie augenblicklich eine dänische Garnison aufnähmen. Die Ratsherren ersuchten ihn, in einer anderen Stube die Entscheidung zu erwarten; sie hätten nichts Feindseliges gegen den Dänenkönig im Sinne, jedoch würden sie sich des offenen Ungehorsams gegen den Kaiser schuldig machen, wenn sie sich mit ihm einließen, da er doch Krieg gegen den Kaiser führe. Das sei nicht wahr, brauste Johann Ernst auf, Christian IV. sei Direktor des niedersächsischen Kreises, der sich gegen Mansfeld in Defension gesetzt habe, was Tilly erst in Kaisers Namen vom Kreise verlangt habe, und was er ihm nun mit üblicher jesuitischer Zweizüngigkeit vorrücke und aufmutze. Die Frage sei, ob sie evangelisch oder katholisch sein wollten, und er wisse wohl, daß viele in der Stadt mit den Papisten liebäugelten.

Wenn er etwa auf ihn ziele, sagte Borkmann, so könne er bei Gott schwören, daß er seinem Glauben treu anhänge. Es sei ihm aber nicht bekannt, daß es sich um den Glauben handle; denn dergleichen Forderungen seien noch nie an sie erhoben, wie man auch von Ausrottung der Religion nirgendwo gehört habe, wohin Tilly gekommen sei.

Als Tilly von diesem Streit hörte, schickte er einen Brief an den Rat des Inhalts, wer spargiere, daß er den lutherischen Glauben ausrotten wolle, tue das aus List, um das blindgläubige Volk gegen den Kaiser aufzuhetzen. Man möge sich erkundigen, ob er irgendwo die Bekenner der Augsburgischen Konfession in ihrem Gottesdienste gestört, oder ob er sie nicht vielmehr gegen die oft irregeleitete und unverständige Soldateska geschützt habe. Er versichere nochmals, daß er einen jeden bei seinem Recht lassen, insbesondere geistliche Personen vor Einquartierung und Scha-

den jeder Art behüten werde, damit der Dienst der Notleidenden und Kranken, überhaupt aller derer, die des Trostes der Religion bedürftig wären, keine Unterbrechung leide.

Inzwischen hatte Johann Ernst auch nicht gefeiert, sondern sich auf der Straße gezeigt und in den Zünften ansagen lassen, wie der Rat und die Herren, die auf ihren Geldsäcken sitzen, sie verraten und die Jesuiten und Spanier in die Stadt locken wollten. Sie sollten sich zu ihm halten, er sei ein deutscher Fürst, der für die Freiheit und den Glauben leben und sterben wolle, wenn sie ihm folgten, würden sie eines guten Gewissens auf Erden und der ewigen Seligkeit im Himmel gewiß sein. Darauf gab es einen solchen Krawall in den Straßen, daß einem Teil der Ratsherren bange wurde; auch meinten sie, es könne doch wahr sein, daß Tilly sie ins Garn locken wolle, wie es nun einmal jesuitische Art sei, und daß sie am Ende das trojanische Pferd in ihre Mauern zögen. Man wisse ja, wie es in Böhmen gegangen sei.

Böhmen und Österreich seien die Erblande des Kaisers, da könne der Kaiser nach Belieben schalten, sagte Borkmann, in reichsfürstlichen Landen müsse er die bestehenden Freiheiten respektieren. Ach, sie sollten ihm doch glauben und sich nicht mit den Dänen einlassen, daraus würde unendliches Blutvergießen und zuletzt der Untergang aller hervorgehen.

Während noch so hin und her gehandelt wurde, drangen mehrere dänische Fähnlein mit Hilfe der Bürger in die Stadt und quartierten sich ein, ohne daß der Rat es zu hindern vermocht hätte.

Johann Ernst hoffte Tilly auch aus dem Schlosse Kalenberg, das er besetzt hatte, zu vertreiben und plante zu diesem Zwecke einen nächtlichen Überfall, der jedoch infolge un-

glücklicher Zufälle nicht zur richtigen Ausführung kam. Um die einsame Windmühle bei Seelze pfiff die herbstliche Mitternacht, als Herzog Friedrich von Altenburg, nachdem er mehrere Stunden lang auf das Kommando zum Angriff gewartet hatte, heimzugehen beschloß. Die Leute sollten sich wieder in ihre Quartiere begeben, befahl er, auch er wolle sich schlafen legen. Müde und voll verdrießlicher Gedanken ritt er nach Seelze, wo er wohnte, zurück. Warum war aus dem Angriff nichts geworden, hatte er die Truppen umsonst ermüden müssen? Er dachte, daß es Johann Ernst doch wohl an der gehörigen Umsicht fehle; oder hatte Obentraut, sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Generalleutnant der Kavallerie, schuld? Obentraut war immer zu rasch und zu sicher; er reizte ihn, Herzog Friedrich, durch seine beständige Munterkeit. Freilich wußte er nichts von den Qualen, die ihn, seit er lebte, verfolgten. Häßliche, schwarze Bilder tauchten vor ihm auf; er dachte an seine Mutter, eine Prinzessin von Pfalz-Neuburg, die, an Melancholie erkrankt, in Zurückgezogenheit lebte, nach der er als verlassenes Kind so oft verlangt hatte, und deren gespannter Blick und schweres Seufzen ihn ängstigten und schreckten, wenn er bei ihr war; an die Jahre, die er am Hofe von Dresden in Gesellschaft seiner Vettern von Weimar verlebt hatte, die ihm vorwarfen, er suche sich die Zuneigung des verhaßten Oheims, Johann Georgs, zu erschmeicheln. Dann dachte er an seinen Bruder, den regierenden Herzog, der es gut hatte und heiraten konnte, und der ihn nicht einmal mit genügend Geld versorgte; dann an die gehässigen, verleumderischen Anklagen, deren Zielscheibe er war. Kürzlich während eines Streites, der beim Bankett entstanden war, hatte ihn der Hofmarschall von Rantzau einen Wortbrüchigen gescholten, weil er bei der Entlassung aus österreichischer

Gefangenschaft geschworen habe, nie mehr das Schwert gegen den Kaiser zu führen, und es nun doch tue. Obentraut hatte durch seine Dazwischenkunft den Zweikampf verhindert, den Herzog Friedrich aber doch nicht aufgegeben hatte; denn konnte er seine Ehre kränken lassen, ohne sich zu rächen? Abgesehen davon, daß der Eid erzwungen zu nennen war, kämpfte er ja nicht gegen den Kaiser, sondern hatte Dienst beim König von Dänemark angenommen, der mit Bewilligung des Kaisers Oberster des niedersächsischen Kreises geworden und jetzt von dem ligistischen General Tilly angegriffen war. Wie konnte ein dänischer Adliger sich erkühnen, ehrverletzende Reden gegen einen deutschen Reichsfürsten zu führen, und wie konnte Obentraut einen deutschen Reichsfürsten hindern wollen, daß er einen Ehrabschneider strafe? Seine Ungeduld, das Blut des Beleidigers zu vergießen, würgte an seinem Herzen, als ob er ersticken müsse. War es der Böse, der ihm die düsteren Gedanken einblies, vor denen ihm selbst graute? Es war ihm, als ritte der Satan hinter ihm her über die Stoppelfelder, von einem schwarzen Mantel umsaust, der die Welt verdunkelte, und griffe mit zischender Kralle nach ihm. Als er sich entsetzt umwendete, sah er seinen Stallmeister, der, bei Namen gerufen, auffuhr und lachend sagte, er sei im Reiten eingeschlafen.

Sie waren inzwischen beim Quartier angekommen, und nachdem sich Friedrich von seinem Stallmeister die Stiefel hatte ausziehen lassen, warf er sich in den Kleidern aufs Bett und schlief augenblicklich ein. Kaum eine Viertelstunde später kam ein Eilbote von den Vorposten mit der Nachricht, die Tillyschen ständen bei Pattensen, es tue höchste Eile not. Friedrich schickte Botschaft an Obentraut und Johann Ernst; in einem Augenblick hatte er seine Stiefel

angezogen, Alarm wurde geblaſen, der Boden bebte vom Galopp der fliegenden Reiter. Wie ſchwarze Wolken vor dem Sturme jagten ſie über die Heide; Friedrich fühlte keine Müdigkeit noch Traurigkeit mehr, es war ihm plötzlich überaus wohl zumute. Mit dem erſten Angriff warf die Reiterei das Tillyſche Regiment zurück; aber wie es geſammelt wieder vorrückte, wurde Friedrich durch eine Kugel im Unterleib verwundet. Er empfand einen Schmerz; aber der Schmerz ſowie alles, was er wahrnahm, ſchien weit von ihm fort zu ſein. Er ſah ſeinen Stallmeiſter, der ihn auf dem Pferde ſtützte, ein ſchwarzes Waſſer und eine Brücke, die mit hölzernen Fingern zu winken ſchien, und fremde Reiter, die fragten, wer er ſei und ob er ſich ergeben wolle. Wie er ſich bemühte, mit dem Kopfe zu nicken, ſah er, daß einer der Reiter ſich plötzlich vorbeugte, um ihm ins Geſicht zu ſehen, und daß er, indem er rief: „Es iſt der meineidige Altenburger!“ den Arm hob und die Piſtole gegen ſeine Bruſt richtete. Der Stallmeiſter verſuchte ſeinen Herrn zu decken, konnte ihn aber nur auffangen, wie er tot vom Pferde ſtürzte. Inzwiſchen war Obentraut mit ſeiner Reiterei erſchienen und hatte den Feind noch einmal geworfen; aber auch er wurde ſchwer verwundet und ſtarb, von Tilly auf dem Schlachtfelde gefunden, in deſſen Kutſche.

Sich Hannovers zu bemächtigen, glückte Tilly doch nicht. Da er ſah, wie die Regierungen faſt überall dem Kaiſer und dem Frieden geneigt waren, und wie der Feind das im proteſtantiſchen Volke gegen die Katholiken herrſchende Mißtrauen ausnützte, ließ er Manifeſte aufſetzen, daß das Gerede von Anſchlägen des Kaiſers gegen Libertät und Glauben ganz und gar nichtig und vielmehr ein liſtiger Anſchlag der Rebellen und Ausländer ſei, die ſich in das ehedem ſo ſtolze und gefürchtete Reich eindrängen und darin

rauben und plündern wollten. Was das für eine Libertät sei, die das Reich unter fremdes Joch bringe? Den Glauben betreffend, so sollten sie sich doch umsehen, ob sie in Städten oder Dörfern, durch die er gekommen sei, einen einzigen Geistlichen finden möchten, den er von seinem Amte gedrängt oder an der Predigt oder sonstigen Ausübung seiner Pflicht gehindert hätte?

Dergleichen Manifeste, die auch in der Stadt Braunschweig und in Wolfenbüttel verbreitet wurden, machten der Herzogin Elisabeth schwere Gedanken, zumal täglich Klagen von den Amtleuten einliefen über das schreckliche Hausen der Truppen ihres Bruders und ihres Sohnes. Sie ließ den Kanzler Eltz kommen, der früher in pfälzischen Diensten gestanden hatte, und sagte ihm, sie wolle durchaus wissen, ob der Krieg ein Religionskrieg sei oder nicht; denn um der Religion willen müsse man freilich Trübsal leiden, gehe es aber nicht um die Religion, so müsse dem Blutvergießen und Landverderben ein Ende gemacht werden.

Das sei doch keine Frage, antwortete Eltz lachend, daß es ein Religionskrieg sei. Die Herzogin solle doch einmal nachdenken, wie er angefangen habe? Würden England und die Staaten es sich sonst so viel Geld kosten lassen, und würde ihr königlicher Bruder sein Reich verlassen und sein Leben wagen? Die heuchlerischen Worte des bösen und falschen Tilly hätten sie irregemacht; jetzt freilich hänge er den Schafspelz um, man sollte ihn aber nur einmal hereinlassen in den Stall, so würde er schon die scharfen Wolfszähne zeigen.

Doch habe er sein Wort gegeben, die Waffen niederzulegen, sowie Dänemark entwaffne, sagte Elisabeth, und ihr Bruder habe früher selbst gesagt, Friedrich von der Pfalz hätte sich der Böhmen nicht annehmen sollen und sei ein

ungehorsamer Vasall. Er würde seinen Vasallen anders heimleuchten, wenn sie sich so gegen ihn hervorwagen wollten.

Das möge wohl sein, sagte Eltz, aber die pfälzische Sache gehöre gar nicht daher, indem der Kaiser sich ihrer nur als Vorwand gebrauche, um den ganzen Norden in Servitut zu bringen und dem Papst auszuliefern.

Diese Meinungsäußerung befriedigte Elisabeth nicht ganz; denn sie sagte sich, daß sie vielleicht weniger aus der Überzeugung und dem Gewissen stamme als aus dem Geldbeutel des Kanzlers, den ihr Bruder, der König von Dänemark, gefüllt habe. Deshalb forderte sie ein Gutachten von der braunschweigischen Geistlichkeit, ob der Krieg für einen Religionskrieg zu achten sei, und erhielt von dem Konsistorium auf vielen Seiten eine Antwort, welche sich etwa folgendermaßen entwickelte. Obwohl es anerkannt und füglich unbestreitbar sei, daß dem Kaiser jeder Reichsstand Gehorsam schulde, so werde doch hoffentlich niemand zweifeln, daß über dem Kaiser Gott stehe, dem man zuvörderst gehorchen müsse. Nun sei ja freilich nicht zu leugnen, daß die Reichsstände Verbindungen mit ausländischen Potentaten nicht eingehen, wie auch, daß sie sich eines Ächters nicht annehmen dürften, obwohl die früheren Verträge, das ungewohnte und unbillige Verfahren des Kaisers, und daß der König von Dänemark als ein Reichsglied zu achten, in Betracht gezogen werden müsse. Dazu sei es auch an dem, daß der Kaiser sich mit Spanien und dem Papst verschworen hätte, die Ketzer auszurotten, wie es denn zum papistischen Aberglauben überhaupt gehöre, daß man den Ketzern das Wort zu halten nicht schuldig sei. Infolgedessen könne man auch den Papisten und dem Tilly insbesondere die Beteuerung, es solle der evangelische Glaube nicht angetastet werden, nicht glauben, wenn auch Graf Tilly als ein Privat-

mann ehrbar und tugendhaft sei und es ehrlich meine; es werde doch die sogenannte ratio status, zu deutsch Staatsvernunft, dem Treu und Glauben vorangesetzt werden. Inwiefern dabei aber eine neue Regel solle eingeführt oder nur das alte Systema Cujus regio ejus religio solle beobachtet werden, das wollten sie an seinen Ort gestellt lassen.

Dies Gutachten stellte Elisabeths Zweifel nicht so klar, wie sie gewünscht hätte; aber ihre ursprüngliche Abneigung gegen den Krieg wurde wieder lebhafter, und sie setzte ihre ganze Hoffnung auf den Friedenskongreß, der den Winter über in Braunschweig tagte. Die Teilnehmer desselben wünschten einmütig den Frieden, nur verlangten die niedersächsischen Stände und der König von Dänemark, daß betreffs der norddeutschen Stifter alles beim alten bleibe, Tilly und Wallenstein, daß der König von Dänemark zuerst entwaffnen solle.

Die braunschweigische Geistlichkeit hatte damals noch einen seltsamen Vorfall zu begutachten, nämlich eine Vision, welche König Christian IV. gehabt haben wollte. Derselbe wollte, während er des Morgens früh auf bloßen Knien betete, den Erlöser erblickt haben, blutig und übel zugerichtet, und die Worte vernommen haben, er sei Jesus Christus und werde jetzt zum zweiten Male gekreuzigt; Christian solle unbesorgt sein, er, Christus, werde ihn nicht verlassen. Dem Könige hatte sich die Erscheinung so deutlich eingeprägt, daß er sie aus dem Gedächtnis aufmalte, was indessen das Konsistorium nicht günstiger dafür stimmte. Es sei ja festgestellt, meinten sie, daß Gott zu dieser Zeit aufgehört habe, sich den Menschen unmittelbar zu offenbaren, und daß Gesichte, Prophezeiungen und dergleichen für Einbläserei des Satans zu halten wären. Könne man nun auch bei einem mächtigen Potentaten so verfängliche Konklusionen nicht ziehen, so müsse man vielmehr vermuten, wie ja auch sonst

schon vielfach beklagt sei, daß der herrliche Verstand des Königs durch den erlittenen Sturz noch etwas erschüttert sei, für seine gänzliche Wiederherstellung beten und die gehabte Vision oder Ausgeburt mit Schweigen überziehen, inzwischen abwartend, wie sich andere hohe Fakultäten darüber vernehmen ließen.

Nun Herzog Christian der Jüngere sich wiederum offen gegen den Kaiser erklärte, war es bei der Kinderlosigkeit und Ehestörung des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich vorauszusehen, daß der Kaiser das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel auf die Cellische Linie übertragen werde, wenn dieselbe sich gehorsam erwiese; deshalb ließ sich Herzog Christian von Celle nicht mit dem König von Dänemark ein und trat sein jüngerer Bruder Georg nach kurzem Schwanken aus dänischem Dienst in den kaiserlichen. Als Wallenstein im Oktober nach Göttingen kam, schickte ihm Herzog Christian den Landdrosten von Hodenberg entgegen mit der Weisung, den allmächtigen Feldherrn durch höfliche und demütige Bezeigungen gnädig zu disponieren. Wallenstein, der eben im Garten des Bürgermeisters bei Tafel saß und speiste, empfing Hodenberg freundlich, lud ihn ein mitzuessen und ließ sich plaudernd über seine Verhältnisse und Pläne aus. Er habe jetzt ein so schönes Heer beisammen, sagte er, desgleichen er noch nicht gesehen habe. Es seien fast alles erprobte Leute, die er aus seinem Eigenen mit Kleidung und Waffen vorzüglich ausgestattet habe. Ein großer Teil sei aus dänischem Dienst zu ihm übergegangen, auch böhmische und österreichische Auswanderer wären viele darunter, evangelischen Glaubens, denn nach der Religion frage er nicht, nur nach der Bravour, und daß man sich in alles schicken könne. Gut leben, Beute machen, sich ein Weib halten, raufen und

ſpielen, das wolle doch ein jeder, ob er die Meſſe höre oder das Lutherlied ſinge. Man ſehe daraus, daß die Evangeliſchen wegen der Religion nichts zu fürchten hätten; er wolle nur Gehorſam gegen den Kaiſer. Man ſolle den Soldaten gutes Quartier geben und ſie keinen Mangel leiden laſſen, ſo werde man über nichts zu klagen haben.

Als das Eſſen eingenommen war, lud Wallenſtein ſeinen Gaſt ein, mit ihm nach der Maſch zu reiten, da könne er das Heer vorüberziehen ſehen. Dumpfes Murmeln und ſummendes Getöſe kündigte es an, bevor es noch ſichtbar war; von den Obſtbäumen, mit denen die Straße auf beiden Seiten bepflanzt war, ſtarrte nur zuweilen ein Zweig durch den Staub, der dick darum her ſtand.

Nachdem ſie etwa eine Stunde lang, während welcher Zeit Wallenſtein die Regimenter nannte und erklärte, zugeſehen hatten, ſagte Hodenberg tief aufſeufzend, das ſei, wie wenn eine ganze Stadt ſich in Bewegung ſetze. Das müßten ſchon Frankfurt und Nürnberg miteinander ſein, ſagte Wallenſtein lachend, ſonſt lange es nicht. „Ihr habt hierzulande den Adler noch nicht geſehen, dies iſt einer von den Blitzen, den er in ſeinen Klauen hält.“ Es ſei ihnen doch eigentlich nicht bewußt, wandte Hodenberg vorſichtig ein, wodurch ſie ſolches Gewitter auf ſich gezogen hätten. Nun, entgegnete Wallenſtein, jedenfalls hänge es von ihnen ab, ob es vorübergehe oder ſich entladen werde.

Noch des Abends, als er im Bette lag, ſauſte Hodenberg das Summen des marſchierenden Heeres in den Ohren, wie wenn er etwa das Meer an die Küſte branden hörte. Ein ſeltſamer Bericht fiel ihm ein, den er einmal geleſen hatte, von einem rieſigen Wurm, der Meilen mit ſeinem Bauche bedecke, der aber, wenn man näher zuſehe, aus unzählbaren winzigen Würmern beſtehe. Einem ſolchen Maſſenwurm

gleichend, wälzte ſich dies Heer durch die ſchaudernden Länder, mit zahlloſen vorgeſtreckten Köpfen, aus denen lüſterne Zungen hervortaſteten und kahle, grauſame Augen die bebenden Geſchöpfe feſtbannten, die das Scheuſal verſchlingen wollte. Schlaflos warf er ſich hin und her, bedenkend, wie das böſe Tier ſich ſättigen und wo es bleiben ſollte. Durch eine Straße nach der anderen würde es kriechen, alle Saaten mit ſeinem Geifer überziehen und endlich das ganze deutſche Reich verſchlemmen und erwürgen.

Kaum minder als die Evangeliſchen bedrückte das Herannahen der Wallenſteiniſchen Heeresmaſſen Tilly. Die Begegnung mit dem kaiſerlichen Feldherrn, die wegen der Quartiere ſtattfinden mußte, ſtand ihm ſo ſchwer bevor, daß er ſich krank fühlte. Er wollte dem jüngeren Manne gegenüber, der nicht halb ſo viel Feldzüge und Siege hinter ſich hatte wie er, ſeinen Vorrang behaupten und wußte doch voraus, daß Wallenſtein ſich für den Höheren anſehe. Mit welchen Mitteln ſollte er ſich Anerkennung verſchaffen? Herzog Maximilian hatte ihn angewieſen, behutſam gegen Wallenſtein zu ſein und Ärgerniſſe zu vermeiden. Wallenſtein ſteifte ſich auf ſeinen Herzogtitel, ſein Geld und ſeine Güter, die vom Kaiſer empfangenen Gnaden; was hatte er, Tilly, dem entgegenzuſetzen? Bei mehr Verdienſt war er doch viel weniger ausgezeichnet; denn was nützte ihm der Grafentitel ohne Güter, um die er bis jetzt vergebens angehalten hatte?

Im Dorfe Lauenſtein unter einer großen Linde, deren Blätter ſchon gelb wurden, war ein Platz für die beiden Feldherren hergerichtet. Tilly achtete ſorgſam darauf, Wallenſtein keinen Schritt mehr entgegenzugehen als dieſer ihm, und wartete auf des anderen Anrede, um ihn nicht etwa höflicher zu begrüßen. Hager, gerade aufgerichtet, in ſchwarzer

Kleidung, die nur durch eine scharlachrote Feder am Hute belebt war, kam Wallenstein über den sonnigen Platz geschritten und ließ seine still in der Tiefe kochenden Augen über den viel kleineren Tilly hinschweifen wie über eine belanglose Kleinigkeit. Seine Worte indessen waren überaus verbindlich, und er unterließ nicht, die Ehrfurcht zu betonen, die er dem Älteren darbringe. Die Quartiere betreffend, sagte er, im Hinblick auf die Geschäfte und Aufgaben, die er vorhabe, müsse er sein Heer hauptsächlich in die Stifter Halberstadt, Halle und Magdeburg einlagern; für Tilly kämen Hessen, die Wetterau, das Braunschweigische in Betracht. Nun waren diese Gebiete bereits so ausgesogen, daß Tilly nicht wußte, wie er sich länger darin erhalten sollte, und er hatte sich fest vorgenommen, sich nicht mit dem Schlechteren abspeisen zu lassen; aber in dem Augenblick, wo es darauf ankam, fand er die Wendung nicht, sich Wallenstein zu widersetzen. Das Gemüt voll Bitterkeit, ritt er von der Zusammenkunft zurück; nicht einmal etwaige Unterstützung im Falle einer Schlacht hatte ihm Wallenstein versprochen, da er dem weit ausgebreiteten dänischen Heere gegenüber sich nicht schwächen dürfe.

So zogen denn Schlick und Collalto in Halberstadt und Halle ein zum Schrecken der Domherren, die geglaubt hatten, durch ihre Anhänglichkeit an den Kaiser dies Schicksal von sich abwenden zu können. Die Gegend bei Dessau, wo sich die Mulde in die Elbe ergießt, erschien Wallenstein geeignet, sich zu verschanzen. Während des Winters führten seine Soldaten diese Arbeit unter seinen Augen aus, bis das Land in eine Festung verwandelt war.

Da würde Mansfeld nicht wagen, ihn anzugreifen, sagte Wallenstein eines Tages zufrieden zu Aldringen.

Ob er denn den Mansfeld nicht schlagen wolle? fragte

Aldringen erstaunt. Wozu? sagte Wallenstein. Man solle das Blut der Soldaten nicht unnötig vergießen. Wegen Mansfeld sei es vollends überflüssig, etwas aufs Spiel zu setzen, der sei nur ein Räuberhauptmann, und man hätte ihm schon zu viel Beachtung geschenkt. Aber Kurbrandenburg jammere über die Verwüstung durch Mansfeld, entgegnete Aldringen, und werde vielleicht durch sein Drangsalieren noch ganz auf die dänische Seite gezogen. Auch wollten sie in Wien einmal einen realen Erfolg sehen.

Für den schließlichen Erfolg sorge er, sagte Wallenstein kurz, die Mittel zu wählen sei seine Sache.

Aldringen wagte nichts zu erwidern und ergoß seinen Groll in Briefen an Collalto und an andere Herren des Kriegsrates, mit denen er Verbindungen hatte. Man vergeude die Zeit hier, schrieb er, ohne zu wissen wozu. Was für verborgene Pläne der General eigentlich habe, wisse keiner. Er könne nicht einsehen, welcher Nutzen dem Kaiser damit geschehe, daß man stilliege und sich hinter sichere Schanzen verstecke. Die Stände, die dem Kaiser ergeben gewesen wären, murrten jetzt, daß sie, anstatt Hilfe zu finden, nun noch das kaiserliche Heer zu dem Mansfeldischen dazu ernähren müßten, also doppelt geplagt wären und wie der Frosch von zwei Enten zugleich verschluckt würden.

Mansfeld hatte sich im Laufe der letzten Jahre zuweilen so unwohl befunden, daß er zu Bett liegen und im Wagen hatte fahren müssen. Das machte ihn ungeduldig, und es wurmte ihn, daß er es nie so bequem hatte wie Wallenstein, der, niedrigerer Geburt als er, stattlich wie ein König mit einer wandernden Hofburg einherzog und überall Huldigung und Tribut einheimste. Wenn er sich zur Versöhnung mit dem Kaiser hätte entschließen können, dachte er, so würde er jetzt diese pomphafte Rolle agieren und das gaffende

Publikum erschüttern; denn was tat Wallenstein anderes, als was er, Mansfeld, ihm vorgemacht hatte? Wenn er die Mühsale, Bitternisse und vielen Schmählichkeiten seines Lebens bedachte, so ergrimmte er gegen den prahlerischen Buhlen des Glückes und entbrannte danach, ihm das Schwert aus der Hand zu schlagen und den Siegesweg zu verlegen. Dann würde er gern sterben, dachte er, gern als ein Bettler von der schmutzigen Szene abtreten, wenn er zuvor dies Blendwerk, dies aufgeblasene Nichts über den Haufen stechen könnte. Verglich er seine Truppen mit denen Wallensteins, die er mit seinem böhmischen Blutgeld ausgerüstet und in fetten, gehorsamen Quartieren gepflegt hatte, so hätte es mehr als Wagnis, Wahnsinn geschienen, ihn zum Zweikampf herauszufordern, wenn er viel aufs Spiel zu setzen gehabt hätte; aber seines Bleibens war ohnehin in diesen Gegenden nicht mehr, und die Not zwang ihn, sich durch einen Hauptschlag einen Ausweg zu bahnen. Außerdem ahnte er nicht, wie gut und weithin befestigt Wallensteins Stellung bei der Brücke war, vor allen Dingen aber schob er die Schuld an dem unglücklichen Ausgange der Schlacht Fuchs von Bimbach zu, der ihn im Stiche gelassen hatte. Auf Mansfelds Botschaft, er solle ihm zu Hilfe eilen, antwortete nämlich Fuchs, Mansfeld habe nicht gesagt, wieviel Hilfstruppen er haben wolle, über welcher Verzögerung dann die Katastrophe hereinbrach.

Trotz des vollständigen Sieges, den Wallenstein über Mansfeld davongetragen hatte, herrschte Unzufriedenheit in seinem Hauptquartier; denn in dem pomphaften Berichte, den er nach Wien sandte, war Aldringens nur beiläufig gedacht, der sich allein den Erfolg zuschrieb und in zornige Empörung über die hämische Unterdrückung seines Verdienstes geriet. Er schrieb an seine Gönner im Kriegsrate,

wie er in großer Sorge um das Kriegswesen stehe; daß sich Wallenstein durchaus nicht mit Mansfeld habe schlagen wollen und von ihm, Aldringen, dazu gezwungen sei, daß er die herrliche Viktoria, die ihm gewissermaßen von anderen in den Schoß geworfen sei, nicht ausgenützt und trotz aller seiner, Aldringens, Vorschläge dem Mansfeld Zeit gelassen habe, sein flüchtiges Heer wieder zu sammeln und zu neuen verderblichen Impresen Mut zu fassen. Es habe fast das Ansehen, als ob Wallenstein dem Mansfeld mehr Gutes gönne als dem Kaiser; was aus einem solchen Verhältnis entspringen könne, sei leicht zu ermessen.

Ein paar Wochen waren nach der Schlacht vergangen, als Wallenstein, durch einen Brief seines Schwiegervaters vor den heimlichen Korrespondenzen und Umtrieben seines Quartiermeisters gewarnt, Aldringen zu sich beschied. Mit unbehaglichen Empfindungen trat dieser den Gang an und konnte sein Erschrecken kaum verhehlen, als er Wallenstein aufrecht neben seinem Schreibtisch stehen und schwarze Zornblicke auf ihn werfen sah.

„Ich habe Dinge über Ihn vernommen," sagte der General drohend, „deren ich mir von Ihm nicht vermuten war. Ich habe Ihm Vertrauen erwiesen und Ihn als treuen Diener behandelt, als welchen er sich mir bekannt und mit schönen Worten angepriesen hat. Wie kommt es, daß Er mit meinen Feinden und solchen, die es nicht redlich mit mir meinen, in heimlicher Korrespondenz steht? Was hat Er den Spionen und Jesuiten in Wien hinter meinem Rücken über mein Tun und Lassen zu kommunizieren?"

Während dieser Anrede gab sich Aldringen Mühe, den durchdringenden Blick des Generals auszuhalten und eine trotzige, stolze Miene anzunehmen. Seine blauen Augen schwankten ein wenig, und sein Gesicht war dunkel gerötet,

als er in gereiztem Tone hervorstieß, darauf könne er nichts antworten, als daß er ein Soldat von Ehre sei; was solle er sonst zu solchen unerwarteten Beschuldigungen sagen? Wenn Wallenstein ihn für keinen Kavalier halte, so solle er es ihm geradeheraus erklären. Womit er das verdient habe? Mehr könne er als Soldat von Ehre seinem General nicht antworten.

Wallensteins Blick, den Aldringen noch eine Weile festhielt, wurde allmählich freundlicher, und er sagte mit gelinder Stimme: „Wenn es so ist, entschuldige Er mich," indem er seinem Untergebenen die Hand reichte. Es mangele bei Hofe nie an Verleumdern, setzte er hinzu, deren Geschäft und Zeitvertreib es sei, die Guten gegeneinander aufzuhetzen. Aldringen ergriff die dargebotene Hand zögernd und entfernte sich unzufrieden, obwohl er über die wider Verhoffen schnelle und glückliche Auflösung der Gefahr aufatmete.

Grollend erzählte er Schlick, was vorgefallen war: es gebe keinen wunderlicheren Menschen als Wallenstein, sagte er, er selbst tue, was ihm beliebe, ohne sich um des Kaisers Willen und Wohl zu kümmern, aber er schreie Verrat, wenn man nur einen Brief schriebe, ohne ihn um seine Einwilligung oder seinen Beifall zu fragen. Er, Aldringen, meine es aufrichtig mit dem Kaiser, und das verleihe ihm ein ruhiges Gewissen. Übrigens könne sich Wallenstein in seinem versponnenen Hochmute doch nichts anderes vorstellen, als daß sie alle seine ergebenen Diener seien und sich keines eigenen Urteils unterständen, gerade als habe nur er Verstand und die anderen wären blökendes Vieh, das ihm nachschwänzelte.

Schlick war ganz und gar der Meinung Aldringens; er habe es kürzlich Wallenstein auch gezeigt, daß er ein freier deutscher Offizier und Edelmann sei, als er sich gegen seinen Willen vor dem Schloß Alten aufgehalten und Wallenstein

ihn deswegen zur Rede gestellt habe. Man ziehe doch ins Feld, um einmal eine Aktion mitzumachen; stilliegen könne man auch zu Hause. Was er aber am wenigsten ertragen könne, sei, daß Wallenstein ihn per Er traktiere. Das bringe sein Blut in Wallung; man glaube, sich in der Türkei zu befinden; aber vielleicht würde sich nicht einmal der türkische Sultan so viel herausnehmen.

Höchst wunderbar sei es doch auch, bemerkte Collalto, wie der General sich so ganz ohne Weiber behelfe. Wieviel man auch aufmerke, sei doch nie etwas von Liebessachen bei ihm im Werke.

Seine Frau lasse er auch nie ins Lager kommen, sagte Schlick; er habe nichts als Geschäfte im Sinne.

Nun ja, meinte Aldringen, andre Leute hätten auch genug auf den Schultern; aber deswegen habe man doch sein Herz und seine irdische Natur.

Gott sei Dank ja, seufzte Collalto; da liege ja eigentlich Sinn und Zweck des Lebens. Wie man es denn in diesem Barbarenlande aushalten sollte ohne Frauen! Sie müßten einem hier den blauen Himmel, die rote Sonne, die goldenen Früchte und Reis und Makkaroni dazu ersetzen. Aber Gott habe sie auch danach gemacht. Ach, diese Blonden hätten ja ein verstohlenes Feuer und eine wilde Süßigkeit, dagegen sei die prasselnde Feuerwerkspassion der welschen Weiber einigermaßen monoton.

Schlick war nicht der Meinung; ihm hätten, sagte er, die Ungarinnen am besten gefallen. Die hätten ein so angenehmes, wohlriechendes Fleisch, wären überhaupt wie eine lecker hergerichtete Speise, die Würze steige einem gleich in die Nase, man lange zu und schwelge in Delizien. Übrigens sei das lange her, er sei jetzt verheiratet, habe Kinder und lasse sich an der Familie genügen.

„Ja, so seid ihr Böhmen," sagte Collalto, „wir sind als Jäger geboren, und die Tauben, die einem gebraten ins Maul fliegen, schmecken uns nicht." Aber was den General betreffe, so kümmere er sich auch um die Familie nicht viel. Er komme ihm zuweilen so unheimlich vor, als sei er nicht aus Menschenfleisch gemacht. Wenn einer nicht lache, nicht weine, nicht zeche und nicht küsse, so sei er ein Heiliger oder ein Teufel. Aber ein Heiliger könne Friedland nicht wohl sein, weil er so viel fluche.

„Ach," sagte Aldringen, „der ließe den Papst hängen, wenn er ihn ärgerte."

Collalto, der sein Quartier in Halberstadt hatte, überhäufte Aldringen stets mit Aufträgen; er brauchte Silber auf die Tafel, gute Weine, Konfekt und Südfrüchte, wie sie in diesen Gegenden nicht aufzutreiben waren; aber Aldringen beschaffte alles und versicherte Collalto dabei, daß es ihn glücklich mache, für ihn arbeiten zu dürfen. Um seine vielen Bedürfnisse einigermaßen bestreiten zu können, eignete sich Collalto einmal eine Ladung Eisen an, die der Stadt Aschersleben abgedrängt war, und die Wallenstein für sich behalten wollte, worüber es zu einer scharfen Auseinandersetzung kam. Während Wallenstein mit Collalto sonst freundschaftlich, ja rücksichtsvoll umging, ließ er ihn bei dieser Gelegenheit hart an, was Collalto so empörte, daß er nach Wien aufbrach, um Klage zu führen und sich eine andere Stellung auszuwirken.

Er stamme von den langobardischen Königen ab, sagte er zu Aldringen, und stehe keinem Fürsten im Reich nach, könne sich unmöglich von einem böhmischen Edelmann, wie Wallenstein sei, als Spitzbuben traktieren lassen. Er sei auch Ritter vom Goldenen Vlies, und eigentlich wäre Wallensteins Stelle ihm zugekommen; Wallenstein hätte alle

Ursache, sich bescheiden und erkenntlich gegen ihn zu erweisen.

Aldringen weinte fast vor Betrübnis; er könne es zwar Collalto nicht verdenken, daß er fortgehe, sagte er, ein Herr von Collaltos hoher Extraktion könne sich Wallensteins Enormitäten nicht gefallen lassen; aber für ihn sei der Verlust unleidlich. Wieviel lieber würde er seinen Dienst versehen, wenn Collalto das Oberhaupt wäre, der durch Geburt und Bildung ganz anders dafür qualifiziert sei und ehrliche Kavaliere nicht so grob und tyrannisch behandeln würde.

Collalto dankte Aldringen für seine Freundschaft und versicherte, wenn er je in der Lage sei, wolle er es ihm vergelten. Der Kaiser wisse nicht, was alles beim Heere vorgehe, vielleicht werde es bald eine große Änderung geben.

Indessen wagte der Kaiser nicht, Collalto gegen Wallenstein in Schutz zu nehmen, sondern empfing ihn unfreundlich, und er mußte sich zur Versöhnung mit dem Herzog bequemen. Auch Aldringen verschluckte seine rebellischen Gelüste und ließ sich von seinen zahlreichen vornehmen Gönnern in Prag und Wien immer wieder zu einstweiligem stillschweigenden Ertragen etwaiger Wallensteinischer Härten und Launen bereden.

Zu den Vertrauten und Gönnern Aldringens gehörte auch der Abt des Prämonstratenserklosters Strahow bei Prag, Kaspar von Questenberg, der die Anwesenheit des Wallensteinischen Heeres im nördlichen Deutschland zur Erfüllung eines Lieblingswunsches benützen wollte. Aldringen sei jetzt in der Lage, schrieb er ihm, eine rühmliche Tat auszuführen und zugleich ihn, Questenberg, zu einem glücklichen, ja seligen Menschen zu machen. Der Dom Unserer

Lieben Frauen in Magdeburg berge nämlich die Gebeine des heiligen Norbert, des Erzvaters der schneeweißen Prämonstratenser, eines hochberühmten Wundertäters und Märtyrers, die nun gewissermaßen bei den Heiden in jämmerlicher Gefangenschaft lägen. Schon zu Kaiser Rudolfs Zeiten sei ihm, sicherlich eine Eingebung des Himmels, der Wunsch aufgestiegen, diese gefangenen Gebeine zu erlösen und sie der Verehrung der Gläubigen zuzuführen. Einem christlichen Helden wie Aldringen werde es gewiß nicht schwerfallen, das Kapitel zur gutwilligen Herausgabe der köstlichen Reliquie zu bewegen oder sich mit anderen geeigneten Mitteln in ihren Besitz zu setzen, wofür er seines und der ganzen Christenheit Dankes wie auch eines ewigen Lohnes bei Gott gewiß sein könne.

Aldringen machte sich dienstfertig daran, das Anliegen des einflußreichen Abtes zu erfüllen; aber das Kapitel, an das er sich wandte, wollte nicht ohne weiteres darauf eingehen. Die Domherren wollten sich allerdings dem Kaiser und dem Abte gern gefällig erweisen, allein sie fürchteten, es möchte anderen seltsam vorkommen, wenn sie die Kirche eines solchen Schatzes beraubten. Wenn die Evangelischen auch die Heiligen und ihre Gebeine nicht anbeteten, so schätzten sie sie doch als Antiquität und Rarität, ja beim Volke ginge es sogar nicht ohne Aberglauben ab; die Nürnberger bewahrten auch die heilige Lanze, hielten sie wohl verschlossen und ließen sie unter großen Kautelen heraus, um sie vornehmen Reisenden zu zeigen. Vor allen Dingen würden sie sich dadurch den Markgrafen Christian Wilhelm auf den Hals ziehen, mit dem sie ohnehin im Streit lägen, nachdem sie ihn kürzlich abgesetzt hätten.

Aldringen entgegnete, sie sollten sich doch nicht auf Christian Wilhelm berufen, er gehöre zu des Kaisers erklärten

Feinden, und sie wären wohl zu verständig, um mit dem Friedensbrecher gemeine Sache zu machen.

Sie erwiderten, es wäre ja allgemein bekannt, in was für Widerwärtigkeiten sie mit ihm begriffen wären; aber der König von Dänemark habe die Reliquien auch verlangt und könne es sich als Beleidigung anrechnen, wenn sie dem Gegenteil damit gefällig wären. Indessen einige Domherren nahmen Aldringen auf die Seite und sagten ihm, es solle ihnen recht und lieb sein, wenn die Gebeine nach Prag kämen, und sie wollten gern das ihre dazutun, wenn Aldringen dafür ihrer beim Kaiser gedenken, sie auch in den jetzigen Kriegsläuften, wenn nötig, patronisieren wolle. Sie möchten zwar nicht öffentlich einen falschen Schein auf sich ziehen; wenn aber Aldringen das Bewußte mit List durch ein paar vertraute und anstellige Leute wegnehmen lassen wolle, so würden sie ihm Stunde und Gelegenheit dazu bezeichnen. Wären die Gebeine dann erst einmal in Prag, so würden sie nicht leicht zurückgeholt werden, und sie entgingen gehässigem Argwohn.

Auf diesen Bericht reiste Questenberg hocherfreut nach Magdeburg, um das langersehnte Kleinod im Triumph einzuholen. Er wollte es sich durchaus nicht nehmen lassen, die Ergreifung der Gebeine selbst anzuführen, und begab sich nach getroffener Verabredung mit Aldringen und einigen Bewaffneten in den Kreuzgang des Domes, von wo aus sie zu der Kapelle vordringen wollten, in der die Reliquie verwahrt war. Nun hatte aber Christian Wilhelm von diesen geheimen Praktiken Wind bekommen und, um den Raub zu verhindern, einen Haufen Soldaten im Kreuzgange versteckt und mit scharfen Befehlen versehen, und eben als die Äbtischen sich bei spärlichem Laternenlichte schleichend dem in die Kirche führenden Portale näherten, brachen jene

mit lautem Geschrei: Feuer! Diebe! Mord! hervor und drangen mit gezogenen Schwertern auf sie ein. Der Abt hing sich mit beiden Armen an Aldringen und zog ihn mit durch die Angst gesteigerten Kräften rückwärts nach dem Ausgange, so daß diesem, der anfänglich zu kämpfen und sich durchzuhauen geneigt war, schließlich nichts übrigblieb, als den Abt in die Kutsche zu setzen, die zur Entführung der Gebeine bereit stand, und so geschwind wie möglich mit ihm davonzufahren.

Die verunglückte Sache nahm eine günstige Wendung durch den Rat der Stadt Magdeburg, der sich um so lieber dem Kaiser willfährig erzeigte, wenn es auf Kosten und zum Trotze Christian Wilhelms geschehen konnte. Nach einigen Verhandlungen erklärten die Herren Aldringen, sie wollten ihm mit den Norbertischen Gebeinen aus besonderer Liebe und Hochschätzung zu Willen sein. Das bewaffnete Gesindel des Administrators wollten sie als ein neutraler Stand in ihrem Gebiet nicht dulden, nächtliches Rumoren und Zusammenlaufen gebührend abstellen und ihm die Reliquie in aller Stille ausliefern, ohne die Rachsucht vermeintlicher Bischöfe und die üble Nachrede böser Mäuler zu fürchten. Durch diese Aussicht hoffte Aldringen den betrübten Abt wieder aufzurichten; allein derselbe war bereits abgereist, und Aldringen mußte ihm nachsetzen, um ihm die tröstliche Botschaft beibringen zu können. Seine Person wollte Questenberg zwar den Anfeindungen und Gewalttaten, deren man sich in Magdeburg gegen ihn unterstanden hatte, nicht wieder aussetzen, zumal er geistlichen Standes und nicht dazu bestimmt sei, doch vertraute er Aldringen das hohe Geschäft rückhaltlos an, der denn auch bald hernach die erkämpfte Beute unter zuverlässiger Eskorte nach Prag abgehn lassen konnte.

Im November zogen Harzbauern über den Rücken des Bruchberges nach Elbingerode. Es waren Männer und Frauen, mit Säcken beladen, in denen ſie ihre Habe mit ſich führten; dazu trugen die Frauen die kleineren Kinder auf dem Rücken. Obwohl es erſt vier Uhr war, fiel die Dämmerung ein; der Wind blies kalt und feucht um die verkrüppelten Tannen und pfiff mit weinender Stimme um die aufeinandergeballten Granitblöcke, von denen langes Gras herunterſchwankte und Heidegeſtrüpp zottige Tatzen ausſtreckte. Durch das Sauſen hindurch vernahmen die ſchnell ſchreitenden Bauern Pferdegetrappel; ſie horchten und flüſterten, es ſchienen ihrer viele zu ſein, ſie könnten es nicht mit ihnen aufnehmen, worauf ſie ſich eilends hinter Tannen und Steinen verbargen. In dem Augenblick, als die Reiter, die nur zu dritt waren, auf dem Wege erſchienen, brachen die Bauern lautlos hervor, griffen den Pferden in die Zügel, riſſen die Reiter herunter und ſchlugen ſie mit ſchweren, nägelbeſchlagenen Keulen tot. Alle hatten Geld bei ſich, trugen Ringe an den Fingern und waren überhaupt reich gekleidet; zwei waren im Mannesalter, einer noch unbärtig. Nachdem ſie alles, was ihnen wertvoll ſchien, in die Säcke gepackt und ſich auch der Waffen der Erſchlagenen bemächtigt hatten, überlegten ſie, ob ſie die Leichen liegen laſſen oder verbergen ſollten, entſchloſſen ſich zu letzterem und ſchleppten ſie hinter einen Granitfelſen unweit des Weges. Die erſchreckten Pferde waren quer über den Berg hingeraſt und in der nebligen Dämmerung verſchwunden. Als die Bauern nach einer Stunde an eine Glashütte kamen, von der Licht ausging, klopften ſie dort an und baten um Waſſer, das ihnen gereicht wurde. Der Werkmeiſter betrachtete ſie mißtrauiſch und fragte, wohin ſie ſo ſpät wollten. Ob ſie zu den Tillyſchen gehörten?

Dann hätten sie wohl anders angepocht, sagten die Bauern höhnisch. Sie wären von Klausthal, das hätten die Soldaten geplündert und abgebrannt. Sie zögen mit Sack und Pack nach Elbingerode hinüber.

Klausthal sei ja wohl von Tilly abgebrannt, sagte der Werkmeister; es kämen seitdem viele Bauern über den Berg, die sich zusammenrotten wollten.

Ob Soldaten in dieser Gegend streiften? fragten die Bauern.

Seit etwa zwei Tagen hätten sich keine gezeigt, erwiderte der Werkmeister; aber bald würde es etwas geben. Sie müßten Tag und Nacht Glaskugeln für Herzog Christian gießen, denn der hätte gesagt, dem Tilly und seinen Soldaten könne man mit gemeinen Bleikugeln nicht beikommen, weil sie gefroren und dem Teufel verschrieben wären; Zauber könne nur durch Zauber gebrochen werden. Die Bauern horchten auf und baten den Werkmeister, ihnen einige davon zu geben, sie wollten mit silbernen Knöpfen dafür zahlen. Woher sie die hätten? fragte der Werkmeister. Von einem toten Reiter, sagten die Bauern und lachten. Was sie denn mit den Kugeln wollten? fragte jener wieder; sie hätten ja keine Gewehre. Jawohl, die hätten sie, antworteten die Bauern und zeigten die Läufe der geraubten, die aus ihren Säcken vorstanden. Der Werkmeister, der sich fürchtete, gab ihnen einige Glaskugeln und bat sie, ihn nicht zu verraten, da es herzogliches Eigentum wäre. Sie versprachen es, indem sie die Kugeln in die Tasche steckten; er hingegen solle nicht sagen, daß sie hier vorübergegangen wären, wenn man ihnen nachfragte. Es komme jetzt ohnehin keiner mehr, sagte er, und wozu er sie auch verraten sollte? Sie hätten ihm ja nichts zuleide getan. Nein, aber sie könnten wiederkommen und es nachholen, sagten sie; sie hätten von den Soldaten

gelernt, wie man eins zwei drei ein Haus in Brand ſtecke. Damit zogen ſie ſchnellen Schrittes weiter, ſchweigend und von Zeit zu Zeit in die unruhige Nacht hinaushorchend.

Nicht ganz ungern ließ ſich Friedrich Ulrich beiſeiteſetzen und ſeinen jüngeren Bruder als Regenten ſchalten, der, des Widerſtandes der Ritterſchaft ungeachtet, das Land in den Krieg hineinriß. Er ſelbſt eilte auf den Hilferuf des Landgrafen Moritz nach Heſſen, um ihm beizuſtehen und ihn zu offenem Anſchluß zu bewegen; allein er konnte es nicht erreichen, daß Moritz ihm die feſten Plätze ſeines Landes auslieferte oder ſonſt einen entſcheidenden Schritt tat. Vergebens hielt er dem Landgrafen ſeinen Mangel an Folgerichtigkeit, das Verhängnis ſeines Zauderns und Schwankens vor, er mußte unverrichteter Sache abziehen und führte ſein Heer nach Göttingen, das von Tilly bedroht wurde. In verzweiflungsvoller Erbitterung und überzeugt, daß die niederdeutſchen Stände mitſamt dem König von Dänemark doch nichts ausrichten würden, trug er ſeine Dienſte Guſtav Adolf an, wurde aber, bevor er eine Antwort erhalten hatte, ſchwerkrank, ſo daß er ſich, um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen, nach Wolfenbüttel mußte bringen laſſen.

Die Herzogin entſetzte ſich, als ſie das eingefallene und verzerrte Geſicht ihres Lieblings ſah, faßte ſich aber, bettete und pflegte ihn und beſchied Ärzte. Davon wollte Chriſtian nichts wiſſen; was ihm fehle, könnten Ärzte nicht heilen, er ſei verzaubert und müſſe ſterben. In ſeinen Eingeweiden ſei Feuer, das ſei eine hölliſche Anſtiftung von Tilly, und wenn das Feuer ſie gefreſſen hätte, ſei er des Todes. Er hätte ſich vergebens dem Teufel verſchrieben, mit dem krokodiliſchen Tilly könne es der Teufel ſelbſt nicht aufnehmen.

Gott im Himmel, sagte die weinende Herzogin zu den Ärzten, sie sollten es nicht weitersagen, was für Lästerungen ihr Sohn ausstoße. Sie wisse, daß Tilly ein redlicher Kavalier sei und keine Schuld an Christians Unglück trage; sie habe es längst gesagt, daß jemand ihm etwas angetan haben müsse, weil er plötzlich aus einem frommen, zärtlichen Sohne ein eigensinniger, widersetzlicher, hochfahrender und schließlich ein Tyrann und Wüterich geworden sei. In Halberstadt habe es angefangen, es könne ihn leicht eine von den bischöflichen Huren behext haben, weil er sie schimpflich ausgetrieben habe. Was für seltsame und gottlose Reden habe er oft ausgestoßen! Erst habe ihn der Marenholz verführt, und dann sei der Knyphausen noch dazugekommen; aber sie sei auch schuld, weil sie sich zuletzt aus mütterlicher Liebe und Schwachheit von ihm habe überreden lassen und ihn dadurch in seinem Unwesen bestärkt habe.

Wenn sie an seinem Lager kniend betete, herrschte er sie an, sie solle das Flennen und Plärren unterlassen, es mache ihm übel; nach längerem Toben jedoch wurde er still, fing endlich zu weinen an, legte den Kopf auf ihre Schulter und sagte, es sei der Teufel, der während ihres Betens aus ihm fluche, weil es ihn ängstige, sie solle sich dadurch nicht irren lassen, sie sei seine liebste Mutter, sein einziges Heil auf Erden, sie solle ihn nicht verlassen, dann werde auch Gott sich seiner erbarmen.

Elisabeths Gesicht verklärte sich: nun sei er wirklich das Kind, das sie geboren habe, nun sei er wieder ihr eigen, sie wolle ihn gewiß nicht verlassen, und wenn sie ihn aus der brennenden Hölle herausholen müsse, wolle sie es tun und sich nicht fürchten.

In ruhigen Stunden sprach er von Deutschlands Verkommenheit, verfluchte die Habgier, Faulheit und Dummheit

der Fürsten und Ritter und sagte, daß keiner sie vom Untergang retten könne außer Gustav Adolf, der solle ihn rächen.

Wenn das Fieber sich erneuerte, warf er sich wieder hin und her und schrie, er wolle und müsse dem Tilly Meister werden, und müsse er die ewige Verdammnis darüber leiden, so sei es ihm gleich, wenn er nur Tilly und die spanischen Bluthunde auch in der Qual sehen könnte. So starb er in den Armen seiner Mutter, die, nachdem sie den geliebten Leichnam hatte von sich lassen müssen, zusammenbrach und ihm ins Grab folgte. Vorher trug sie Friedrich Ulrich auf, Frieden mit dem Kaiser zu suchen und diesen jammervollen Krieg, der nun Christian selbst verschlungen habe und als ein stets anschwellender Moloch immer neue Opfer fordern werde, zu enden. Sie könne nicht glauben, daß so viel abscheuliche Untaten, Verwüstung des Landes und Mord wehrloser Unschuld den Beifall Gottes hätte oder ihm zuliebe geschehe; auch habe ja Tilly öffentlich anschlagen lassen, daß es kein Religionskrieg sei.

König Christian IV. befand sich in der Gegend von Northeim, um diese Stadt Tilly streitig zu machen, als er die Nachricht von dem Tode Christians erhielt und von der Gefahr, daß das Land sich mit dem Kaiser versöhne. Er beschloß, eilig nach Wolfenbüttel zu gehen und es zu besetzen, was ihm auch insofern lieber war, als das Gerücht eines spanischen Zuzugs, den Tilly von der Infantin erhielte, ihm die Schlacht bedenklich erscheinen ließ. Er zog seine Truppen langsam zurück, wurde aber von Tilly in der Gegend von Lutter am Barenberge eingeholt, wo zwischen einem Meer von Hügeln sich ein für die Evangelischen unheilvoller Kampf entwickelte.

Schon befand sich das dänische Heer in Auflösung, als es dem General Fuchs gelang, das Dorf Dolgen, das Tillysche Reiter besetzt hatten, wieder zu erobern. Bevor sie

zurückwichen, setzten die Tillyschen mehrere Häuser in Brand, andere wurden durch die Beschießung der Dänen entzündet, viele Bauern flohen, andere, die vorher fortgelaufen waren, kehrten zurück, nun die Kaiserlichen abzogen.

Etwa hundert Schritt vor dem Dorfe lag ein Mann, den eine Kugel getroffen hatte und der nicht weitergehen konnte; seine Frau holte aus dem vorüberfließenden Bache Wasser und flößte es ihm ein. Ob er nicht aufstehen könne, sagte die Frau, sie hätten ja das Kind verloren, sie müßten das Kind suchen. Der Mann schüttelte den Kopf; er höre die Kuh aus dem brennenden Stall brüllen, flüsterte er, sie solle doch hinlaufen und sie retten. „Laß doch die Kuh brennen," sagte die Frau; aber das Kind müsse sie wiederhaben. Da er schwieg und sie nur stier ansah, lief sie noch einmal an den Bach, rieb sein Gesicht mit Wasser und sagte, sie könne es nicht mehr aushalten, sie müsse dem Kinde nach, es könne ja von den Kroaten gespießt werden. In diesem Augenblick hörte man das Klappern von schnellen Pferden, die Frau warf einen Blick auf den stöhnenden Mann, faßte mit beiden Händen nach dem Kopfe und rannte den Reitern entgegen. Indem sie ein Pferd am Zügel faßte, lief sie mit und fragte schreiend, ob sie nicht ein Kind gesehen hätten, ein kleines dreijähriges Mädchen mit hellem Haar und einem feuerroten Tüchlein um den Hals. Der Reiter, der Deutsch verstand und gutmütig war, sagte, er habe wohl vorhin ein totes Kind am Wege liegen sehen, das augenscheinlich überritten gewesen wäre; aber wenn ihr Kind ein rotes Tüchlein getragen hätte, könne es auch geraubt sein. Sie solle ihn nun aber loslassen und aus dem Wege gehen, sonst könne ihr auch etwas zustoßen. Die Frau stieß einen gellenden Schrei aus und lief besinnungslos schluchzend und schreiend in das brennende Dorf.

General Fuchs von Bimbach war sehr erhitzt, als er in Dolgen ankam, und als er auf einem unebenen, mit Gras bewachsenen Platze einen Brunnen rinnen hörte, stieg er unwillkürlich vom Pferde, trank und setzte sich auf den steinernen Rand des Troges. Die Luft siedete in den vom Scheitel des Himmels niederstechenden Sonnenstrahlen, und von den brennenden Häusern kam zuweilen ein Singen und Krachen und ein plötzlicher Glutstrom. Schreiende und ächzende Leute zogen vorüber und schleppten Karren voll ihrer Habseligkeiten hinter sich her, die sie gegen plündernde Soldaten verteidigen mußten; der General bemerkte nichts davon. Plötzlich fuhr er auf, als ein Offizier über das holperige Pflaster auf ihn zusprengte und meldete, sie könnten diesen Ort nicht halten, von zwei Seiten nahe der Feind und sie kämen in Gefahr, eingeschlossen zu werden. Gut, sagte Fuchs, indem er auf einen sanften, dunkelbelaubten Hügel wies, so wollten sie sich auf jenen Berg zurückziehen, der werde ihnen den Rücken decken. Der Offizier machte ein erstauntes Gesicht und sagte, da böte sich ihnen ja nirgend ein Ausweg, sie würden dort vermutlich zusammengehauen werden; ob sie nicht versuchen wollten, sich nach Wolfenbüttel durchzuschlagen. Nein, nein, sagte Fuchs heftig, das wolle er keinesfalls, der König habe ihn sowieso einen Feigling gescholten, weil er die Schlacht widerraten habe, er wolle es auskämpfen; in jenem Walde wären sie schwer anzugreifen. Jedenfalls sei Gefahr im Verzuge, sagte der Offizier, der General solle eilen. Er sei so müde, daß er kaum aufs Pferd möge, sagte Fuchs, stand langsam auf und hielt seinen Kopf unter das Brunnenrohr, daß das Wasser an seiner weißseidenen, verschmutzten Jacke hinunterlief. Dann stieg er auf und blickte nach dem kühlen Walde hinüber, während der Offizier in großer Hast die Reiter

sammelte und das Kommando ausgab. Unweit des Berges entspann sich ein Gefecht, in dem Fuchs verwundet wurde; seinem letzten Wunsche gemäß wurde er da, wo er gefallen war, begraben. König Christian gelangte flüchtig nach Wolfenbüttel, wo sich in den nächsten Tagen die dem Tode Entronnenen um ihn sammelten.

Im Schlosse zu Kassel saßen der Landgraf Moritz und sein Sohn Wilhelm mit ihren Frauen und der Rat Wolfgang Günther in einem Zimmer, dessen Wände mit französischen Gobelintapeten behangen waren, und in welchem sich übrigens nur ein paar Stühle und ein Tisch befanden. Juliane, Moritzens Frau, redete heftig auf ihn ein, sich mit der Ritterschaft zu versöhnen, da es aussichtslos und lächerlich sei, sich Tilly allein widersetzen zu wollen.

Er sei nicht allein, sagte Moritz kurz, ohne sie anzusehen, da sein Volk bei ihm stehe. Ja, schlimm genug, daß er sich mit dem Pöbel gemein mache, sagte Juliane; er mache sich der ganzen ehrbaren Welt zum Gespött damit.

Wahrhaft ehrbare Leute, sagte Moritz, müßten der Ritterschaft spotten, die ihren Herrn verriete. Lieber wolle er sein Leben lang trocken Brot essen und am Wegrande sterben, als sich vor seinen Dienern demütigen, den unwissenden Rüpeln und Judasherzen, die mit seinen Todfeinden gegen ihn konspirierten.

So möge er sich denn als ein Narr mit seinem Straßengesindel hier verschanzen, zischte Juliane, sie wolle nichts damit zu tun haben, wolle sich auf eins der ihr verschriebenen Güter unter den Schutz Tillys begeben.

Moritz schoß einen Blick voll Wut, Haß und Verachtung auf sie. Als ein unbotmäßiges Eheweib, sagte er, habe sie gar keine Ansprüche zu machen; aber sie solle nur gehen,

das sei die Art der menschlichen Rotte, dem Mächtigen zu schmeicheln und dem Unglücklichen einen Fußtritt zu geben. Sein Sohn werde sie ja wohl begleiten, sie sollten ihn nur alle verlassen, ihm sei es recht; auch wenn er ganz allein sei und nicht einmal ein Schwert mehr hätte, wollte er noch mit den Fäusten gegen Treulosigkeit und Dummheit kämpfen, bis die Seele ihm ausfahre.

Wilhelm und Amalie, seine Frau, suchten vorsichtig zu vermitteln. Er wisse, daß sie wie er denke, sagte Amalie; hätte er sich nur beizeiten dem niedersächsischen Kreise angeschlossen, daß er nicht allein stehe. Wenn Tilly jetzt besiegt würde, sei noch Hoffnung; es sei noch nicht zu spät für ihn, sich mit dem König von Dänemark zu verbinden.

Draußen fiel der Regen klatschend auf das Pflaster, denn nach mehrtägiger Hitze hatte sich ein schweres Gewitter entladen, und das Geräusch dämpfte den Hufschlag eines Reiters, der über den Schloßhof ritt. Es war ein Stallmeister, der die Nachricht vom Tode des zweiundzwanzigjährigen Prinzen Philipp brachte, eines Sohnes des Landgrafen aus seiner zweiten Ehe, der ein Regiment im Dienste des Königs von Dänemark übernommen hatte und in der Schlacht bei Lutter gefallen war. Wilhelm, der hinuntergegangen war, um den Mann auszufragen, kam blaß und verstört mit der doppelten Unglücksbotschaft zu den Seinigen zurück. Juliane brach sofort in lautes Jammern und Schreien aus: sie habe es gewußt, sie habe es vorhergesagt, sie sei nicht damit einverstanden gewesen, daß Philipp dänischen Dienst annehme, das sei die Strafe! Der eigene Vater habe seinen Sohn in den Tod getrieben!

Moritz sprang auf sie zu und ballte die Faust vor ihrem Gesichte. Sie wisse recht wohl, rief er, daß er dagegen gewesen sei, daß Philipp es gewollt habe! Ob sie vergessen

habe, wie sie vor zwanzig Jahren ihn gegen den Kaiser gehetzt und ihn ausgespottet habe, daß er sich zuviel gefallen lasse?

So, er habe den Mut, ihr vorzuhalten, entgegnete sie, was sie als unerfahrenes junges Ding getan und gesagt habe! Ein schlechtes Zeichen für ihn, wenn er sich danach gerichtet hätte. Übrigens sei es damals auch noch Zeit gewesen, dem Kaiser einen Ernst zu zeigen, jetzt sei es zu spät. Wer ihn aufgehetzt habe, das wisse man ja, und die Folgen seines Frevels würden schon noch über ihn kommen.

Wolfgang Günther, der abseits gesessen hatte, trat vor und sagte, er verstehe, daß die Landgräfin auf ihn ziele. Er habe nach seinem Gewissen gehandelt und könne es vor Gott und dem Landgrafen verantworten, andere Herren habe er nicht. Wenn der König von Dänemark jetzt Glück habe, sei noch nicht alles verloren.

Nun berichtete Wilhelm von der Niederlage des Königs; außer seinem Bruder sei auch der General Fuchs und der junge Graf Hermann von Solms gefallen, der Stallmeister habe von 8000 Toten und 3000 Gefangenen gesprochen. Tilly habe nur ein paar hundert Mann verloren. König Christian habe sich auf Wolfenbüttel zurückgezogen, ob er aber nicht auch in Gefangenschaft geraten sei, wisse man noch nicht. Wenn sich das alles bewahrheite, so sei von Dänemark nichts mehr zu erwarten.

Auf den König von Dänemark habe er niemals Hoffnung gesetzt, sagte Moritz, der, die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände stützend, vor sich nieder stierte, deshalb habe er sich ja nicht mit ihm einlassen wollen. Der habe ein großes Maul und kurze Arme, gut, daß er sich von ihm nicht habe fangen lassen.

In dem tiefen Schweigen, das nun herrschte, hörte man

nur den klatschenden Regen und das Jammern der Landgräfin. Ob er nun genug habe? schrie sie, plötzlich im Weinen innehaltend, ihren Mann an. Ob er nachgeben wolle?

Nachgeben? rief der Landgraf. Sich vor der Ritterschaft demütigen? Nie, nie, nie! Er habe kein anderes Gebet mehr, als daß die verfluchten Verräter so von Gott geschlagen würden, daß ihnen nichts übrigbliebe als dreißig Heller, um sich einen Strick zum Aufhängen zu kaufen.

Die Landgräfin lachte höhnisch; er selbst, sagte sie, habe ja nicht einmal mehr so viel, aufhängen könne er sich also nicht.

Nein, erwiderte Moritz scharf, das könne und das wolle er nicht, gerade weil es ihr und manchen anderen vielleicht das Liebste wäre.

Ja, was er denn eigentlich wolle, schrie Juliane außer sich; ob er sich von Tilly gefangennehmen und nach Wien schleppen und vom katholischen Pöbel anspucken lassen wolle?

Nein, sagte Moritz, er wolle abdanken, was sie und Tilly und die Ritter schon lange wünschten. Dann möchten sie ihre gemeinsame Weisheit leuchten lassen und das Land retten.

Wolfgang Günther redete dem Landgrafen zu, als er mit ihm allein war, er solle doch nicht abdanken, sondern versuchen, ob sich nicht durch Vermittlung von Schweden oder Holland noch ein Abkommen treffen lasse; da Moritz aber nichts davon hören wollte, erinnerte er ihn an sein Versprechen, ihn, Günther, vor der Rache seiner Feinde zu schützen.

Er habe es versprochen und wolle es halten, sagte Moritz. Er werde nie vergessen, daß Günther als der einzige es redlich mit ihm gemeint habe, daß er als der einzige mit Verstand und Aufrichtigkeit die faulen Stellen im Staate durchschaut und bezeichnet habe. Er wolle es seinem Sohne

ans Herz legen, daß der gute Hirt, der die Schafe treu gehütet habe, nicht den Wölfen dürfe ausgeliefert werden.

Einige Wochen vor der Schlacht bei Lutter war, erst neunundvierzigjährig, Moritzens Vetter und Feind, der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, gestorben, dem zwei Monate später sein älterer Freund und Jagdgefährte, Erzbischof Schweikhard von Mainz, in den Tod nachfolgte.

Einige märkische Herren von Adel kamen zum Kurfürsten von Brandenburg und klagten, sie könnten die Felder nicht mehr bestellen, weil die Bauern ihnen davongelaufen wären. Die Amtleute meldeten, in Lenzen ständen fünfzehn Häuser leer, in Nauen sei es auch nicht besser, an anderen Orten fänden sich höchstens fünf Ackerpferde und zehn Leute, die arbeiten könnten; die übrigen hätten sich teils anwerben lassen, teils geflüchtet und hielten sich Gott weiß wo verborgen. Es könne nicht so weitergehen.

„Ja, jetzt kommt ihr und beklagt euch," sagte Georg Wilhelm. Die Bauern wären schon dageblieben, wenn sie sie nicht so bestialisch traktiert hätten. Einer von ihnen hätte vor ein paar Jahren einen Bauern an einen glühenden Ofen gebunden und einen Hering dazugestellt, wenn er Durst bekäme, weil der Bauer ihm sein Gut, das er frei und zu Recht besessen hätte, nicht hätte abtreten wollen. Damals hätten sie nicht auf ihn, den Kurfürsten, hören wollen, jetzt solle er die Schuld tragen.

Die Bauern wären hierzulande nicht so dreist davonzulaufen, antworteten die Herren, das hätte sie erst der Krieg gelehrt. Sie hätten zum Kriege keine Ursache gegeben. Der Kurfürst solle doch den Kaiser kontentieren, daß die fremden Soldaten aus dem Lande kämen. Heute hätten sie Mansfelder, morgen die Dänen und die Wallensteinischen

auf dem Halse und hätten doch mit den Händeln nichts zu schaffen. Lieber wollten sie sich noch offen auf des Kaisers Seite stellen, sie wären kaiserlich und der Kurfürst hoffentlich auch, so wüßten sie wenigstens, warum ihnen das Fell über die Ohren gezogen würde.

Von offenem Anschluß an den Kaiser wollte der Kurfürst jedoch so wenig etwas wissen wie von offenem Widerstande. Gegen seinen Kanzler Adam von Schwarzenberg, den Sohn jenes berühmten kaiserlichen Generals Adolf von Schwarzenberg, der im Jahre 1600 im Türkenkriege gefallen war, beklagte sich der Kurfürst über seine Stände, die ihre Schuldigkeit gegen ihn nicht täten und doch in allen Leiden die Verantwortung auf ihn würfen. Ein schlechter Edelmann habe es besser als er; nicht einmal das Jagdhündlein hätten sie ihm gegönnt, das er sich neulich gekauft habe, und hätten wegen des Preises genörgelt, den er dafür hätte zahlen müssen.

Der Preis sei freilich ein wenig hoch gewesen, meinte Schwarzenberg, zumal bei den schlechten Zeiten; es wäre besser gewesen, wenn der Kurfürst sich nicht eben auf dies kostbare Hündlein gesteift hätte und überhaupt ein wenig haushälterisch sein wollte. Die Stände wollten den Beutel gar nicht mehr auftun, weil sie meinten, es gehe doch nicht auf den gemeinen Nutzen, sondern für des Kurfürsten Plaisier und Extravaganzen.

Der Kurfürst weinte beinahe über diese Vorwürfe: er glaube nicht, daß jemals ein Fürst wegen eines Hündleins so viel habe erdulden müssen. Wenn er sich nicht hie und da auf menschliche Art erholen könnte, möchte er lieber abdanken, als sich den vielen Widerwärtigkeiten und Gefährlichkeiten unterziehen. Von Schwarzenberg hätte er sich am wenigsten solcher Vorhalte versehen, da er doch Schwarzenbergs wegen so viel ausstehen müsse.

Nicht alle Räte des Kurfürsten waren mit der kaiserlichen Politik, die Schwarzenberg, seiner Herkunft entsprechend, verfolgte, einverstanden, vielmehr unterhielten einige heimliche Verbindungen mit Schweden und drangen in ihren Herrn, sich der antiösterreichischen Liga beizugesellen.

Im Sommer 1626 kam die Nachricht nach Berlin, Gustav Adolf sei an der preußischen Küste gelandet und habe sich der Stadt Pillau bemächtigt und wolle sie in seiner Gewalt behalten. Gegen Schwarzenberg jammerte Georg Wilhelm über die schwedische Heirat, wie oft er sie schon habe beklagen müssen. Seine Mutter habe gewarnt, aber sein Vater und seine verliebte Schwester hätten den Ausschlag gegeben. Nun sitze er zwischen der Schere, wenn sie zuklappe, gehe es mitten durch seinen Leib.

Allerdings, sagte Schwarzenberg, zwischen dem Schweden und einem Vasallen des Königs von Polen könne keine Freundschaft bestehen. Wolle der Kurfürst Preußen behalten, so müsse er Schweden einmal einen Ernst zeigen.

Einen Ernst zeigen! rief Georg Wilhelm. Über seinen Ernst würde Gustav Adolf lachen. Der verstehe keinen Ernst, der nicht das Schwert führe, und so weit könne er es doch nicht treiben.

Er hätte ja den Kaiser und Polen hinter sich, beharrte Schwarzenberg.

Ob er sich um der Polen willen in einen Krieg mit seinem eigenen Schwager verwickeln solle? klagte der Kurfürst nun. Etwas so Barbarisches könne der Kaiser nicht von ihm verlangen. Dem Schweden möchte es schon lieb sein, wenn er einen Vorwand bekäme, sich in sein Land einzudrängen; aber er wolle ihm nicht den Willen tun. Nein, er wolle sich die Neutralität von niemandem aus der Hand winden lassen. Er wolle seine Ruhe behalten, sie möchten lärmen und zerren;

wenn er stillbliebe, würden sie es endlich müde werden und abziehen.

In Pillau gebot indessen Gustav Adolf, fröhlich, weil der kühne Streich ihm geglückt war, und ungeduldig, ihn auszunützen; denn der kleine Platz, so willkommen er ihm war, genügte seinen Plänen nicht. Da er sich an das feste und mächtige Danzig, das mit guten Worten nicht zu gewinnen war, mit Gewalt nicht wagen mochte, warf er seinen Blick auf Königsberg, das, als eine untertänige Landstadt, sich seinem Willen, wie er meinte, eher fügen würde. Freundlich empfing er die Abgeordneten der Stadt, die sich auf seinen Befehl nach Pillau begeben hatten und vor ihn traten. Sie wüßten, so etwa sprach er zu ihnen, daß er mit dem König von Polen im Kriege liege, der ihm sein Reich streitig machen wolle. Gott habe ihm bisher den Sieg verliehen und werde ihm auch ferner beistehen. Nun müsse er aber, um sich besser wehren zu können, einen Fuß auf der Küste haben, deshalb habe er sich Pillau nehmen müssen. Feinde in seinem Rücken könne er nicht dulden; darum habe er sie rufen lassen, um zu wissen, ob er sie für Freunde oder Feinde halten solle.

Der eine der Abgeordneten nahm das Wort und bat, der König möge sie nicht für Feinde halten, was sie bei Gott nicht sein wollten.

Also, sagte Gustav Adolf, sollten sie ihm Gehorsam geloben und sich einverstanden erklären, daß er eine Besatzung in ihre Stadt lege.

Darüber könnten sie nicht entscheiden, sagte der Abgeordnete, sondern müßten ihren Herrn befragen.

„Euer Herr will ich sein," sagte Gustav Adolf lachend. Sie wären eine freie Stadt und könnten ihr Haupt wählen, sollten nicht zweifeln, daß er sie gegen jedermann verteidigen könne.

Sie wären nicht frei, entschuldigte sich der Abgeordnete; sie dürften ihre Tore keinem fremden Monarchen und Kriegsvolk öffnen.

Gustav Adolfs Gesicht rötete sich ein wenig, und er begann hastiger und eindringlicher zu sprechen. Sie hätten ihm ja gesagt, daß sie seine Feinde nicht sein wollten. Dann dürften sie auch seinem Feinde keinen Vorschub leisten. Er mute ihnen gewiß nichts Unrechtes zu.

Die Abgeordneten wiederholten, sie müßten sich an die Verträge halten, die zwischen dem König von Polen und dem Kurfürsten von Brandenburg, ihrem Herrn, beständen; sonst machten sie sich des Hochverrats schuldig.

„Vor den Waffen gelten keine Verträge," sagte Gustav Adolf heftig. Sie müßten sich erklären, ob sie für oder wider ihn sein wollten. Er habe bis jetzt als ein Freund und Beschützer zu ihnen gesprochen, er habe aber auch andere Pfeile im Köcher.

Nach einer Pause, während welcher die Abgeordneten verlegen und unschlüssig vor sich hin geblickt hatten, nahm wieder einer von ihnen das Wort und sagte, der König möchte sich einmal vorstellen, es käme ein fremder Potentat nach Schweden und verlange von einer schwedischen Stadt, sie solle ihn mit seinem Heer einlassen und ihm huldigen; was er sagen würde, wenn sie sich überreden ließen?

„Es kommt auf die Notwendigkeit an," sagte Gustav Adolf. Man müsse jeden Fall für sich betrachten, denn es seien nie zwei einander gleich. Er müsse sich gegen einen böswilligen Feind, der ihm die Krone vom Haupte reißen wolle, verteidigen. Ob er sein Reich aufs Spiel setzen solle, um ihre wurmstichigen Verträge zu schonen? Sein armes Volk harre, daß er ihm den Frieden bringe; er müsse sehen, wie er dazu gelange, und er habe ihnen sein königliches

Wort gegeben, daß er nichts Unrechtes von ihnen verlangen wolle.

Dies sagte der König mit heiterer Miene und nachdrücklichem Tone; aber die Stimmung war ihm ein wenig verrückt worden. Er äußerte sich enttäuscht gegen Oxenstierna, daß er nicht so vorankomme, wie er gehofft habe, es scheine fast, als müsse er gegen die widerspenstigen Preußen Gewalt gebrauchen. Davon riet ihm Oxenstierna ab, es könne ihm ein schlechtes Ansehen geben, er tue besser, eine Gelegenheit abzuwarten. Georg Wilhelm schwanke hin und her wie ein Kahn auf bewegter Flut, man müsse den Augenblick erpassen, wo er auf die schwedische Seite neige.

Von Schwarzenberg überredet, machte sich Georg Wilhelm mit einem Heer nach Pillau auf, damit der König von Polen sehe, daß er sich nicht in verräterischem Einverständnis mit seinem Schwager befinde. Es kam jedoch nicht zu einer kriegerischen Aktion, vielmehr versprach der Kurfürst dem Könige bei einer Zusammenkunft, ihm nicht in den Weg zu treten. Gustav Adolf fragte lachend, ob er die Fabel gelesen habe, daß es nicht gut sei, sich zwischen zwei kämpfende Löwen zu stellen? Er solle ruhig zuschauen und sich nicht einmischen, dann werde ihm nichts zuleide geschehen.

Nach der Dessauer Schlacht, sagte der Kurfürst, habe er ja den König eifrig gebeten, zu kommen und ihm Hilfe zu bringen. Damals würde er sich ihm offen angeschlossen haben, aber Gustav Adolf sei allzusehr in den polnischen Krieg verbissen gewesen. Inzwischen habe sich für ihn alles geändert, der Däne sei geschlagen, Mansfeld samt dem Weimaraner unten in der Türkei gestorben und verdorben, der Kaiser mächtig. Er könne nicht den Kaiser und den König von Polen zugleich gegen sich aufbringen.

Wie er nur so unfürstlich reden möge, sagte Gustav Adolf

zu seinem Schwager; es sei nicht rühmlich für ihn, des katholischen Polen Diener zu sein. Auch sei er Mannes genug, ihn zu schützen, nur müsse er, Gustav Adolf, sich wiederum auf ihn verlassen können.

Georg Wilhelm hatte sich inzwischen durch einige Gläser Bier einen Mut angetrunken und begann freier zu reden: Diese Abhängigkeit sei allerdings lästig; aber es sei ja nur eine Formsache, einreden lasse er sich von dem Polen nicht. Wo sein Herz sei, könne Gustav Adolf wohl denken. Gustav Adolf solle doch nicht vergessen, daß sein Fürwort ihm seinerzeit die Schwester verschafft hätte. Er wolle so gern mit jedermann in Frieden leben, und gerade er müsse in dieser bösen Zeit leben, wo es sei, als hätten alle ein Tollkraut gefressen, daß sie übereinander herfallen müßten. Hätte er doch in der guten alten Zeit gelebt, wo man in Ruhe seine Hasen gejagt und seine Kanne getrunken hätte.

Das wollten sie wohl noch miteinander tun, sagte Gustav Adolf lachend. Er schösse wohl zwischenhinein auch einmal einen Hasen.

Christian IV. warf sich mit den Seinigen ins Lüneburgische und ließ dort sengen und brennen; denn, sagte er, Herzog Christian von Celle sei an seinem Unglück schuld, da er anstatt zu ihm zum Kaiser gehalten habe; nun solle jeder sehen, wohin solche Treulosigkeit führe. Der Herzog von Celle wandte sich hilfeflehend an Tilly, er solle doch kommen, die Dänen aus dem Lande zu jagen und seine armen Untertanen zu schützen, die kaum noch Brot hätten, um das nackte Leben zu fristen; worauf Tilly antwortete, er sei bereit, dem Herzog, den er als treuen Anhänger des Kaisers verehre, zu helfen, bitte ihn aber, die Obrigkeit überall anzuweisen, daß sie zu einer guten Ordnung, wie es mit den

Truppen gehalten werden solle, mitwirkte, da er sonst nicht für Schaden einstehen könne.

An einem Septembernachmittage ritt Tilly durch die Heide nach Winsen an der Luhe, wo er Quartier nehmen wollte. Er saß auf einem Schimmel, einige Adjutanten folgten ihm, dann kamen Wagen, die langsam durch den Sand rollten. Seine Gedanken trugen sich damit, daß es mit dem Frieden doch noch lange Wege haben werde, obwohl er den Dänenkönig niedergeworfen hatte; derselbe führte doch noch hohe Worte und hatte erst kürzlich wieder Geld von England und den Staaten erhalten. Ehe der Kaiser nicht die Staaten angriffe, den Born, aus dem der Krieg fließe, werde es kein Ende nehmen, dachte er; aber weder der Herzog von Bayern noch die geistlichen Fürsten wollten daran, nichts und niemand konnte ihnen die Augen öffnen. So würde er denn die Last weiterschleppen müssen ohne Ehre, ohne Lohn, ohne Dank. Er dachte, wie satt er sich manchmal seines mühseligen Lebens fühlte, wie gern er an einem Ort, der ihm zu eigen gehörte, ausruhen würde. Warum anderen alles in den Schoß fiel, bevor sie noch angefangen hatten etwas zu leisten, und er, der so viel gedient und gearbeitet hatte, noch immer kein Land hatte, wo er der Herr war, das konnte er nicht begreifen; er müsse es Gott anheimstellen. Indem er aufsah, fiel sein Blick auf einen Schafhirten, der, auf einen Stock gestützt, den kriegerischen Zug betrachtete, während die Schafe, in einen Haufen gedrängt, zwischen dem purpurnen Heidekraut standen. Der Himmel war grau und still, die Luft warm, nichts bewegte sich als die langsam wie ein fernes Segelschiff vorrückende Herde. Tilly dachte, wie wohl dem Manne sein müsse, der nun bald zu seiner Hütte zurückkehrte; immer begleitete ihn diese treue Ebene, harrte und hütete seiner eine hohe Föhre

oder ein immergrüner Wachholderbaum oder ein breites Haus mit samtschimmerndem Moosdach. Auch die ernsthaften, schweigsamen Menschen gefielen ihm besser als die vom Rheine; es hätte ihn gefreut, wenn Gott sich seiner als Werkzeug bedienen wollte, um ihnen den rechten Glauben zu bringen.

Einige Tage später kam der Amtmann mit rotem Kopf und brachte unter vielen Entschuldigungen vor, es hätten ein paar Soldaten einen Schafhirten erschossen, der seine Schafe gegen sie hätte verteidigen wollen. Tilly solle die Gnade haben und dazusehen, daß die Schuldigen bestraft würden, es sei großes Geschrei und Jammer im Dorfe, er wisse der wütenden Bauern nicht mehr Herr zu werden. Tilly sagte, er habe die Obrigkeit oft und oft ermächtigt, schuldige Soldaten festzunehmen und nach Gebühr zu bestrafen; ob man denn die Schuldigen kenne und ihrer habhaft geworden sei? Ja, sagte der Amtmann, sie hätten auch gestanden, und der Profos wolle sie henken; da seien andere Soldaten in Haufen gekommen, murrten und wollten es nicht leiden.

Er wolle sofort selbst kommen, sagte Tilly, stieg zu Pferd und ritt dem Amtmann so schnell voran, daß der kaum nachkommen konnte. Vor der nächsten Ansiedelung traf er auf die zusammengerotteten Soldaten, die aber Platz machten, als sie den General kommen sahen, ritt mitten hindurch, hielt an und fragte, wo die Leute seien, die den Schäfer erschossen hätten, sie sollten sich melden. Nach einer Pause traten zwei hervor, der eine mit gesenktem Kopf, der andere dreist und böse Tilly ins Gesicht blickend; von den Stricken hatten die Kameraden sie inzwischen frei gemacht. Der Alte fuhr sie rauh an: ob sie die Gesetze nicht kennten? Wie sie dazu gekommen wären, einen friedlichen Hirten, der seine

Schafe weidete, zu töten? Ob das eine Tat, eines christlichen Soldaten würdig, sei? Ob sie nicht selbst einsähen, daß sie den Tod verdient hätten? Womit sie sich entschuldigen wollten? Der eine von beiden antwortete trotzig: sie hätten Hunger und nichts zu essen. Tilly zögerte einen Augenblick; er wußte, daß trotz seiner Mahnungen der Sold seit langem ausgeblieben war, und daß die Bauern mit ihren Lieferungen im Rückstand zu bleiben anfingen; der Amtmann hatte erst kürzlich geklagt, sogar die Mäuse stürben Hungers, weil sie weder im Hause noch im Felde mehr etwas fänden. Andrerseits bedachte er, daß Nachsicht ein böses Exempel geben und der Sache schaden könne, zumal er nicht in Feindes Land sei; darum sagte er kurz, die Gesetze müßten gehalten werden, die Schuldigen sollten sich zum Tode bereiten, Hunger entschuldige Raub und Mord nicht. Die übrigen sollten sich durch die Exekution warnen lassen und sich nie wieder der heiligen Justiz in den Arm zu fallen anmaßen. Vor seinem strengen Blick wagte keiner sich zu rühren, die Schuldigen ließen sich stillschweigend ergreifen und hingen in wenigen Minuten leblos von den Zweigen einer in der Sonne flimmernden Birke herunter.

Traurig ritt Tilly heim, von Sorge gequält, wie es mit der Disziplin und dem Soldatenwesen werden sollte, wenn der Krieg noch immer kein Ende nähme und die Unlust der Fürsten, den Beutel zu ziehen, größer statt geringer würde. Die geistlichen Fürsten, die Schatzkammer und Speicher voll hatten, speisten ihn mit Ausreden und Entschuldigungen ab, indes er nicht mehr wußte, wie er mit gutem Gewissen die Ordnung zwischen dem armen gequälten Bauersmann und dem hungernden Soldaten aufrechterhalten sollte. Wie das Vieh wurden die Soldaten geachtet, das zum Abschlachten gekauft wird, und schlechter, da man ihnen nicht einmal

das Futter oder den bedungenen Lohn reichte. Er hatte stets seine Ehre darin gesucht, den Krieg so zu führen, daß dem Soldaten und dem Landmann sein Recht werde, soweit es möglich sei, und er wunderte sich, ob der Herzog von Bayern, sein Herr, ihn nicht besser darin unterstützen und die Ligafürsten zu ihrer Pflicht anhalten könne. Dann dachte er an Wallenstein, wie der seine Soldaten hausen ließ, wie der Kaiser ihn hochhielt, wie Offiziere und Soldaten ihm zuliefen, wie Freund und Feind vor ihm zitterte, und wie die Welt von seinem Ruhme voll war. Mühsam überwand er solche Gedanken, indem er bei sich ein Gebet zu Gott und der heiligen Jungfrau sprach; diesen, dachte er, solle das Gericht überlassen sein.

In Würzburg trug es sich zu, daß zu dem Jesuitenpater Spee eine Frau aus Veitshöckheim kam und zu beichten verlangte. Als er sie zu sprechen aufforderte, sagte sie seufzend, sie sei eigentlich nicht Beichtens wegen gekommen, sondern um seinen Rat einzuholen, da sie gehört habe, er habe vielen Frauen, die als Hexen verbrannt worden wären, in ihrer letzten Not beigestanden. Sie sei nun seit sieben Jahren mit ihrem Manne verheiratet, sie hätten ein Kind miteinander und hätten friedfertig gelebt, bis ihr Mann kürzlich eine wohlhabende Witwe kennen gelernt und sich in sie verliebt habe. Seitdem sei er kaltherzig gegen sie geworden, gebe ihr oft harte Worte, lasse sie fühlen, daß sie kein Geld in die Ehe gebracht habe, und bleibe oft nächtelang aus, Spee könne wohl denken wo. Einmal sei sie in ihrem Schmerz zornig gegen ihn geworden und habe ihm gedroht, sie werde sich rächen, wenn er sie verließe; da habe er gesagt, nun sähe er, was für ein Mensch sie sei, sie gehöre zur Hexenzunft und wolle ihm etwas antun, er werde sich aber zu

schützen wissen. Von der Zeit an lasse er sich nur wenig mehr zu Hause sehen, spreche fast nie mehr mit ihr und sehe sie zuweilen scheu von der Seite an, als ob er nichts Gutes gegen sie im Sinne führe; es werde ihr oft bange, und sie habe bei sich bedacht, ob sie nicht ihr Kind nehmen und auswandern solle, irgendwohin unter dem Schutze Gottes. Hier sei sie schutzlos, seit ihr Mann sich von ihr abgewendet habe, und wenn sie in Bedrängnis geraten sollte, würde sich niemand ihrer annehmen.

Spee betrachtete die Frau mit Anteil; sie hatte dunkle Augen, deren sanfter Blick wie ein balsamischer Finger, so war es ihm, über ihn hinglitt; sonst war sie weder schön noch häßlich, weder groß noch klein, gleichmäßig gewachsen und leise und schüchtern von Gang und Bewegungen. Sie solle es doch noch mit der Güte bei ihrem Manne versuchen, sich nicht zornig und eifersüchtig gebärden, sondern ihn durch Freundlichkeit und Geduld zu gewinnen suchen. Die Miene der Frau verdunkelte sich, indem sie sagte, das habe geholfen, solange er keine andere geliebt habe; Spee kenne die Männer nicht, wenn er glaube, eine Frau könne ihre Liebe durch Liebe wiedergewinnen; daß sie ihn liebe und nach ihm verlange, wisse er ohnehin, wolle es aber nicht wissen. Ob er denn das Kind nicht mehr liebhabe? fragte Spee. Das sei das Allerweheste, gab sie zur Antwort, daß die andere, die ihren Mann für sich haben wolle, das Kind an sich gezogen habe. Sie schenke ihm seidene Tücher, Puppen, Süßigkeiten, was sie ihm niemals habe geben können, und verlocke es damit. Das Kind, das sonst fromm und gut gewesen sei und an ihr gehangen habe, schaue sie jetzt oft feindlich an, und einmal, als sie es habe strafen wollen, habe es sie Hexe gescholten.

Wenn sie sich unschuldig wisse, sagte Spee nach längerem

Nachdenken, so rate er ihr doch, daheim zu bleiben. Wohin sie denn wolle? Das würde den Verdacht erst recht auf sie ziehen. Er könne sich nicht denken, daß ihr Mann so schlecht sei, falsches Zeugnis wider sie abzulegen. Vielleicht rühre Gott sein Herz, daß er in sich gehe und umkehre, sie solle nur in Treue ausharren und sich nichts zuschulden kommen lassen. Gott sei gerecht, ihm dürfe sie vertrauen, wenn sie ein reines Herz habe, und daß sie das habe, fügte er gütig hinzu, lese er in ihren Augen. Die Frau lächelte dankbar, obwohl sie nur wenig getröstet war, und ging heim, wurde aber schon nach drei Tagen als der Hexerei Angeklagte beim Würzburger Gericht eingeliefert.

Spee, der davon hörte, lief sogleich hin, um ihr beizustehen, und kam gerade dazu, als der Mann, das Kind an der Hand, aussagte, was er von ihrer Hexerei wisse. Er habe sie sehr liebgehabt und zur Frau genommen, obwohl sie ihm kein Heiratsgut gebracht habe und er manche andere, begüterte hätte haben können. Seine Freunde und Verwandten hätten damals schon gesagt, das Mädchen müsse ihn behext haben, weil seine Liebe sonst so groß nicht sein könnte, und jetzt glaube er das auch, wenn schon er es damals nicht hätte hören wollen; denn seine Liebe habe hernach bald abgenommen und habe also wohl keinen natürlichen Grund gehabt. Erst habe er nichts Fremdartiges an ihr wahrgenommen, außer daß er zuweilen Kopfweh und Bangigkeit gehabt habe, und daß Schmerzen und Angst gleich verschwunden wären, wenn sie ihre Hand auf seine Stirn gelegt hätte. Sie hätte auch besondere Suppen kochen können gegen das Magenweh, und es könne wohl sein, daß sie ihm darin etwas beigebracht hätte, um ihn an sich zu fesseln. Zuletzt wäre er einmal nachts nach Hause gekommen und hätte sie nicht im Bett angetroffen, und als er da aus dem

Fenſter in den Garten hinuntergeſehen hätte, um ſich die Zeit zu vertreiben, hätte da eine große ſchwarze Katze geſeſſen und ihn falſch aus grünen Augen angeglotzt. Es könne wohl nicht anders ſein, als daß das ſeine Frau geweſen wäre; denn am folgenden Morgen ſei ſeine Frau wieder da, die große ſchwarze Katze aber verſchwunden geweſen. Schließlich ſei das Kind krank geworden und hätte eine mißfarbige, übelriechende Materie ausgeſpien, wovon der Arzt die wahre Urſache nicht hätte entdecken können; es hätte faſt das Ausſehen, als habe die Frau es dem Kinde angeblaſen, um ihn zu kränken. Auf Befragen ſagte das Kind, ein ſechsjähriges Mädchen mit rötlich blonden Locken, die Mutter habe es dreimal angehaucht und dazu etwas gemurmelt.

Die Frau hielt während dieſer Zeit ihre ſanften Augen düſter auf ihren Mann geheftet, ſagte aber nichts. Spee, der in großer Unruhe zugehört hatte, zog einen der Richter auf die Seite und ſagte ihm, er kenne die Frau, ſie ſei unbeſcholten, fromm und gut, habe nichts mit dem Teufel zu ſchaffen, er bürge dafür. Die Ausſage ihres Mannes gelte nicht, wer könne wiſſen, ob er die Wahrheit ſage? Was er da geſchwatzt habe, ſeien ja nur törichte, unbegründete Vermutungen.

Wieſo? entgegnete der Richter; der Mann ſei ein ordentlicher, gutbeleumdeter Mann, und es werde ſicher keiner etwas wider ſeine eigene Frau ausſagen, wenn er es nicht Gott und der Wahrheit zuliebe tun müſſe. Gerade weil es der Ehemann ſei, der gegen ſie zeuge, müſſe man es glauben und bedürfe es anderer Zeugen nicht mehr.

Großer Gott, rief Spee, man wiſſe doch, wie oft Eheleute einander feind würden. Der Mann könne ihrer am Ende gar los werden wollen! Der Richter ſolle doch bedenken, fuhr er, einem neuen Einfall nachgebend, fort, daß die Frau

arm sei, wozu solle man dem Gericht die Kosten aufbürden, sie zu beherbergen, zu beköstigen und endlich zu verbrennen.

Spöttisch das Gesicht verziehend, sagte der Richter, er durchschaue, wo Spee hinaus wolle. Spee müsse aber nicht fürchten, daß der Staat sich wegen der Hexe zu sehr angreife, der Mann müsse für sie zahlen, er habe genug dazu.

Indessen war der Henker gekommen, hatte die Frau entkleidet, das Hexenmal gesucht und sagte vergnügt, da hätten sie einen guten Fang getan. Wenn der Mann sich besser auf die Zeichen verstände, hätte er längst den Bock riechen müssen. Dann holte er eines der Folterwerkzeuge, hielt es ihr vors Gesicht und fragte, ob sie wisse, was das wäre, worauf sie, die bis dahin unverwandt ihren Mann angesehen hatte, unwillkürlich zurückschauderte und sagte: „Das ist ein Bratspieß." Der Henker begann laut zu lachen: „Ein Bratspieß!" rief er, sich auf die Schenkel schlagend, „ja, da hast du recht! Wir wollen einen hübschen fetten weißen Braten daran rösten! Da wird das Fett herunterfließen! Da wird uns das Wasser im Munde zusammenlaufen!"

Als er dann, gleichsam versuchsweise, einen eisernen Ring um ihren Arm legte und langsam zusammenschraubte, und sie laut aufschrie, schrie auch das kleine Mädchen auf und streckte, das Gesicht jämmerlich verziehend, die Arme nach seiner Mutter aus. Das hübsche Gesicht des Mannes wurde fahl, und er sagte, sie möchten ihn nun gehen lassen, er könne kein Blut sehen; wenn sich einer nur in den Finger schneide, werde ihm übel. Ja, sagte der Richter, wenn er so zimpferlich wäre, solle er nur gehen, sie brauchten ihn ohnehin nicht mehr, worauf der Mann, ein wenig geduckt und schleichend wie eine Hyäne, das Kind an der Hand, sich davonmachte. Überhaupt, fuhr der Richter fort, sich an Spee wendend, wäre dies kein öffentlicher Ort, wo alles

zusammenlaufen dürfte, Spee solle wiederkommen, wenn er gerufen würde, um das Gewissen zu retten.

Nachdem Spee mehrere Male die Hände ringend um das Ordenshaus herumgegangen war und auf der Schwelle noch unschlüssig gezaudert hatte, ging er hinein und bat um Gehör bei seinem Vorgesetzten, den er für einen klugen, verständigen Mann hielt. Er stellte diesem vor, daß sein Gewissen es nicht länger ertrage, so viele unschuldige Menschen Martern leiden und eines schmerzhaften und schmählichen Todes sterben zu sehen, ohne dagegen Einsprache zu tun. Er könne bei Gott beschwören, daß nicht eine von den Frauen, die er zum Feuertode vorbereitet habe, der Zauberei und des Umgangs mit dem Teufel schuldig gewesen sei, vielmehr hätten viele von ihnen inmitten einer Marter, wie er selbst sich nicht getrauen würde, sie auszustehen, die Himmelsgüte von Heiligen bewiesen, indem sie ihren Feinden und Verderbern vergeben und sich selbst der Sünde geziehen hätten, weil sie sich von der Folterqual falsche Geständnisse hätten entreißen lassen.

Der andere fragte nachdenklich, ob etwa Spee sagen wolle, daß alle der Hexerei Beschuldigten unschuldig wären, und es sich dabei überhaupt nur um ein erdichtetes Verbrechen handle?

Das wolle und könne er nicht entscheiden, sagte Spee, obwohl es ihm unwahrscheinlich vorkomme, daß der Teufel fleischlichen Umgang mit Menschen haben sollte; aber er wolle das dahingestellt sein lassen und sich nur an das halten, was er gesehen habe. Das sei keine Justiz, das sei ärger als Raub und Mord. Da seien weder Beweise noch Verteidigung. Die Fürsten, Herren, Geistlichen und Richter, die das anstifteten, zuließen und ausführten, wären gottloser, als der Teufel selbst sein könne.

Ob er schon einmal von diesen Ansichten irgend etwas habe verlauten lassen, fragte der Obere.

Ja, sagte Spee, er habe den Richtern in einzelnen Fällen Vorstellungen gemacht; sie hätten ihn aber mit groben oder spöttischen Worten abfahren lassen und ihm geheißen, sich nicht einzumengen, auch angedeutet, es sei schon bekannt, daß er es mit den Hexen halte. Anstatt Nutzen habe er sogar Schaden gebracht, indem sie ihm zum Trotz in ihrem System, das nichts als sinnlose Willkür sei, verharrten und seine Vorwürfe die Unglücklichen entgelten ließen. Man müsse es anders anfangen, müsse aller Welt bekanntmachen, wie da verfahren würde, wie Ehre, Glück und Leben wehrloser Frauen den Bösen, Habgierigen, Grausamen und Gedankenlosen preisgegeben sei.

Der Obere sagte, das sei eine ernste, schwierige und zweischneidige Sache, die er nach allen Seiten bedenken wolle. Inzwischen gebe er Spee auf, gegen jedermann davon zu schweigen und nichts anderes zu tun, als was ihm als Beichtvater der angeklagten Frauen obliege.

Beklommenen Herzens ging Spee zu der Frau, die, nachdem noch einige Zeugen abgehört worden waren und sie auf der Folter zugestanden hatte, was man ihr abfragte, zum Feuertode verurteilt worden war. Nachdem er sie um Verzeihung gebeten hatte, weil er sie schlecht beraten habe, sagte er, daß sie unschuldig sei, wisse er; er wisse nicht, warum Gott dies Leiden über sie verhängt oder zugelassen habe, das seien Gottes Geheimnisse, die erst vor seinem Angesicht offenbar würden. Sie solle sich in den Willen des Herrn ergeben, ihren Peinigern verzeihen und ihrer Seele ein hochzeitliches Gewand anlegen als eine, die zum Himmel einginge. Sie sah ihn mit ihren sanften braunen Augen an, die düster blickten und rot umrändert waren, und sagte, sie

wolle wohl den Richtern und auch dem Henker verzeihen, der sie gefoltert habe, nicht aber ihrem Manne; das könne sie nicht, und das könne Gott auch nicht von ihr verlangen. Spee bedachte sich eine Weile und sagte dann, wenn sie es nicht könne, so glaube er, Gott werde es ihr nicht anrechnen. Sie solle aber wissen, daß Lohn und Strafe in Gottes Hand liege, und daß auch ihrem Manne werde gegeben werden, nachdem er gehandelt habe.

Ob er die ewige Pein werde leiden müssen? fragte sie.

Wenn er seine Sünde nicht bereue, sagte Spee zögernd, so glaube er wohl, daß seine Seele auf ewig der Finsternis angehören werde.

„Aber zuvor", fragte sie, „wird er in Glück und Freuden leben mit seiner neuen Frau und mit meinem Kinde?"

Ach, das sei ja nur ein Augenblick, sagte Spee. Soviel seine Seele sündig sei, so viel sei sie schwer und dunkel und versinke mit jedem Augenblick tiefer in das Reich der Finsternis. Vielleicht sei noch ein lichtes Fünklein in seiner Seele, daran die Engel sie erkennen und erlösen könnten: ob sie bereit sei, mit ihm dafür zu beten? Sie schüttelte den Kopf und sagte, dafür könne sie nicht aufrichtig beten.

„Meine Tochter," sagte Spee bittend, „denke jetzt nicht mehr an deinen Mann, noch auch an dein Kind, noch an alles das, was du gelitten hast, sondern denke an Gott. Wirf die Vergangenheit unter dich und schau in das große Licht, das deiner wartet, und in dessen Glanze du ausruhen wirst von den Qualen der Erde und ihrer vergessen."

Sie sagte, wie sie an Licht denken könne in der schwarzen Grube, in die man sie geworfen habe. Solange er könne, wolle er bei ihr bleiben und mit ihr beten, sagte Spee, und wenn er fern von ihr sei, solle sie denken, daß er auch dann für sie bete. Es wären noch viele da, die er in eben-

solchen Leiden trösten müsse, sonst würde er sie nicht verlassen.

An dem Tage des großen Hexenbrandes fuhr Spee mit vier oder fünf Frauen auf einem Karren nach dem Richtplatze vor der Stadt, wo die Scheiterhaufen standen; es waren aus Holzscheiten und Strohbündeln zusammengeschichtete Hütten, in welche die Verurteilten hineingestoßen wurden, und wo der Rauch sie schnell erstickte. Die Frauen hatten hohle, fieberrote Wangen, einige stierten blöde vor sich hin, andere stammelten die Gebete mit, die die Priester ihnen vorsprachen. Als sie von dem Karren heruntergerissen waren und warteten, während der Schinder das Feuer anschürte, wandte sich Spee zu der Frau mit den sanften Augen und sagte, sie solle mit ihm beten, daß Gott ihre Seele in Gnaden zu sich nehme. Sie kehrte ihren starren Blick von den Menschen, die in Haufen herumstanden und auf das Schauspiel warteten, zu Spee und sagte: „Ich muß in Feuer verbrennen, damit mein Mann in Freuden mit einem anderen Weibe leben kann; ich kann nicht zu Gott beten."

„Ach, denke nicht mehr an die Erde," bat Spee dringend, „denke an den ewigen Vater, dem du angehörst, und der die Arme nach seinem Kinde ausbreitet." Sie schüttelte kurz den Kopf und sagte: „Ich kann nicht. Wenn mein Mann in der Finsternis ist, will ich dorthin, um ihn noch einmal zu sehen und ihn zu fragen, wie er mir das antun konnte." Spee sank neben ihr auf beide Knie und flehte laut: „Ach, meine Schwester, geliebte Schwester, wende deine Seele zu Gott! Wende deinen Blick nach oben, wo die Krone der Treuen steht!" Als könne er ihre Augen mit sich ziehen, sah er nach dem glänzenden Himmel, der hoch über den lachenden Fluren flog und am Horizont mit dem funkelnden Main

zusammenströmte. Währenddessen hatte sich der Henker ihrer schon bemächtigt und sie mit anderen Frauen in eine von den rauchenden Hütten hineingestoßen, so daß er nicht wußte, ob sie ihn vernommen hatte. So fuhr er fort, laut zu beten und zu rufen: „Gott, Gott, nimm die Seele zu dir, die dein ist, lasse sie nicht in Schmerzen untergehn! Du führst verschlungene Wege, aber sie münden alle in deinem Herzen!" wie es die Angst und Not des Augenblicks ihm eingab, bis der Holzhaufen eingestürzt war und kleine Flammen aus dem Schutt hervorleckten.

Am Nachmittage, als seine Arbeit getan war, ging er vor das Tor, den Main entlang und einen Hügel hinauf, der mit Eichen und Buchen licht bestanden war; die Knie wankten ihm, sein Herz war so schwer, daß er es nicht weiter tragen zu können glaubte, er warf sich in das Moos und drückte das Gesicht begierig in die Kühle. Als Knabe hatte er einmal einen Esel unter den Schlägen seines Treibers zusammenbrechen sehen, und das hatte ihn so gewidert, daß er seitdem nach der Zurückgezogenheit des Klosters Verlangen gehabt hatte. Aber als hätte Gott seine Feigheit strafen wollen, verfolgte ihn, wohin er immer sich flüchtete, der Jammer der Kreatur. Das eine hatte er erfahren: unermeßlich weit war die Erde von Gott; und wenn sie nun, so fragte er sich zuweilen schaudernd, unerreichbar weit von ihm wäre? Seit er in Würzburg war, hatte er so viel Ekel und Grauen in sich verschlossen, daß seine Seele vergiftet war, sein Auge das Licht oft dunkel sah, die Rose ihm faul roch und das Brot ihm wie Galle schmeckte. Er sah, wie die Mächtigen den Schwachen beraubten, wie sie, wenn er nackt zu ihren Füßen lag, ihre Übermacht Güte und seine Ohnmacht Schlechtigkeit nannten; er sah die käufliche Menge auf den Knien, um ihre Untaten zu feiern, und dienstwillig

bei der Hand, um ihre Opfer zum Tode zu schleppen. Er sah die Dummheit stolzieren und die Vernunft verschüchtert schweigen, er sah die Grausamkeit auf dem Stuhle des Richters und die Barmherzigkeit im Kerker der Missetäter.

Indem er sich aufrichtete, sah er unter sich die gekrümmten Zweige einer grauen Weide in das fließende Wasser gebogen und in der kleinen Bucht, die dadurch entstand, ein paar Enten mit ihren Jungen plätschern; am jenseitigen Ufer war der Boden eingesenkt wie eine Wiege, und aus der mit grünen Büschen gefüllten Vertiefung ragten ein paar rote Dächer hervor und streckte ein Kirchturm seine feine, gerade Spitze. Er wendete seine Augen weg und bedeckte sie mit beiden Händen; nichts freute ihn mehr, die geschmückte Erde erschien ihm wie eine kalte, freche, geschminkte Buhlerin. Um diese Erde zu heiligen, war das Blut des Gottessohnes das Kreuz hinuntergeflossen; wie kam es nur, dachte Spee, daß das Gottesblut den gemeinen Stoff der Welt doch nicht hatte edel machen können? Hatte er den Menschen nur den Weg weisen wollen, damit sie selbst Anteil an der Erlösung ihrer Heimat hätten? Die Hände erhebend, flehte er zu Gott, ihn auch als Opfer anzunehmen, ihn nicht zu verwerfen, sein Blut in Tau zu verwandeln, das die Zertretenen und die Blinden erquicke.

Es war inzwischen Abend geworden, himbeerfarbene Wolken bekränzten den Himmel und glühten dunkler aus dem Fluß hervor, der, von den Uferhügeln umschlungen, sacht in die weiße Dämmerung hineinflüsterte. Das Beten hatte Spee beruhigt, und über sein verhärmtes Gesicht flossen Tränen. Jetzt, dachte er, ist das Leiden jener Unglücklichen vorüber, und die versöhnte Klarheit ihrer Augen lächelt der göttlichen Allgegenwart. Der Abendwind, der über ihn hinblies, schien einen Schleier von seiner Seele abzustreifen;

es war ihm, als hätte er ein wildes Spiel vermummter Gaukler für schmerzende Wirklichkeit gehalten.

Mit jedem Schritt jedoch, den er der Stadt zu machte, wurde sein Herz wieder schwerer; wenn er einer Frau begegnete, dachte er, daß er ihren Leib vielleicht morgen schon von der Folter zerrissen sehen werde.

Nach einiger Zeit ließ ihn sein Vorgesetzter zu sich rufen und sagte ihm, er habe reiflich über alles nachgedacht, was Spee ihm vorgetragen habe; er glaube, daß viel Ungerechtigkeit bei den Hexenprozessen wie bei anderen Sachen unterliefe; aber der Orden könne sich nicht mit Dingen befassen, die ihm Feindschaft zuziehen würden. Der Orden kämpfe für die Kirche und erweise ihr große Dienste; er würde also der Kirche schaden, wenn er sich schadete, und dürfe sich von seinem Ziele nicht abwenden lassen.

Spee sagte, indem er die Hände übereinanderfaltete, er leide viel Anfechtung, weil er nicht verstehen könne, daß die Bekenner Christi und namentlich die Geistlichen nicht sollten die Pflicht haben, dem Unrecht überall zu steuern und denen, die Unrecht litten, beizustehen?

Die hätten sie wohl, sagte der Obere, wenn nicht eine höhere Pflicht voranginge; diese wäre jetzt aber, allen Kämpfen auszuweichen, um nur den Kampf für die katholische Kirche zu führen. Er stehe ja den Unrecht Leidenden bei, indem er sie tröste und auf den Himmel vorbereite.

Er finde dabei keine Ruhe, sagte Spee. Er fühle sich gedrängt, das himmelschreiende Unrecht, das er mit Händen greife, in einem Buche darzustellen, aller Augen darauf zu lenken und dafür zu öffnen, damit es sich verkriechen müsse. Gott habe den Erzengeln geboten, die Drachen zu bekämpfen; es sei jetzt einer da, der täglich die Unschuld verschlinge, und den noch kein Ritter gewagt habe anzugreifen.

Es könne und dürfe nicht sein, sagte der Obere mit nicht unfreundlicher Strenge. Die Kirche sei für die Kirche da. Spees erste Pflicht sei Gehorsam, den solle er leisten und solle künftig mit dieser Sache nicht wieder an ihn gelangen.

Wenn dem so sei, sagte Spee, so bitte und flehe er, die Last von ihm zu nehmen, ihn anderswohin zu schicken und ihn mit Predigt oder Unterricht zu beschäftigen. Er könne nicht für sich einstehen, wenn er hierbleiben müsse; lieber wolle er selbst mit den Hexen verbrennen, als länger ihre Qualen stillschweigend mit ansehen.

Als die Kaiserlichen unter Wallenstein in Verfolgung des Feindes an die Küste von Jütland kamen, sahen sie in der Ferne die dänischen Schiffe, die ihn unerreichbar entführten. Solche Rosse, die auf dem Wasser laufen könnten, möchte er auch haben, sagte Wallenstein zu Arnim, der neben ihm ritt, worauf dieser erwiderte, ja, ohne sie hätten sie die Dänen bis auf den letzten Mann niedergemacht, oder sie hätten in den Graben springen und ersaufen müssen. Wallenstein blieb stundenlang am Strande und starrte auf das unzugängliche Element, das, vor seinen Füßen ausgegossen, ihn durch sein Dasein unterjochte. Es wurmte ihn, daß das Göttertier seinen schäumenden Nacken dem geschlagenen Dänenkönige beugte und ihn, Wallenstein, den Sieger, verhöhnte. Es tanzte vor ihm über die Felsen, daß die aufspringenden Tropfen ihn bespritzten, überblies ihn mit dem Dampf seiner Nüstern, und sein jauchzendes Wiehern gellte ihm ins Gesicht, weil es wußte, daß er ihm keinen Zügel überwerfen konnte. Neue, mächtige Gedanken stiegen in ihm auf; armselig, dachte er, sei die Herrschaft der Erde; es sei das Meer, das Könige mache. Er dachte an Sidon und Tyrus, das Alexander vergeblich belagert hatte, an

Griechenland und Rom und Byzanz. Was für ein Bettlerfürst war im Grunde der Kaiser deutscher Nation von jeher gewesen, ein Bauer auf einem verschuldeten Hofe, der niemals Geld in der Hand hatte; eine alte, verschrumpfte Reliquie, die von schlauen Marktschreiern ausgestellt und von Toren verehrt wurde. Macht hatten nur die, denen das Meer gehörte, England und Spanien, und jetzt die Holländer, die es ihnen geraubt hatten. Sie, die Krämer, hatten es gezähmt, das Zauberroß, aus dessen Mähne die unschätzbaren Perlen rinnen, dessen Hufschlag Sand in Gold verwandelt, dessen Atem bewaffnete Heere vernichtet. Wallenstein glaubte nicht, daß das heroische Element sich dem Bürgervolke lange bequemen würde; aber da war ein anderer, der es lockte und auf den es horchen mochte, ein junger, rascher König, den sein biegsamer Rücken schon oft getragen hatte, der Schwede Gustav Adolf, der war zu fürchten. Er überdachte, was für ein unbändiges Geschlecht die Wasa waren; sie planten wild und kühn ins Weite. Was für Träume mochte dieser Gustav haben, der, fast noch ein Knabe, das Schwert ergriffen und es siegreich hierhin und dorthin geführt hatte? Schweden war ihm zu arm und zu klein; er phantasierte, das wußte Wallenstein, von einem großen Bunde aller nordischen Mächte gegen Spanien und Österreich. In diesem Bunde würde keine aufrichtige Freundschaft sein; denn Gustav Adolf wollte nicht ein Gleicher unter andern, sondern er wollte der Herr sein, Herr des Meeres, Herr der Erde. Zwischen ihm und den Dänen, wenn sie sich auch als nachbarliche Freunde gebärdeten, war Mißtrauen und Eifersucht, ebenso zwischen ihm und den Staaten. Sie waren alle Nebenbuhler um das Meer; es müsse viel Blut fließen, dachte Wallenstein, bevor die Hochzeit mit dieser Amazone gefeiert würde.

Er ließ Arnim zu sich kommen, der vor zehn Jahren im Dienste Gustav Adolfs gestanden hatte, und fragte ihn über den schwedischen König aus. Ob die schwedischen Stände mit dem Kriege einverstanden wären? Ob er sein Land verlassen könne, ohne Rebellion befürchten zu müssen? Ob das Volk zum Handel fähig und willig sei? Arnim sagte, nein, was den Handel betreffe, so habe es damit noch gute Wege. Der König reite einen schärferen Trab als sein Volk, das gehe meist auf schweren Bauernschuhen zu Fuße. Sie wären auch mit dem Kriege nicht einverstanden; aber die Bauern ließen doch nicht von ihm, weil er der protestantische König sei und den Adel in Schranken halte. Freilich habe er, den Adel betreffend, die Zügel ein wenig lockerer gelassen als sein Vater und sein Großvater, denn ein Fürst könne ohne den Adel doch einmal nicht bestehen, und dadurch habe er nun auch den Adel so ziemlich auf seiner Seite. Rebellion habe er nicht zu befürchten, außer wenn er schwere Niederlagen erlitte; aber es würde ihn kaum einer besiegen. Die besonderen Eigenschaften seiner Person kämen dazu, ihn sicher zu machen, die alle Menschen fessele und beherrsche.

Wie denn seine Person beschaffen sei? fragte Wallenstein.

Das könne man nicht eigentlich beschreiben, erwiderte Arnim. Sein Antlitz sei, wenn er sich unter Menschen aufhalte, immer freundlich und kühn, sein Wort immer so fest und froh, als ob es ihm von Gott eingegeben sei. Er könne mit dem gemeinen Mann sprechen, als sei er seinesgleichen, und doch vergesse keiner je, daß er König sei. Es gehe etwas von ihm aus, daß man ihn liebhaben müsse, wenn man ihm auch dem Verstande nach mißtraue.

Ob er tapfer und freigebig sei? fragte Wallenstein weiter. Ob er sein Tun lange vorher bedenke? Ob er den Weibern zugänglich sei oder sich von Günstlingen leiten lasse?

Ja, so tapfer wie er, sagte Arnim, sei kein anderer. Er sei verwegen, und seine Lust an Getümmel und Gefahr habe Anteil an seiner Kriegspolitik. Er habe auch den Glauben, es könne ihm nichts geschehen; aber das komme wohl mehr aus seinem sorglosen Gemüt als aus Stolz oder Religion. Freigebig sei er nicht eigentlich, weil er wenig habe, doch auch nicht geizig. Für seine Person liege ihm nichts am Gelde, er wolle nur sein Land reich und mächtig machen. Ebenso habe er für Pracht und Kunst nicht viel Sinn und schätze es nur, weil es die Dignität eines Landes vermehre; er für sich begehre nur Kampf und Abenteuer. Deswegen tue er aber doch nichts voreilig und unbedacht, und es sei überaus schwer, ihn zu täuschen oder zu überlisten, und wenn sein Wille auch stärker sein möchte als sein Rechnen, so verstehe er sich doch wohl auf Temporisieren, Dissimulieren und Hinhalten und könne die Gelegenheit erwarten, wenn es sich um große Dinge handle. Die Weiber betreffend, so habe er einige Male unter seinem Stande geliebt, wisse die Flamme aber rechtzeitig auszutreten und fange nicht leicht Feuer. Günstlinge habe er nicht, und der Einfluß des Kanzlers Oxenstierna, wenn er auch sein Freund sei, dürfe nicht zu hoch angeschlagen werden; am Ende gehöre sein Herz ihm allein und fahre für sich verborgene Wege.

Warum er, Arnim, sich denn von Gustav Adolf getrennt habe, fragte Wallenstein zuletzt, da er ihn doch in so großer Konsideration zu haben scheine.

Da er nicht immer des Königs Meinung gewesen sei, sagte Arnim mit einem verdrossenen Blick auf Wallenstein, habe es ihm nicht länger gepaßt, ihn ästimieren zu sollen. Was habe auch ein Brandenburger bei den Schweden zu tun? Der Schwede sei wohl besser zu leiden als der Pole; aber man wäre doch allemal froh, wieder unter sich zu sein.

Als Arnim sich entfernt hatte, wiederholte Wallenstein bei sich alles, was jener ihm gesagt hatte. Verborgene Wege, dachte er höhnisch; ihm wären die Wege des Schwedenkönigs nicht verborgen. Und sollten sie es Arnim sein? Sollte sich Arnim nicht deshalb von Gustav Adolf getrennt haben, weil er des Königs Absicht durchschaute, sich zum Herrn des Meeres, der deutschen Küsten, ja ganz Deutschlands zu machen? Was Arnim ihm über den Schweden gesagt hatte, war nicht geeignet, Wallenstein zu beruhigen, nur das war günstig, daß der König unbekümmert die Gefahr aufsuche; denn solche, dachte er, treffe zuletzt immer das Schicksal, das sie albern herausforderten, der Seiltänzer ende zerschmettert auf dem Pflaster. Eine Weile freilich schwebe er hoch wie der Vogel, noch halte den König sein Stern; darum sei er auch so sicher, weil sein Stern ihn ziehe. Wie lange das dauern werde, das sei die Frage. Wallenstein versuchte, ob er selbst, mit den Daten, die er hatte, des Königs Horoskop stellen könne.

Aus seiner Versunkenheit schreckte ihn eine kreischende Weiberstimme, die grell in die tiefe Stille, die im Hause herrschte, hineinfuhr. Wallenstein läutete einem Pagen und ließ den Offizier vor sich rufen, der die Wache im Hofe hatte. Was das zu bedeuten habe? fragte Wallenstein; ob er nicht wisse, daß er durch keinen Laut gestört werden dürfe. Der Anblick des Generals flößte dem jungen Mann solchen Schrecken ein, daß er zitterte: sein mageres Gesicht war aschgrau, und seine Augen sprühten Feuer wie brennende Kohlen. Der Fürst möge verzeihen, sagte der Offizier, ein Mädchen habe Wasser vom Brunnen geholt, um es zur Küche zu tragen, ein Soldat habe sie im Scherz um den Leib gefaßt, da habe sie ihn mit Wasser bespritzt und geschrien. Er habe ihn schon ins Loch legen lassen.

Das sei nicht die Vorschrift, sagte Wallenstein scharf, er müsse hängen. Er solle sofort, ohne Verzug hängen. Sie könnten ihre Hurerei an abgelegenen Orten treiben. Auf diesen Hof dürfen keine Weiber kommen, sie sollten das Wasser anderswo holen. Er brauche Ruhe zum Denken; der wachhabende Offizier müsse dafür einstehen, werde er noch einmal gestört, so falle die Strafe auf ihn.

Wallenstein starrte auf die unterbrochene Arbeit und schob sie zurück, um sie einem Astrologen zu geben; er hatte nun keine Ruhe mehr dazu. Jetzt und solange es noch Zeit sei, wollte er die Mittel überdenken, mit denen dem erobernden König zu begegnen sei. Das Sicherste sei, dachte er, ihm zuvorzukommen und sich zuerst auf das schnaubende Roß zu schwingen; denn wer einmal darauf sitze, dem würde es angehören. Zwar hatte er weder Häfen noch Schiffe noch seetüchtige Mannschaft; aber einem starken Wollen müsse das zu erringen sein. Er suchte auf der Karte die deutschen Meerplätze, die zunächst in Betracht kamen: die Hansestädte würden eben jetzt noch nicht mit Gewalt, vielleicht aber mit List zu gewinnen sein. Sie fürchteten den Dänen und den Schweden, waren feige und geizig; vielleicht würden sie sich durch Handelsvorteile, die man ihnen einbildete, fangen lassen. Mit Mecklenburg war es anders, das hatte er durch Kriegsmacht in der Hand. Mit den beiden Herzogen, trägen, schwachsinnigen, vertrunkenen Herren, der frechen, selbstsüchtigen Ritterschaft, den an Knechtschaft gewöhnten Bauern würde er leicht fertig werden; nur durfte er nicht Tilly und durch ihn den Herzog von Bayern den Fuß hineinsetzen lassen. Er konnte sich dieses Landes bedienen, wie wenn es sein Eigentum wäre; das angrenzende Pommern würde ohnehin dem Kaiser zufallen, wenn der letzte Herzog, Boleslaw XIV., der sich um Manneskraft und Verstand ge-

soffen hatte, mit Tode abgegangen wäre. Wenn Brandenburg danach griffe, könnte man ihm auf die Finger klopfen; besorglich war es, daß der Schwede auf die gleiche Beute lauerte. Dahin durfte es nicht kommen, daß der Schwede den Fuß auf die deutsche Küste setzte; er, Wallenstein, wollte dafür sorgen, daß er auf kantige Felsen stieße, an denen seine Schiffe die Rippen zerbrächen, daß er froh sein müßte, auf einem Brett zu seinen Heringsdörfern zurückzuschwimmen.

Noch besser würde es doch sein, dachte Wallenstein weiter, wenn man den König anderweitig beschäftigen könne; und das gehe auf zweierlei Art, durch Polen oder durch Dänemark. Die Polen könnten zwar allein nichts ausrichten, und auch mit Dänemark sei der Ausgang fraglich; immerhin wäre doch Zeit gewonnen, während sie miteinander rauften. Erst kürzlich hatte er wieder Briefe aus Dänemark bekommen, die Stände verübelten es dem König, daß er sich absolut machen wolle, und würden den schlecht geführten Krieg gern benützen, um ihn abzusetzen und sich nach einem anderen Haupte umzusehen. Dies wäre ein Brocken, den man Gustav Adolf hinwerfen könnte, damit er sich die Zähne daran ausbisse. Nach einigem Besinnen setzte er mit eigener Hand einen Brief an den König auf: es könne ihm nicht unbekannt geblieben sein, wie die Habgier des Königs von Dänemark das römische Reich mit Krieg überzogen habe, und wie er durch die kaiserlichen Waffen verdientermaßen heimgeschickt sei. Es verlaute, daß die Dänen sich dies ungeschickte Wesen sehr zu Herzen zögen und sich gern einem anderen Haupt unterwerfen wollten. Nun würde dem Kaiser nichts lieber sein, als an seinen Grenzen einen mächtigen und ehrliebenden Monarchen zu haben, mit dem er sicheres Bündnis halten könne, zumal da ja der König von Dänemark zugleich Glied des Reiches sei. Wenn Gustav Adolf sich dieses gleichsam

verwaisten Landes annehmen wolle, so brauche er sich nicht zu besorgen, daß der Kaiser ihm zuwider sein würde, und was ihn, Wallenstein, betreffe, so wünsche er nichts sehnlicher, als ein gutes Verständnis mit der königlichen Würde von Schweden zu unterhalten und ihm seine Ergebenheit durch Taten zu beweisen.

Den Herzogen von Mecklenburg war es lieb, daß Christian IV. die Flucht ergriff; aber sie machten ihm doch Vorwürfe, weil er sie im Stiche ließ: erst habe er den Karren in den Dreck gefahren, sagte Herzog Albrecht, nun sollten sie ihn wieder herausgraben.

Er hätte es sich denken können, entgegnete Christian, daß sie ihm die Schuld aufbürdeten, nachdem er Leib und Leben für sie gewagt hätte. Sie hätten ihm angetragen, sein Land zu verlassen, um ihnen beizustehen; seine Stände wären unzufrieden und seine Gesundheit erschüttert, zu schweigen von allen den anderen Widerwärtigkeiten, die auf ihm lägen.

Hätte er es ihnen zuliebe getan, so würde er sie jetzt nicht im Stiche lassen, sagte Herzog Albrecht; sie sähen nun wohl, daß es ihm nur um die Bistümer zu tun wäre.

Die hätte er eher durch die Gunst des Kaisers erhalten, sagte Christian böse, als dadurch, daß er ihn bekämpfte.

Ja, schrie Herzog Adolf Friedrich, und er würde sie durch Gunst des Kaisers bekommen und sie dafür preisgeben.

Womit er es verdient habe, sagte Christian, daß sie ihn einer solchen Ehrlosigkeit fähig hielten? Er sehe je länger je mehr, was für ein wunderliches Kramen mit den deutschen Fürsten sei. Da habe er den Markgrafen von Baden-Durlach, der als ein geschlagener, länderloser Herr flüchtig zu ihm gekommen, freundlich empfangen, in seinen Dienst gestellt und ihm ein schönes Regiment anvertraut. Das habe

er durch Unverstand und Leichtsinn vom Grafen Schlick zusammenhauen lassen, und wie er ihn nun vor ein Kriegsgericht habe stellen wollen, damit er sich verantworte, wie es recht sei, habe er sich aufgeführt wie eine geschändete Nonne, gelärmt und gedroht, er sei ein souveräner Fürst des Reiches, den niemand richten könne als der Kaiser, wo er doch weder ein Land noch einen Kaiser mehr habe, da er ja wider ihn in Waffen sei. Sie, die Mecklenburger, sollten ihm nicht auch mit Undank lohnen. Er werde ihrer bundesgemäß und freundvetterlich gedenken und beim Friedensschlusse ihren Vorteil im Auge haben. Übrigens sei seine Sache keineswegs verloren, er müsse nur zuerst die Ordnung in Dänemark wieder herstellen, wenn sie da das Auge des Herrn eine Weile nicht sähen, würden sie übermütig. Er habe geglaubt, gegen Tilly zu kämpfen, da habe sich unversehens das halbe Reich gegen ihn herangewälzt. Darauf sei er nicht gefaßt gewesen, fürchten tue er sich aber keineswegs; wolle der Kaiser seine Bedingungen nicht annehmen, so sei er bereit, das Schwert wieder aus der Scheide zu ziehen.

Tilly und Wallenstein wären zwei gewaltige Feldherren, sagte Herzog Albrecht bedenklich; es könne es nicht leicht einer mit ihnen aufnehmen. Ei was, rief Adolf Friedrich, wenn sie nicht einen Pakt mit dem Teufel hätten, müsse man ihrer auch Meister werden können. Er spucke auf Tilly und Wallenstein miteinander. Der eine sei ein Wallone, der andere ein Böhme; ob es kaiserlich sei, einem deutschen Reichsfürsten Kosaken und Polacken auf den Hals zu schicken? Kein Wunder, wenn man endlich ein Mißtrauen fasse, daß es auf die uralte Reichsfreiheit abgesehen sei.

Christian meinte, er wisse wohl, warum der Kaiser mit den wilden Völkerschaften aufrücke; der deutsche Soldat

habe ein Grauſen davor und laſſe ſich deſto leichter von ihnen in die Flucht ſchlagen. Indeſſen ſollten ſich die Vettern auf ihn vertröſten, das Blatt werde ſich bald wenden. Der Krieg ſei einmal wie eine Kinderſchaukel, bald ſei man oben, bald unten. Nachgeben werde er nicht, auf ihn könnten ſie bauen, er werde keinen Frieden ſchließen, in dem ſie nicht mit aller Fürſtenehre einbegriffen wären, darauf habe er ihnen ſein königliches Wort verpfändet.

Durch dieſe Verſicherungen nicht völlig beruhigt, ſchickten die Herzoge dem anrückenden Tilly Boten entgegen, ſie wären treue Fürſten des Reichs, dem Kaiſer ſtets ergeben geweſen, meinten dies auch bei künftiger Gelegenheit zu beweiſen. In das däniſche Weſen wären ſie wider ihren Willen hereingezogen, hätten nie gedacht, ſich dadurch dem Kaiſer zu widerſetzen, da es ja nur auf Defenſion abgeſehen geweſen ſei. Sollte es dieſer oder jener damit nicht ehrlich gemeint haben, ſo bäten ſie doch, ihnen eine ſo verräteriſche Felonie nicht zuzumuten.

Tilly zwar ſchien dieſe Entſchuldigungen annehmen zu wollen, dagegen näherte ſich nun Wallenſtein mit ſeinen Heeresmaſſen ihrer Grenze und forderte ſie auf, der kaiſerlichen Truppe Quartier zu geben und die Dänen, ſoweit deren noch vorhanden wären, aus ihren Ländern zu verjagen. Auf ihre Verſicherung der Treue antwortete Wallenſtein, es ſei gut; wenn ſich ihre Worte bewährten, wolle er ſie dem Kaiſer übermitteln; aber Worte zählten bei ihm nicht, bevor ſie mit dem Stempel der Tat geprägt wären, und damit habe es leider in Mecklenburg noch kein klares Ausſehen.

Bei einer Zuſammenkunft, die Wallenſtein mit Tilly in Lauenburg hatte, ſprach Tilly von den ſchlechten Quartieren, mit denen er ſich nun lange hätte behelfen müſſen, daß in

Mecklenburg Vieh und Getreide im Überfluß sei, und daß seine Soldaten sich nach langen Entbehrungen erholen könnten; er hoffe, Wallenstein werde ihm dabei nicht hinderlich sein. Sie dienten beide dem gleichen Herrn und hätten gleiche Aufgaben, sollten einander also helfen und fördern.

Er freue sich, daß Tilly so denke, erwiderte Wallenstein, und wolle es an Beweisen seiner Dienstwilligkeit nicht fehlen lassen. Was Mecklenburg anbelange, so sei freilich noch nicht die Zeit, darüber Beschlüsse zu fassen, indem die Herzoge unsichere Gesellen wären und vorsichtig gegen sie gehandelt werden müsse. Es habe damit seine besondere Bewandtnis, und so gern er Tillys Wohl befördern möchte, so müsse er doch vorerst des Kaisers Profit ins Auge fassen.

Tilly sagte, die Herzoge seien allem Anschein nach nur von dem schlauen Dänenkönige verführt worden, und man könne ihnen glauben, daß sie sich künftig dem Kaiser unterwerfen würden. Außerdem könne des Kaisers Nutzen ja nicht besser wahrgenommen werden, als wenn ligistische Truppen in Mecklenburg lägen.

Es müsse sich bald ausweisen, sagte Wallenstein, ob Tillys Meinung von den mecklenburgischen Herzogen nicht zu günstig sei. Zuweilen sei es pfiffig, sich dumm zu stellen. Tilly als ein Mann von Ehre lege jedem die gleiche Gesinnung unter, damit komme man in der Welt nicht durch. Er wolle aber alles tun, was möglich sei, um sich Tilly zu akkomodieren.

Nachdem der Feind allerorten herausgeworfen und gefesselt war, begab sich Wallenstein nach Prag, wo viele Künstler und Handwerker tätig waren, ihm einen Palast zu erbauen und einzurichten. Er gefalle ihm soweit wohl, sagte Wallenstein; ob er nach der neuesten italienischen Art ge-

macht sei? Der Baumeister wies verschiedene Abbildungen und Risse neuer italienischer Paläste in Mantua, Florenz und Genua vor, um zu beweisen, daß er diesen pompösen und heroischen Stil nicht nur fleißig nachgeahmt, sondern in vieler Beziehung übertroffen habe, womit Wallenstein sich zufrieden erklärte. Auch die Maler, die gleichfalls zum Teil Italiener waren, legten ihm ihre Entwürfe zur Ausmalung der Gemächer vor, unter denen die bedeutendste eine Darstellung des Herzogs im Triumphwagen mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte war. Wallenstein betrachtete das Bild gründlich und sagte zu dem Maler, der es skizziert hatte, er solle eine genaue Aufnahme von ihm machen, damit es ähnlich werde und jedermann ihn erkennen könne. Ferner solle über seinem Haupte ein Stern zu sehen sein, als Symbolum der überirdischen Macht, die seine Triumphe regiere.

Von den italienischen Künstlern ließ er sich auch Beschreibungen der Kleidertrachten machen, die in Italien Mode waren, um danach für seinen Hofstaat Gewänder und Livreen anfertigen zu lassen. Seine Gemächer waren den ganzen Tag über von Besuchern voll, die ihm aufwarteten; denn es wollte keiner bei den Einladungen fehlen, die er veranstaltete, und bei denen, wie es hieß, die üppigste Fabelpracht verwirklicht wurde.

Im engeren Kreise schilderte Wallenstein dem Kaiser die gegenwärtige Lage, und was künftig unternommen werden müsse. Seiner Feinde wären viele, sagte er, die nordischen Reiche wären alle auf dem Sprunge gegen ihn, er müsse sich gerüstet finden lassen und ihnen zuvorkommen. Wenn auch jetzt ein Friede oder Waffenstillstand gemacht würde, so dürfe der Kaiser das Heer doch nicht abdanken, darauf lauerten seine Feinde nur. Um ein wahrhaft mächtiger

Fürſt zu ſein, müſſe der Kaiſer das Meer beherrſchen, ſonſt werde es ihm immer an Geld fehlen, das nur der Welthandel einbringe. Wenn man nicht aufmerke und vorſorge, werde das Reich verarmen und die Staaten, Dänemark und Schweden auf ſeine Koſten reich und mächtig werden. Vielleicht könne der Kaiſer die Hanſeſtädte an ſich ziehen und durch ſie gewiſſermaßen ein Bollwerk gegen die nordiſchen Reiche aufrichten, ſonſt könne es geſchehen, daß eines Tages der ſchwediſche König in einen mecklenburgiſchen oder pommerſchen Hafen einlaufe.

Wie weit es denn von da nach Prag ſei? fragte Ferdinand verwundert. Für einen, der ſo große Schritte mache wie Guſtav Adolf, ſagte Wallenſtein, nur ein paar Tagereiſen.

Es ſei eine Schmach für die Polen, ſagte Ferdinand, daß ſie ihren König, der der wahre König von Schweden ſei, noch nicht wieder eingeſetzt und den Uſurpator verjagt hätten. Er möchte gern etwas dazutun, daß die katholiſche Kirche in Schweden wieder aufgerichtet werde, zumal ja der König von Polen ſein Schwager ſei. Er zweifle auch nicht am guten Erfolge, nachdem es mit den norddeutſchen Stiftern ſich ſo glücklich anlaſſe. Wie es denn in Magdeburg und Halberſtadt ausſehe? Ob es Schulen und Univerſitäten gebe? Ob ſich das Volk dem alten Glauben leicht akkomodieren würde?

Das werde die Zeit lehren, ſagte Wallenſtein ablenkend. Man müſſe mit der Religion nicht gleich ſo zufahren, ſondern die Leute merken laſſen, daß ſie ſich gut dabei ſtänden, zum Kaiſer zu halten. Die Stände wären ohnehin überall kaiſerlich, nur die Fürſten wären rebelliſch und köderten das Volk mit der Religion.

Ja, die Fürſten, ſagte der Kaiſer ſeufzend, ſie ließen ihm

keine Ruhe, plagten ihn Tag und Nacht, und um nur Frieden zu haben, müsse er nachgeben.

Er wisse wohl, wohin sie zielten, sagte Wallenstein spöttisch; sie fürchteten seinen scharfen Besen, fühlten sich unter Schutt und Gerümpel wohl wie Ratten, schwane ihnen, sie könnten etwa mit hinausfliegen. Wenn einer seiner Untertanen ein so loses Maul gegen ihn machte wie die Fürsten gegen die kaiserliche Majestät, so würde er ihm ein Pflaster daraufsetzen, daß er es nie wieder auftäte.

Der Kaiser lachte; man hätte ja erfahren, was für einen Widerhall eine Maulschelle im römischen Reich gäbe. Seit dem Böhmischen Krieg könne die Nymphe Echo nicht wieder zur Ruhe kommen.

Wenn ungehorsame Kinder bei Empfang elterlicher Züchtigung schrieen, sagte Wallenstein, so müsse man damit fortfahren, bis sie stillschwiegen.

Wallenstein habe recht, sagte Eggenberg, man müsse sich eben der Reichsgesetze bedienen. Das Reich gehe in Stücken, weil jeder tue, was ihm beliebe, das müsse anders werden. Das kleine Geflügel brauche der Adler nicht zu fürchten, das sei froh, sich unter seine Fittiche verkriechen zu können; aber die Geier und Falken, die suchten Gelegenheit, ihm die Federn auszurupfen.

Kahl genug sei der edle Vogel schon, sagte Gerhard von Questenberg, Wallenstein verdanke man es, daß er wieder einen hohen Schwung genommen habe.

Der Kaiser wand sich ein wenig, als er zuerst von der Absetzung der Mecklenburger Herzoge hörte; die Übertragung der Pfalz an Bayern habe Lärm genug gemacht, nun werde es von neuem anheben. Oft erreiche man mit gelinden Mitteln mehr; der Anhaltiner hätte sich unterworfen, der so lange getrotzt hätte, und man sähe jetzt, wie artig der junge Hessen aufwarte.

Ja, sagte Eggenberg, nachdem man dem alten Wolf die Zähne gezogen hätte, traue der junge sich nicht zu beißen; aber sowie sich diesen Schelmen ein Loch zeige, schlüpften sie wieder aus, das hätte man an dem Weimaraner und dem Altenburger gesehen.

Herr könne man ohne extreme Mittel nicht bleiben, sagte Questenberg. Man sähe, wie gut es dem König von Frankreich bekäme, daß er sich nicht zu lange besänne, eines ungehorsamen Vasallen Kopf springen zu lassen. Der König von Frankreich werde bald nur noch eine Kirche und einen Glauben im Lande haben.

Dieser Ausblick regte Ferdinands Unternehmungslust an. Dafür, meinte er, müsse man freilich alles wagen. Das wäre etwas, wenn er alles wieder einbringen könnte, was Karl V. und Ferdinand I. verloren hätten. Er möchte wetten, der Papst hätte sich so viel nicht von ihm versehen. Sein Sohn Leopold könne die Bistümer Halberstadt und Magdeburg, etwa auch Bremen bekommen, der sei fast ein Heiliger und müsse selbst Kannibalen bekehren können.

Eggenberg warnte, damit müsse Ferdinand etwas gemach kommen, es möchte ihm sonst ausgelegt werden, als wolle er seine Familie versorgen.

Und warum er das nicht solle? fragte Ferdinand, ein wenig gereizt. Seine bayrischen Vettern hätten Köln und Paderborn, ob er, der Kaiser, nicht ebensoviel beanspruchen könne?

Wallenstein und Eggenberg wechselten einen Blick, welcher bedeutete, daß der Kaiser an diesem Punkte reizbar sei, und daß man ihm da wohl etwas werde nachgeben müssen. Überhaupt schwelgte Ferdinand zurzeit in Triumphen und nahm Widriges nicht gern auf; denn er hielt zum ersten Male seit der böhmischen Rebellion Hof in Prag, führte seiner Gattin,

einer mantuanischen Prinzessin, die gebändigte Kaiserstadt vor und weidete sich an dem Glanze der wiederhergestellten Kirche. Die Krönung Erzherzog Ferdinands zum König von Böhmen wurde um so prächtiger begangen, als es dem Kaiser nötig schien, seinen Bruder Leopold zu überbieten, der kürzlich seinen langgehegten Entschluß ausgeführt und nach glücklicher Befreiung von der Bischofswürde eine italienische Prinzessin geheiratet, die Hochzeit aber trotz seiner Armut und üblichen Bettelei kostspieliger ausgerüstet hatte, als die des Kaisers mit Eleonore Gonzaga gewesen war. Ferner gaben die Einweihung der auf dem Schlachtfelde am Weißen Berge gegründeten und der Mutter Gottes geweihten Kirche sowie die Erhebung der Gebeine des heiligen Norbert und die Anwesenheit vieler Fürsten und Herren Anlaß genug zu weihevollen Festlichkeiten.

Es machte dem Kaiser nicht wenig Spaß, daß der junge Landgraf von Hessen-Kassel, der Sohn seines grimmigen Feindes, Zeuge dieser Siegesherrlichkeit war. Nach Übernahme der Regierung war der Landgraf nach Prag gereist, um durch persönliche Bitte eine Ermäßigung der großen Schuldenlast zu erreichen, die sein noch dazu gewaltsam verkleinertes Land zugrunde richtete. Die Zähne zusammenbeißend, ertrug er die Demütigungen, die seinen Stolz auf Schritt und Tritt kränkten, und als welche er auch die Herzlichkeit empfand, mit der man ihm entgegenkam. Der schöne, zurückhaltende und gebildete Fürst bezauberte nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer, besonders aber gefiel er der Kaiserin, die überhaupt eine Freundin der Geselligkeit und Abwechslung war und sich an den Andachtsübungen ihres Mannes nur beteiligte, soweit sie mit Gepränge verbunden waren. Der Kaiser pflegte sie mit ihrer Vorliebe für ketzerische Prinzen und namentlich für den

Prinzen Wilhelm von Weimar zu necken, den sie zur Zeit seiner Gefangenschaft begünstigt hatte. Ja, ja, sagte die Kaiserin, diese Nordleute kämen ihr erst wie die eigentlichen Männer vor. Der Landgraf von Hessen sei dem Weimaraner noch vorzuziehen, er habe etwas von der schlanken Herbigkeit des Diomedes, etwas von der edlen Beständigkeit des Hektor und zugleich etwas von der schönen Schwermut des Antinous. Was Gott nur dabei beabsichtige, daß er solche Männer in der Ketzerei stecken lasse, sie wolle alles daransetzen, ihn zur Kirche zu bekehren. Ferdinand betrachtete seine Gemahlin mit einer Mischung von Bewunderung und Schadenfreude; ihrem Verstande und ihrer Schönheit gelinge mehr als anderen Menschen, sagte er, vielleicht erwerbe sie sich noch die Goldene Rose vom Heiligen Vater. Einer feinen italienischen Frauenhand, sagte die Kaiserin mit selbstzufriedenem Lächeln, gelinge es oft eher, das verstrickte Staatsknäuel zu entwirren, als ungeschlachten Männern; er solle sie nur machen lassen und den jungen Hessen zu häufigen Besuchen ermuntern.

Eines Tages wurde der Landgraf von der Kaiserin und ihrem Gefolge im Park empfangen, wo sich hinter einer Lorbeerhecke ein breiter Rasenplatz erstreckte, dessen Mitte ein figurenreicher eherner Brunnen zierte. Das sei ein vorzüglicher Platz, um Blindekuh zu spielen, sagte die Kaiserin, ihre Fräuleins brennten schon darauf, ihn ein wenig zu zupfen. Wilhelm bat die Kaiserin, ihn zu entschuldigen; er habe den Grundsatz, sagte er scherzend, sich niemals die Augen verbinden zu lassen. Auch nicht, wenn einem dabei unversehens ein warmer Busen ans Herz fliege? sagte die Kaiserin. Dieser Grundsatz sei für einen Fürsten gut, aber er tauge nicht für verliebte Jugend, und in diesem Park gelte kein Rang noch Staatsräson. Er solle den Amor an-

sehen, der auf der Spitze des Brunnens stehe und eben den Bogen spanne; einzig der kleine Gott herrsche hier. Wenn er aber durchaus nicht mithalten möge, solle er sich mit ihr auf die Terrasse setzen und dem Spiele zusehen. Unter vielem Gekicher verbanden die Fräuleins einem Kammerherrn die Augen, umschwärmten ihn, bespritzten ihn mit Wasser aus dem Brunnen, und indem sie so taten, als ob sie sich davor hüteten, gaben sie sich Mühe, gefangen zu werden. Dann kam ein Geistlicher an die Reihe, der beim Laufen über sein langes Kleid stolperte, was die Lustigkeit der Mädchen vermehrte, die überhaupt ihm gegenüber noch ausgelassener waren.

Als die Spielenden auf einen Wink der Kaiserin die Terrasse aufsuchten, sagte der Geistliche zu Wilhelm, es habe ihn gewiß gewundert, daß ein Mann seines Standes sich dem Vergnügen hingebe; die Kirche sei eine mildherzige Mutter, die gehorsamen Kindern gern eine Kurzweil gönne und auch die Sünde verzeihe, weil sie die Schwachheit des Fleisches kenne. Es sei weich und wonnig an ihrer Brust zu ruhen, wenn es nur jeder versuchen möchte.

Wilhelm sei wirklich hart und kalt wie nordisches Eis, fuhr die Kaiserin fort. Wüßte sie nur, was für eine Sonne sie aufgehen lassen müßte, um ihn zu schmelzen.

Ein Fräulein bemerkte, die gnadenreichen Augen der Kaiserin wären die mächtigste Sonne; was die nicht erwirke, vermöge keine andere.

Für einen jungen Mann sei ein junges Mägdlein mehr wert als die erhabenste Kaiserin, sagte Eleonore lachend.

Wilhelms Augen glitten flüchtig und fast mit Widerwillen über die vom Spiel erhitzten, hochatmenden Fräuleins, die neugierige und verlangende Blicke nach ihm warfen. Die Kaiserin sei zu gütig gegen ihn, sagte er, er sei seit sieben

Jahren verheiratet und kein Junggeselle mehr. Wäre er es aber, so würde er kühn genug sein, seine Huldigung der höchsten unter allen Frauen zu Füßen zu legen und lieber im Anschaun eines unerreichbaren Sternes verschmachten als ein geringeres Glück umarmen.

Die glänzenden Augen der Kaiserin verdunkelten sich, und ihre bräunlichroten Wangen färbten sich tiefer. Er wisse männliche Bescheidenheit so wohl mit ritterlicher Kühnheit zu vereinen, sagte sie, daß keine Dame ihm zürnen könne. Zum Zeichen dessen wolle sie ihm gestatten, sie am folgenden Tage zur Messe zu begleiten.

Er werde sich glücklich schätzen, sie bis zur Kirchentür zu führen, sagte Wilhelm, hinein wage er nicht zu gehen, da er die Gebräuche nicht kenne und zu verstoßen fürchte.

Die Kaiserin warf sich in ihren Sessel zurück und blitzte ihn aus zornigen Augen an. Ihre Güte mache ihn zu dreist, sagte sie. Wenn er sich die Augen nicht verbinden lasse, solle er wissen, daß andere sich auch nicht an der Nase führen ließen.

Wilhelm bat um Verzeihung, wenn er ohne Wissen beleidigt habe. Sein Wunsch sei, ihr zu dienen, soviel er vermöge, nicht ihre Güte zu mißbrauchen. Sie möge ihm, der als Fremdling und Bittsteller am Hofe verweile, ihre Huld nicht entziehen, weil er, unter Pflege der Wissenschaften und zwischen vielen Drangsalen und Kämpfen aufgewachsen, in diesem strahlenden Kreise sich nicht zurechtzufinden wisse. In seinen Augen lag ein Tadel und Vorwurf, der nicht zu seinen Worten stimmte, der aber dazu beitrug, die Zürnende zu entwaffnen. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse und sagte, daß ihr vorhin gesprochenes Wort, hier herrsche kein Zwang außer Amors, gelten und Ernst und Empfindlichkeit verbannt sein sollten.

Im Wallensteinschen Palast, wo er antichambrieren mußte, traf er mit Piccolomini, Colloredo und del Caretto zusammen, die sich lebhaft über die Machinationen der gerade in Bingen versammelten Kurfürsten gegen ihren General unterhielten. Er hätte große Lust, einen Sprung an den Rhein hinüber zu machen, sagte Colloredo, und das Wespennest auszuräuchern. Man müsse es nicht so wichtig nehmen, sagte Piccolomini, das wären nur Bremsen und Schmeißfliegen, die freilich ein edles Schlachtpferd plagten, es aber nicht umbringen könnten. Der General kümmere sich gar nicht darum und habe recht; sie wollten, daß er sein Heer vermindere, daran sei natürlich nicht zu denken, am wenigsten, wenn das Restitutionsedikt erlassen würde, was doch die geistlichen Herren gerade wollten. Was das eigentlich sei, das Restitutionsedikt, fragte Colloredo. Genau wisse er es auch nicht, sagte Piccolomini, es betreffe die Klöster und geistlichen Güter, die die Evangelischen den Katholiken weggenommen hätten und nun restituieren sollten. Colloredo zuckte die Achseln; die Kirche habe ohnehin genug, meinte er; aber ihm sei es schließlich gleich, warum geschlagen würde. Nun, sagte Piccolomini, das sei doch mit Unterschied zu verstehen; aber darin halte er es auch mit Wallenstein, daß er glaube, es könne einer mit jeder Konfession ein redlicher Kavalier und ein Held sein. Dabei wandte er sich mit liebenswürdigem Ausdruck seiner braunen Augen an Wilhelm, sprach von der weltbekannten Tapferkeit der hessischen Fürsten, und wie schön es sein würde, wenn Wilhelm unter Wallenstein die Lorbeeren seines Hauses vermehren wollte. Der junge Landgraf sagte, daß er die Regierung seines Landes habe übernehmen müssen, welches sehr durch den Krieg gelitten habe, und dessen Wiederherstellung er seine ganze Kraft widmen müsse. Piccolomini sprach sein

herzliches Bedauern aus; der Friede sei eine schöne, heilige Sache, sagte er, wenn er auch mit Leib und Seele Soldat sei, so verkenne er das doch nicht. Wallenstein ziele auch auf nichts anderes als den Frieden ab, und der Landgraf werde sehen, wie bereit Wallenstein sein werde, ihm gefällig zu sein.

In der Tat empfing Wallenstein den jungen Fürsten bei aller Majestät verbindlich und vertraulich. Er schätze Wilhelms Verständigkeit hoch, sagte er, und freue sich, daß der leidige Streit nun so weit beigelegt sei. Daß die Entscheidungen des Reichsgerichtes nicht immer der Gerechtigkeit gemäß ausfielen, wisse man ja leider; es zeuge von hoher Einsicht, wenn man sich in das Unabänderliche füge. Auch seien im Verlauf dieses langwierigen Krieges noch manche Veränderungen möglich; der Landgraf solle sich mit ihm vereinigen, um den Frieden herbeizuführen.

Sein Vater sowohl wie er, sagte Wilhelm, ermangelten der Friedensliebe nicht. Der Krieg sei ihnen wider Willen und ohne Schuld ins Land gespielt worden.

Es hange eben nicht alles von ihm und vom Kaiser ab, sagte Wallenstein; er wisse bestimmt, daß Tilly dem kaiserlichen Befehl zuwider in Hessen eingefallen sei, man wisse ja, wer diese alte Marionette tanzen lasse. Nun aber, hoffe er, werde sich ein gutes Vernehmen herstellen lassen. Er perturbiere niemanden in der Religion. Der Kaiser in seiner Gutherzigkeit gebe leider den Jesuiten und Beichtvätern zu viel nach. Diese Leute wollten herrschen, darum müsse man den Daumen darauf halten, die Frömmigkeit sei apart. Ob Wilhelm auch so gelehrt sei wie sein Vater, der Landgraf Moritz? Er, Wallenstein, sei auch ein Liebhaber der Wissenschaften, könne sich ihnen aber wegen des leidigen Krieges nicht so widmen wie er möchte.

Er führte Wilhelm selbst in seinem Palaste umher und zeigte ihm umständlich die prachtvollen Räume, die reiche Einrichtung und die weitläufigen Parkanlagen. Wilhelm betrachtete alles flüchtig mit einem bohrenden Gefühl von Neid und Schmerz. Er könne leider, sagte er endlich, die Schönheiten Prags nicht so recht genießen; die Köpfe der böhmischen Herren, die er am Tore aufgespießt gesehen hätte, verstörten ihm jedes Bild.

Wallenstein zog die Brauen zusammen; im Reich bilde man sich ein, diese Leute wären Märtyrer des evangelischen Glaubens gewesen; das sei aber ein Irrtum. Es wären ungehorsame Vasallen gewesen und mit Recht gerichtet.

Der Kaiser selbst zeichnete Wilhelm so weit aus, daß er ihm Anleitung in dem Kartenspiel Primera gab, das er besonders liebte, und ihn in vertrauliche Gespräche hineinzog. Der Abt Questenberg, der wegen der Eroberung der Norbertischen Gebeine sehr gefeiert wurde, sagte, so wie man den heiligen Nepomuk das rechte Auge der Stadt Prag genannt hätte, könne man nunmehr billig den heiligen Norbert das linke nennen, und es sei Prag erst jetzt im vollen Besitze seines Augenlichtes. Wenn ihm jetzt nur noch ein Wunsch erfüllt würde, setzte der Kaiser hinzu; er habe gehört, in der Abtei Hersfeld befinde sich einer von den Nägeln, mit denen Christus ans Kreuz geschlagen sei. Der Gedanke an diese Reliquie verfolge ihn seitdem überall; ob Wilhelm sie ihm nicht verschaffen könne? Wilhelm sagte, daß ihm nichts davon bekannt sei, daß er aber nachforschen lassen und, falls etwas derartiges vorhanden wäre, es gern dem Kaiser überreichen wolle.

Auch dies Versprechen jedoch führte nicht dazu, daß Wilhelm irgend etwas Tatsächliches erreicht hätte, und mit einem Herzen voll Bitterkeit trat er die Rückreise an. In Nürn-

berg wurde er ehrenvoll begrüßt und beschenkt und hielt gegen die Ratsherren seinen Unmut nicht zurück. In Prag, erzählte er, vernehme man kein klares, deutsches, aufrichtiges Wort, da herrsche spanischer Hochmut und welscher Trug; die Stadt komme einem strangulierten Leichnam gleich, den man prächtig angekleidet und aufrecht hingesetzt habe, um die Vorübergehenden zu täuschen; aber wer offene Sinne habe, spüre den Verwesungsgeruch.

Die Ratsherren sagten, sie wären bisher mit Stillsitzen und Vorsicht leidlich verschont geblieben. Im Jahre 1625 habe Wallenstein im Nürnbergischen Quartier nehmen wollen, da hätten sie sich mit 100000 Gulden losgekauft. Hätten auch in Wien lange deswegen antichambrieren müssen, ja, und dem Aldringen hätten sie noch 1000 Goldgulden persönlich dreingegeben. Inzwischen hätten sie den Bau des neuen Theaters fertiggestellt, das eben jetzt mit einer Tragödie von der Zerstörung Trojas eröffnet werde, welcher Vorstellung beizuwohnen sie Wilhelm einluden.

Das Spiel begann mit der Vermählung der Königstochter Polyxena, die angesichts der bedrängten Burg vollzogen wird. Wie sich der festliche Zug anschickt, zur Einnehmung eines Mahls das Innere des Schlosses aufzusuchen, ertönt ein Schrei der Kassandra, die in visionärem Zustande das Haus vor sich in Flammen sieht und die Luft vom Geheul Sterbender und schneidender Wehklage erfüllt hört. Da die übrigen nichts davon wahrnehmen, schelten sie Kassandra wahnsinnig und schreiten endlich über die sich am Boden Windende hinweg unter dem Klange von Flöten und Zimbeln in die Burg. Das Schlußbild zeigte die Burg in Flammen, wie Kassandra es vorausgesehen hatte, und zwar wurde die Brunst durch ein prächtiges Feuerwerk dargestellt, das zugleich die Anwesenheit des Landgrafen feiern sollte. Nach dem Fallen des Vor-

hangs trat ein Schauſpieler vor und ſprach als Epilog die folgenden Verſe:

Gefallu iſt Troja nun, die Aſche ihrer Pracht
Düngt die entblößte Erd' und fördert wildes Kraut,
Durch das die Schlange kriecht und ihren Klagelaut
Die Eule ſchallen läßt in langer Wüſtennacht.
O jämmerliches End' der blinden Sterblichkeit!
Verhüll' dich doch, o Menſch, und ſuch' den edlen Pfad,
Der aus der morſchen Welt führt in die Ewigkeit,
Wo du friſch auferſtehſt aus Gottes Frühlingsbad.

Unter anderen Fürſten, die ſich nach Prag begaben, um dem dort triumphierenden Kaiſer aufzuwarten, war auch Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg; denn es lag allerlei vor, weswegen er ihn günſtig ſtimmen wollte, namentlich die Klagen ſeiner beiden Brüder, daß er auch in den kleinen, ihnen gebliebenen Landesteilen zwangsweiſe die katholiſche Religion einführen wollte. Auf dem Wege dorthin beſuchte der Pfalzgraf, nunmehriger Herzog von Jülich, das berühmte Karlsbad, wo viele Perſonen des hohen und höchſten Adels namentlich von Podagra, Magenſchwäche und Leberübeln Heilung zu ſuchen pflegten. Damals hielten ſich zwar wegen der vorgerückten Jahreszeit nur noch wenige Kranke dort auf, und als der Herzog des Nachmittags zur Quelle hinunterſtieg, um das Waſſer zu ſchmecken, ſah er nur ein paar Männer und eine alte, von zwei Mägden geſtützte Frau dort, welche ihre Gläſer empfingen. Von dieſen ſetzten ſich einige auf eine oberhalb der gefaßten Quelle angebrachte Bank, um aus gläſernen Röhren den Trunk auszuſchlürfen, während andere dabei die mit Ulmen und Eſchen beſäumte Straße auf und ab gingen. Wie der Herzog die Stufen hinaufſchritt, ſah er neben ſich ein bekanntes Geſicht,

nämlich das des Jesuiten Reihing, der ihn vor mehr als zehn Jahren im katholischen Glauben unterwiesen hatte, und für den er aus diesem Grunde Verehrung und Dankbarkeit hegte. Das sei ihm eine besondere Freude, sagte er, dem Ehrwürdigen Vater wieder zu begegnen, der ihm mit seiner Wissenschaft und Beredsamkeit gleichsam die goldene Pforte zu irdischer und himmlischer Glückseligkeit geöffnet habe. Zwar tue es ihm leid, daß der Ehrwürdige Vater seinen Körper pflegen müsse, er sei auch etwas mager und gelblich geworden; aber er zweifle nicht, daß seine Gottseligkeit und der Brunnen ihm bald wieder zu erwünschter Gesundheit verhelfen würden.

Reihing, der sich anstrengen mußte, um mit dem Herzog Schritt zu halten, sagte, zwischendurch tief atmend, ganz andere Gefühle habe des Herzogs Anblick in ihm erregt, ja, wenn er ganz aufrichtig reden dürfe, sei es ihm gewesen, als schlüge die Stunde des Jüngsten Gerichtes, und seine Ankläger fingen an vor Gott aufzuziehen, um gegen ihn zu zeugen. Ob es dem Herzog noch nicht bekannt sei, daß er inzwischen den Weg zur Wahrheit gefunden und Professor der evangelischen Theologie in Tübingen geworden sei?

Das habe er freilich nicht gewußt, sagte der Herzog, die Brauen faltend, und könne es auch fast nicht glauben. Er, Reihing, der ihm die herrlichen Dogmen des katholischen Glaubens so unwiderleglich bewiesen habe, daß seine Zweifel wie Schnee an der Maisonne dahingeschmolzen wären!

Ach, dieser Schnee wäre schon recht weich und flüssig gewesen, sagte Reihing. Sie waren inzwischen oben angelangt, der kühle Wind erfaßte ihre schwarzen Mäntel und blies sie hoch auf, so daß Reihing, der das Glas in der einen Hand hielt, Mühe hatte, den seinigen um sich zusammenzufassen.

Doch entsinne er sich noch wohl, fuhr er fort, mehrerer Sätze, die der Herzog ihm entgegengehalten habe, und die er,

Reihing, geschwind und lächelnd widerlegt habe, etwa wie eine Magd mit dem Besen Staub beiseitefege. Mit Blindheit sei er geschlagen gewesen, daß er die edlen, lauteren Wahrheitsgoldkörner nicht habe schimmern gesehn, die Gott ihm vor die Füße gerollt habe, um ihn zu sich zu locken.

Das sei eine wunderliche und fast ungebührliche Rede, sagte Wolfgang Wilhelm mit hervorbrechendem Ärger. Er wisse nicht mehr, was er damals ausgekramt habe, es werde die ungegorene Prädikantenweisheit gewesen sein, die man ihm leider in der Jugend eingegeben habe, augenverblendende Scheinwahrheit, mit der die Ketzer ihre Irrtümer herauszuputzen pflegten. Daß er sie beredt genug vorgetragen habe, möge wohl sein; das verbitte er sich aber, daß Reihing deswegen seinen Abfall gleichsam ihm, dem Herzog, zuschiebe.

Ach nein, das tue er gewiß nicht, sagte Reihing; denn er sei so verstockt gewesen, daß die Worte ihm damals wie Erbsen oder Kieselsteine ins Ohr geflogen, nicht wie göttlicher Laut bis in die Seele gedrungen wären, und das möge daran gelegen haben, daß ihm seit seiner Kindheit die katholische Lehre mit Hämmern eingeklopft sei, so wie man Ornamente ins Metall schlage, daß sie in seine Natur selbst eingefleischt gewesen wäre. Die Wahrheit habe ihm noch so licht ins Auge strahlen mögen, daß das die Sonne sei, das wäre ihm niemals eingefallen. Erst als er einmal krank gewesen sei und nachdenklich im Bette liegend die Vergangenheit vor sich aufgerollt habe, da sei das Angewöhnte von ihm abgefallen und der unverfälschte Geist in ihm wiedergeboren, und da sei vieles, was er früher gedankenlos gehört habe, bedeutungsvoll in ihm aufgegangen.

Krank möge er wohl sein, sagte der Herzog, das sehe man ja auch, und er verhoffe nur, daß ihm mit der Gesundheit auch der Glauben und der rechte Verstand wiederkomme.

Da die Wandelnden in diesem Augenblick umkehrten, sauste ihnen der Wind mit einem Schwall brauner Blätter entgegen, so daß der Kranke, sein Gesicht mit dem Mantel bedeckend, nicht sofort antworten konnte. „Der Mensch hofft, solange er lebt," sagte er endlich; „aber unter dem Hoffen ist es mir, als würde ich keinen Frühling hienieden mehr sehen, und ich fürchte sehr, daß diese Todeskrankheit eine Strafe Gottes für meine Sünden ist, die ich, wenn auch ohne Wissen und Wollen, auf mich geladen habe." Wenn er daran denke, fuhr er fort, wieviele Seelen er mit seiner flinken Zunge und seiner prasselnden Eloquenz von der Wahrheit weg auf den Pfad des Aberglaubens und der Heuchelei verführt habe, so müsse er verzagen. Wenn er nachts schlaflos liege, so kämen sie oft alle und kreisten um sein Bett als elende Schatten, die aus dem Hades ihrer nichtigen Gottlosigkeit stiegen und ihre Seele von ihm forderten.

Er sehe nun wohl, sagte der Herzog, daß er ein echter, rebellischer Ketzer geworden sei, und es nehme ihn nicht wunder, daß Gott ihn strafe.

Strafe leide er gern, sagte Reihing, und könnte er dadurch das vielfache Unglück, das er angerichtet hätte, ungeschehen machen, täte er es noch lieber. Ach, wenn er ja nur einzelne Seelen in den Irrtum gezogen hätte! Aber nein, Fürsten und Herren wären es gewesen, die hernach ihre Untertanen ins Elend verstoßen oder gewaltsam zu Abtrünnigen gemacht hätten. Das sei ja die jesuitische Mode, die Armen wären ihnen zu gering, sie machten sich an die Regenten, damit es besser erkecke. Ach, wenn es ihm nur verliehen wäre, den Sinn des Herzogs zu bewegen! Der Herzog hätte ja damals seinen Verstand und seine Gelehrsamkeit so hoch gerühmt: wenn er ihm doch noch einmal sein Ohr öffnen wollte!

Allerdings, sagte der Herzog scharf, habe er damals Reihings Gelehrsamkeit gerühmt und seine Sätze sich so eingeprägt, daß er sie jetzt noch wiederholen könne. Der Same, den Reihing damals ausgestreut habe, sei bei ihm aufgegangen und habe Blüten und Früchte erzeugt, die er nun Reihing auftischen und die ihm vielleicht zur Wiedererlangung von seiner Seele Gesundheit dienen könnten. Gott habe vielleicht diese Begegnung gefügt, damit er, der Herzog, Reihing die einst von ihm empfangene Guttat wieder erweise. In Erinnerung daran wolle er der Lästerungen, die Reihing ausgestoßen habe, nicht gedenken, doch müsse Reihing auch in sich gehen und seine Ermahnungen annehmen.

Reihing schüttelte traurig den Kopf. Lieber wolle er jede Marter leiden, sagte er, als den Unrat wieder fressen, den er einmal von sich gegeben; es kröche ja auch eine Schlange nicht wieder in die abgestreifte Haut. Sterben müsse er ohnehin, müsse alles lassen, seine Freunde und Schüler, seine Bücher, sein liebes Weib. Er gehe nicht mehr nach irdischem Vorteil oder Schaden, er tue nur noch was Gott und der Wahrheit zunutze komme.

Ein Weib habe er auch? fragte der Herzog zornig errötend. Nun sehe er, aus welcher Quelle Reihing seine Wahrheit geschöpft habe! Der Aberglaube, den er verfolge, sei die Ehelosigkeit, und die reine Lehre, die er erkannt habe, sei die Fleischeslust!

In das gelbe Gesicht des Kranken stieg ein flüchtiges Rot; das habe er öfters hören müssen, sagte er, und könne keine Beweise dagegen bringen, außer wenn man ihm zuhörte und finde, daß er das Evangelium durch und durch studiert und seinen Geist mehr als sein Fleisch geweidet habe. Er atmete schwer beim Sprechen und blieb einige Schritte hinter dem rüstig und unmutig vorwärts eilenden Herzog zurück. Ob

der Herzog die Gnade haben möchte, fragte er, auf einer Bank mit ihm auszuruhen? er könne nicht weiter.

Nein, sagte der Herzog, während er von Reihing weggewendet in die Landschaft hinaussah, das könne er nicht, da er seine Reise morgen in der Frühe fortzusetzen gedenke; auch sehe er nicht, was für Ehre oder Nutzen das Gespräch ihm bringen sollte in Anbetracht von Reihings Verstocktheit.

Die braunen Wälder auf den Bergen und in den Tälern bogen sich mit schwerem Rauschen, als reiße der Wind die Erde unaufhaltsam mit sich; von der späten Sonne riß er die schrägen Strahlen wie gelbe Blätter und jagte sie weit über den durchsichtigen Himmel und die flutenden Hügel.

Es tue ihm leid, sagte Wolfgang Wilhelm, indem er sich gerade aufrichtete und den Arm in die Seite stemmte, daß er Reihing sein Wohlwollen entziehen müsse; indessen wolle er aus fürstlicher Großmut und christlicher Barmherzigkeit für seine Seele beten.

Reihing dankte für des Herzogs guten Willen und sagte, daß er das Gebet von Herzen erwidre. Für sich selbst pflege er zu beten, daß Gott ihm die Tränen und den Untergang der vielen Unschuldigen nicht anrechne, die der Herzog von Haus und Hof getrieben oder des Glaubens ihrer und seiner Väter beraubt habe.

Zur Zeit als Wolfgang Wilhelm die Regierung im Herzogtum Jülich antrat, rief er die Spanier ins Land, die unter anderen Festungen auch das protestantische Wesel besetzten. Dieser tapferen Bürgerschaft wurde jedoch Religionsfreiheit zugesichert, woran sich der Kommandant, der ein ehrlicher Offizier war, einstweilen auch hielt. Im Jahre 1625 jedoch rückten die Kapuziner ein, denen die Jesuiten und im Jahre 1628 die Prämonstratenser folgten, welche auf Grund ge-

wisser alter Rechte eine Pfarrkirche für sich verlangten. Dem widersetzte sich die Bürgerschaft, der Geistliche weigerte sich, den Schlüssel zum Kirchenportal auszuliefern, und auch die Schmiede, die es gewaltsam öffnen sollten, erklärten einstimmig, zu solchem Schelmenstück ließen sie sich nicht gebrauchen. Vor der Kirche drängten sich katholische Geistliche verschiedener Orden, Bürger und spanische Soldaten, deren Oberster auf einen herbeigeschleppten Schmied einredete, er solle gehorchen, er könne ein schönes Stück Geld dabei verdienen, tue er es nicht, so werde sich ein anderer willig finden lassen. Er solle es nur versuchen, lachte der Schmied, es sei kein Verräter in seiner Zunft. Der Offizier wurde zornig und befahl seinen Leuten, den widersetzlichen Kerl zu zwingen, nötigenfalls ihm den Kopf vom Rumpfe zu schlagen. Als der Schmied die mageren spanischen Soldaten auf sich zukommen sah, reckte er hohnlachend seine breite, stämmige Gestalt, durch die Bürgerschaft ging drohende Bewegung, und ein Auflauf schien sich vorzubereiten, als der pfalzgräfliche Kommissar Johann Heinrich Schall von Bell auf dem Platze erschien und Ruhe gebot. Der spanische Offizier erstattete Bericht, worauf ein Magistratsherr vortrat und sich auf die Kapitulation berief, wonach der Bürgerschaft alle ihre Kirchen unangetastet verbleiben sollten. Ein wenig keuchend, denn er war dickbäuchig, und mit tiefer Stimme begann der Kommissar: „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis, das heißt die Erde dreht sich, und die Verträge ändern sich nach Zeit und Gelegenheit.“ Er wurde jedoch durch den Kommandanten unterbrochen, der inzwischen auch benachrichtigt worden war und erklärte, um die Kirchen bekümmere er sich nicht, aber das sei sein fester Wille, daß keine Gewalt gegen die Bürgerschaft gebraucht werde, weil er sein Wort darauf gegeben habe. Schall von Bell nahm noch

einmal das Wort, um dem Schmied nachdrücklich und rotunde zu befehlen, er habe das Portal bei Leibes- und Lebensstrafe und mit Hintansetzung seines breitspurigen Trotzens zu öffnen; da aber der Kommandant die Soldaten abrief und ihnen verbot, sich in dieser Sache weiter gebrauchen zu lassen, blieb der Schmied ungekränkt und das Portal einstweilen ungeöffnet. Die Angelegenheit wurde dadurch erledigt, daß sich nach langem Suchen ein katholischer Messerschmied, namens Anton Götz, fand, der, aus Belgien flüchtig, sich in Wesel niedergelassen hatte, und der nicht ohne Furcht vor der Rache seiner Mitbürger, unter dem Mantel der Nacht den gewünschten Dienst leistete.

Wie sehr es Wilhelm von Hessen danach verlangt hatte, seine Frau wiederzusehen, wurde sein Herz doch schwerer, je mehr er sich der Heimat näherte. Da harrte seiner die alte, kleinliche Drangsal: seine Stiefmutter verlangte Geld, seines Vaters Dürftigkeit klagte ihn an, ohne daß er helfen konnte, und er selbst stieß mit jedem Wunsch auf die Schranke des Geldmangels. Fast mußte er es sich zur Sünde anrechnen, wenn er ein Buch lesen oder Musik hören oder mit seiner Frau auf die Jagd gehen wollte. Am liebsten hätte er den Besuch bei seinem Vater hinausgeschoben; aber sowohl sein Herz wie sein Gewissen und kindliche Gewöhnung trieben ihn zu dem ohnmächtigen und doch gefürchteten Einsamen.

Moritz saß in Melsungen, wohin er sich zurückgezogen hatte, in einem trotz des draußen blühenden Sommers trüben und frostigen Zimmer neben einem mit Büchern und Schreibereien bedeckten Tische. Auf einem Schemel neben ihm saß sein Sohn Moritz aus zweiter Ehe, zum Andenken an den frühverstorbenen Bruder so benannt. Er hatte als

Kind oft gehört, daß er dieſem nie gekannten Bruder, der zwölfjährig in den Armen des Vaters geſtorben war, ähnlich ſehe; denn es ſchmeichelte Julianen, wenn ihre Kinder mit den Kindern der durch ihre Schönheit berühmten Agnes verglichen wurden; und nichts hatte ihn ſo beglückt, als wenn der Landgraf liebkoſend zu ihm ſagte, in ihm ſei ſein Moritz, der gehorſamſte und liebſte von ſeinen Söhnen, ihm wiedergeboren. Er hielt ſich jetzt viel bei ſeinem Vater in Melſungen auf, und wenn er bemerkte, daß die Schwermut ihn überkam, und er, wie von einer magiſchen Kraft gebannt, auf einen Punkt zu ſtarren begann, nahm er ſeine Laute, griff ein paar Akkorde und ſang mit leiſer Stimme einen Pſalm oder eine von des Landgrafen eigenen Kompoſitionen aus früherer Zeit; denn er hatte beobachtet, daß Muſik den unheilvollen Zauber löſte und zuweilen ſogar die qualvollen Augen feucht machte.

Bei Wilhelms Eintritt ſprang der junge Moritz auf und begrüßte ſeinen Halbbruder mit zärtlicher Umarmung. Der alte Landgraf erwiderte Wilhelms Gruß kaum, und als er erzählen wollte, was er in Prag ausgerichtet habe, unterbrach er ihn mit der Hand; er wolle zuerſt von dem ſprechen, was unterdeſſen zu Hauſe vorgefallen ſei, ſagte er, Wilhelm ſcharf ins Auge faſſend. Dieſer ſagte errötend, er könne ſich denken, daß ſein Vater auf Wolfgang Günter anſpiele: er habe getan, was in ſeiner Macht geweſen ſei, den Prozeß zu verhindern; aber er ſei doch kein Sultan, daß er die Juſtiz aufhalten könne.

Juſtiz! ſagte Moritz höhniſch; eine ſchöne Juſtiz, wenn die Raubtiere den treuen Hofhund zerriſſen.

Gerechte Richter wären es gewiß nicht, ſagte Wilhelm; aber deshalb dürfe er ſich doch nicht zum Richter machen. Wenn er den Rittern ihr Opfer entreißen wollte, ſo könne er gleich abdanken wie ſein Vater.

So ſolle er es in Gottes Namen tun, rief Moritz, ehe daß

er ihn zum wortbrüchigen Verräter machte. Die Mordbrenner hätten den redlichen alten Mann auf die Folter gespannt und seine grauen Haare mit Branntwein begossen und angezündet. Er wolle den Greuel nicht auf seiner Seele; das müsse Wilhelm verantworten.

Wilhelm sah entsetzt in seines Vaters abgemagertes, verzerrtes Gesicht. Ach, er habe ja das Regiment nicht gern auf seine Schultern geladen, klagte er. Gott sei sein Zeuge, daß ihm davor gebangt und gegraut habe. Der Adel habe seine Abwesenheit benützt, um seine Rache an Günter zu kühlen, das sei nicht mit seiner Zulassung geschehen. Gott könne es ihm nicht anrechnen, und sein Vater dürfe es ihm nicht vorwerfen.

So wolle er die Schuld auf ihn wälzen? fragte Moritz.

Wilhelm ging die Hände ringend in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Er wisse es ja nicht, jammerte er, ein jeder erfülle sein Verhängnis. Er treibe ja selbst dem Abgrunde zu und wisse nicht warum.

Die Augen des Landgrafen fingen wieder an zu erstarren. „Die Menschen sind Tiere", sagte er, „und zerreißen einander. Wehe demjenigen, in dessen Kopfe ein Funken Geist brennt und die Tragödie beleuchtet."

Wallenstein war in Gitschin, und sein Landeshauptmann erstattete ihm Bericht über den Fortgang der öffentlichen Angelegenheiten. Der Bau des Jesuitenklosters sei nicht so schnell fortgeschritten, weil zehn bis zwanzig Maurer, die aus dem Friaul zugezogen wären, keine Unterkunft in Gitschin gefunden hätten. Das dürfe nicht vorkommen, sagte Wallenstein; es sollte augenblicklich eine neue Straße angelegt und dort Häuser nach einer gewissen Bauordnung errichtet werden; keines dürfe weniger als zwei Zimmer haben. Es solle

aber beachtet werden, daß die Häuser durch Heizen ausgetrocknet würden, bevor man sie beziehe, sonst gebe es Seuchen. Ob das Armenhaus schon eingerichtet sei?

Der Landeshauptmann sagte, daß er schon Beamte im Auge hätte, die dazu tüchtig wären; er wisse aber noch nicht, was des Herzogs Wille in bezug auf das Gehalt und die Beköstigung sei, und worauf das Geld angewiesen werden solle.

Der Herzog erteilte seine Befehle und sagte, es sei sein Wille, daß eine gute, gerechte Ordnung gehandhabt, und daß jeder Arme, der dort aufgenommen sei, leidlich ernährt werde. Bettler wolle er nicht haben; die welche wegen Alter oder Krankheit nicht mehr arbeiten könnten, müßten versorgt werden. Es müsse auch immer ein Priester vorhanden sein, den alten Leuten das Abendmahl zu reichen. Evangelische dürften nicht aufgenommen werden, er hoffe auch, es ließen sich auf seinem Gebiete keine mehr betreffen.

Es habe sich einmal ein Prädikant eingeschlichen, sagte der Landeshauptmann, und habe auch einigen Zulauf bei den Bauern gehabt. Er habe ihn aber festnehmen und heimlich bei Nacht über die Grenze schaffen lassen.

Er hätte ihn lieber aufhängen sollen und ein paar Bauern dazu, sagte Wallenstein. Unter den Religionsumtrieben leide Handel und Gewerbe, da müsse vorgebeugt werden.

Nachdem diese Geschäfte abgetan waren, wandte sich Wallenstein zu Briefen von verschiedenen Astrologen, welche die Nativität Gustav Adolfs betrafen. Die Ausführungen stimmten in ihrem Ergebnis ziemlich überein: der Betreffende, hieß es, sei sanguinischer Komplexion, fröhlich, leutselig, zutraulich, doch nicht ohne Verschlagenheit, waghalsig, nach hohen Dingen strebend. Seine Laufbahn gehe steil aufwärts, solange er lebe, werde sein Glanz alles über-

blenden. Er sei unbesiegbar und könne nur durch sich selbst fallen. Wallenstein verfolgte aufmerksam die sämtlichen Berechnungen und Schlüsse, schob dann die Papiere zurück, trat ans Fenster und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Es schien ihm in diesen Horoskopen angedeutet, daß das Leben des Königs nicht lang sein würde; aber lebte er auch nur noch zehn Jahre, so war die Frist für einen solchen Mann groß genug, um den Erdkreis umzuwenden. Ihm, Wallenstein, schienen danach nur zwei Möglichkeiten zu bleiben: entweder daß er selbst dies Leben, das ihn beschatten wollte, heimlich abriß, oder daß er den aussichtslosen Kampf aufgab und den Untergang des jähen Sterns erwartete. Sein Kopf sank im Nachsinnen so tief herab, daß er fast die Platte des Tisches berührte; plötzlich jedoch richtete er sich gerade auf, erhob sich und ging wieder an das Fenster. Kämpfen wollte er; sonst hätte er nicht weiterleben mögen. Wenn er wollte, so fände sich eine Mörderhand, die die Gefahr mit Dolch oder Gift beseitigte, dies Mittel wollte er aber nur wählen, wenn kein anderes verfinge. Zuvor gab es andere, deren er mächtig war, und diese überblickte er nun.

Wenn er sich zum König von Dänemark machte, so war er des Schweden Nachbar und hatte eine Flotte, mit der er den Kyklopen auf seiner Insel überfallen konnte. Es würde zwar nicht ausbleiben, daß Neid, Eifersucht und Widersetzlichkeit wie ein Schwarm stechender Bremsen sich auf ihn würfe, und die Ungelegenheit war das kleine nordische Land am Ende nicht wert. Noch hatte er nicht einmal das Reich in seiner Hand, wie durfte er vorher darüber hinausgreifen? Hatte er einmal das ganze Reich fest, so fiel ihm wohl das kleine Anhängsel von selbst zu; dann würde sein Wort die deutsche Küste von Amsterdam bis Danzig in eine Mauer verwandeln, die kein Pirat des Nordens je übersteigen sollte.

Er schrieb an Arnim, der sich in Pommern einquartiert hatte, er solle unverzüglich alle pommerschen Meerhäfen besetzen und die schwedischen Schiffe verbrennen. Beides sei hochwichtig, und er solle es sich mit aller Kraft angelegen sein lassen. Es liege mehr daran, als sich brieflich sagen lasse; durch nichts solle er sich von diesem Befehl abwenden lassen, er werde mit seiner bekannten Prudenz schon wissen, wie er es anzustellen habe.

Arnim dachte bei sich, es sei leicht, dergleichen von Böhmen aus zu befehlen; aber zustande kommen werde er schon damit, und schritt ohne Zögern zur Ausführung. Er schickte einen Boten an den Rat von Stralsund ab, sie sollten kaiserliche Besatzung aufnehmen und, da der Kaiser Geld benötige, 150000 Taler auszahlen. Dabei fiel ihm ein, daß die Stralsunder reiche Handelsleute wären, und daß er die Gelegenheit benützen könne, um seinen Hofstaat auf ihre Kosten in besseren Stand zu setzen, forderte also außerdem für sich einen großen Posten Gold- und Silberzeug, Stoffe und Bänder; da sie ihm doch als Krämer etwas herunterhandeln und abzwacken würden, dachte er, sei es besser hoch zu greifen.

Die Stralsunder Ratsherren, die bereits von der Annäherung des kaiserlichen Heeres in Kenntnis gesetzt waren, erwogen bedächtig die Forderungen und waren im allgemeinen der Ansicht, widersetzen könne man sich dem Kaiser nicht geradezu, eine Besatzung aufzunehmen sei aber auch nicht rätlich. Sie wollten dem Kaiser die Hälfte der von Arnim verlangten Summe, dazu ihm selbst noch ein ziemliches Handgeld offerieren und sich wegen der Besatzung unvorgreiflich entschuldigen, so werde er wohl gutwillig wieder abziehen. Diese Herren zielten ja bekanntlich oft nur darauf ab, sich den Beutel zu füllen.

Als von Arnim die Botschaft zurückkam, mit dem Gelde

wolle er sich einstweilen begnügen, kaiserliche Besatzung müsse die Stadt aber zum Zeichen des Gehorsams aufnehmen, geriet der Rat in ernstliche Verlegenheit und neigte zu der Ansicht, es sei besser sich zu fügen, als in das Kriegswesen hineingezogen zu werden.

Dadurch daß sie Besatzung aufnähmen, sagte der Bürgermeister Steinwieg, entgingen sie dem Kriegswesen nicht, setzten aber die Reichsfreiheit aufs Spiel. Das sei eine ernstliche Sache. Auf der Freiheit beruhe der Stadt Kraft und Glück, er habe die Pflicht, das Kleinod zu wahren.

Was die Reichsfreiheit betreffe, meinten die Räte, sei es immer bedenklich darüber zu diskurrieren, untersuche man sie erst einmal, so finde man immer brüchige Stellen. Könne man jetzt durch Nachgiebigkeit stillschweigend durchschlüpfen, so fahre man am sichersten.

Steinwieg war anderer Meinung: er wolle die Reichsfreiheit nicht auf Pergamente und Briefe stützen, sondern auf Fakta und die eigene Kraft. Das sei gewiß, daß die Stadt niemals eine Besatzung in ihren Mauern gehabt habe, weder des Kaisers noch anderer Potentaten, und so müsse es bleiben.

Während der Rat noch in der Beratung war, meldeten sich Abgesandte des Herzogs von Pommern mit einem freundlichen Gruß ihres Herrn: derselbe sei von dem Ansuchen des Arnim unterrichtet und nehme sich die schwierige Lage der Stadt väterlich zu Herzen. Er könne wohl voraussehen, wie ungern sie die wilde Soldateska bei sich leiden würde, und er stelle ihr deshalb das wohlmeinende Anerbieten, sie solle ein paar Fähnlein herzoglicher Söldner bei sich aufnehmen, die würden dem Kaiser als Sicherheit und Bürgschaft dienen und zugleich die Stadt vor weiteren Anmutungen schützen. „Da stehen wir wie die Lämmer", sagte einer des Rates

seufzend, „zwischen Wolf und Fuchs und wissen nicht, ob die spitzeren Zähne oder der größere Rachen mehr zu fürchten sei.“ Ein anderer meinte lachend, der Herzog habe überhaupt keine Zähne mehr, wie auch sein Magen nicht mehr gut verdauen könne; wogegen wieder ein anderer zu bedenken gab, dafür sei der Herzog nah bei der Hand, der Kaiser aber weit ab und also weniger gefährlich. Das beste sei, sagte der Bürgermeister, daß sie keine Lämmer wären, sondern Männer, die sich vorsehn und sich wehren könnten. Man solle dem Kaiser und dem Herzog geben was ihnen gebühre, nicht mehr, und es sei immerhin möglich, damit durchzukommen.

Eines Morgens um die Mitte des Februar drängte ein Haufe von Schiffern, Bootsleuten, Lastträgern und anderen Hafenarbeitern zum Rathause, und einige stürmten die Treppe hinauf und pochten an das Ratszimmer, wo um diese Zeit nur wenige Herren anwesend waren. Es seien, meldeten die Aufgeregten, auf einem Kahn ein paar Männer vom Dänholm herübergefahren, die hätten erzählt, wie während der Nacht kaiserliche Truppen gelandet wären und die Insel besetzt hätten. Widerstand hätten sie nicht leisten können, da sie zu wenige und ohne Waffen gewesen wären; auch hätten die Soldaten gesagt, sie kämen auf Befehl des Kaisers und mit Einverständnis des Rates. Wer scharfe Augen habe, könne vom Hafen aus die Soldaten auf der Insel manövrieren sehen.

Die Ratsherren schickten die Leute mit guten Worten heim und machten sich dann nach dem Hafen auf, um die Sache selbst in Augenschein zu nehmen. Der Marktplatz war von Menschen erfüllt, aus deren Mitte mancher böse und mißtrauische Blick auf die Herren fiel, die sich stellten, als bemerkten sie es nicht, freundlich nach rechts und links

grüßten und den kürzesten Weg zum Hafen einschlugen. Bei Nacht hatte es leicht gefroren, der Morgen war neblig kalt und von grauem Gewölk überhangen. Schwere schwarze Wellen schlugen klatschend an die Mauer, auf der Männer, Frauen und Kinder saßen und schwatzend und mit den Fingern zeigend nach dem Dänholm hinübersahen. Als die Ratsherren erschienen, machte man ihnen Platz, worauf sie die Hände um die Augen rundend und sich über die Mauer biegend gleichfalls nach der Insel blickten.

Bald darauf traf, von lautem Zuruf begrüßt, Bürgermeister Steinwieg ein, hielt Umschau und sagte dann mit vernehmlicher Stimme: es sei allerdings an dem, daß der kaiserliche Feldherr den Dänholm besetzt habe. Dies sei aber ohne Vorwissen der Ratsherren geschehen, die darein niemals gewilligt haben würden; denn der Dänholm sei der Riegel der Stadt und es dürfe niemand, nicht einmal der Kaiser, darangelassen werden. Man werde Vorsorge treffen, um dem entstandenen Schaden abzuhelfen, inzwischen solle jeder seiner Arbeit nachgehen; ob sie ihm vertrauten, daß er der Stadt Heil mehr als sein eigenes wahren werde? Dies bestätigte freudiges Geschrei, indessen war die Erregung doch zu groß, als daß die Leute still in ihren Häusern hätten bleiben mögen. Den Ratsherren war nicht wohl zumute; Arnims Untreue liege nun klar zutage, sagten sie, weder mit schönen Worten noch mit Geld lasse er sich abspeisen; auf der anderen Seite zeige sich, was für ein rebellischer Geist im Pöbel wohne, vor dem müsse man das Türlein noch fester schließen als vor dem Kaiser.

Noch am selben Tage erschien eine Abordnung der Zünfte auf dem Rathause: es sei ihnen wohlbekannt, daß kürzlich ein Brief des Dänenkönigs eingetroffen sei, der der Stadt mit Geld und Soldaten gegen das Wallensteinische Heer

auszuhelfen sich erbiete, damit sie den heiligen evangelischen Glauben schützen könne. Ob der Rat diese Hilfe anzunehmen oder auszuschlagen im Sinne habe? Die Bürgerschaft wolle ihren Glauben, das teuerste Gut, das die Vorfahren ihnen hinterlassen, nicht preisgeben, noch sich das teuflische päpstliche Joch aufschnallen lassen.

Um den Glauben gehe es einstweilen nicht, wurde erwidert, den würde der Rat zu konservieren wissen. Was den Dänenkönig betreffe, so sei es hochbedenklich, sich mit fremden Monarchen zu verstricken, die Stadt würde sich dadurch sowohl dem Kaiser wie dem Herzog von Pommern verdächtig machen.

Auch Steinwieg war der Ansicht, den Dänen dürfe man nicht einschleichen lassen, er schiele ohnehin beständig nach der deutschen Küste, ob nicht ein Loch im Zaune sei. Freilich, ob sie sich allein gegen Wallenstein halten könnten, sei zweifelhaft; am Ende bleibe nichts anderes, als miteinander unterzugehen.

So weit wollten sie es denn doch nicht kommen lassen, riefen die Ratsherren entrüstet, dazu sei auch keine Ursache vorhanden. Sie könnten ja immer noch mit Arnim akkordieren, den trotzigen Bürgern bekomme es ganz wohl, wenn ihnen ein eisernes Gebiß ins Maul gelegt würde.

Im Zunfthause der Schiffsleute, welches am Hafen lag, kamen allabendlich die unzufriedenen und aufgeregten Männer zusammen und schimpften: die Reichen hielten es mit den Papisten und wollten sie allesamt in die katholische Knechtschaft bringen. Sie ließen sich vom Kaiser goldene Ketten und Ehrentitel schenken, sie, die armen Bürger, müßten die Kosten bestreiten. Die Einquartierung würde auch sie treffen, das wisse man wohl, daß die Reichen sich nichts abgehn und sich nichts auflegen ließen. Sie wollten

sich aber nicht verkaufen lassen und ihre unsterbliche Seele noch weniger. Ehe sie die papistischen Soldaten ins Haus ließen, wollten sie kämpfen und ihr Blut Tropfen für Tropfen vergießen.

Sie fuhren auch auf das Meer und beschossen die kaiserliche Besatzung auf dem Dänholm, worüber der Rat dermaßen erschrak, daß er sich bei Arnim entschuldigte, es sei ohne sein Vorwissen geschehen, und um ihn zu begütigen auf einen Vertrag einging, nach welchem Arnim den Dänholm behalten und noch 30000 Taler dazu geliefert bekommen sollte. Obendrein verkaufte der Rat ihm noch einige Kanonen, die der Stadt gehörten und auf der Mauer am Hafen drohend aufgepflanzt waren.

Damit die Bürgerschaft beim Fortschaffen der Kanonen nicht Argwohn schöpfe, beschloß der Rat, sie vor Tagesgrauen auf Karren mit umwickelten Rädern laden und in der Stille aus der Stadt fahren zu lassen; aber die Sache war ruchbar geworden, und so kam es, daß die Straßen in aller Frühe schon von Menschen erfüllt waren. Die Ratsboten wußten nicht recht, ob sie angesichts der drohenden Volksmenge doch zum Werke schreiten sollten, worüber die Zeit verfloß, so daß die Sonne schon in winterlich gelbem Scheine aufging, als die dazu Beauftragten sich anschickten, die Kanonen auf die Wagen zu schaffen. Sie kamen jedoch nicht weit damit; denn ein paar handfeste Männer ergriffen sie bei den Armen und fragten, was mit den Kanonen geschehen solle. Die Leute sagten, das wüßten sie nicht, es gehe sie auch nichts an, soviel sie gehört hätten, wären die Kanonen verkauft. Verkauft! schrie das erboste Volk, ja, sie selber wolle man verkaufen! Die Kanonen gehörten der Bürgerschaft, wären das Wahrzeichen und Heiligtum des Hafens, sie wollten lieber Weib und Kind als die Kanonen

verlieren. Unterdessen hatte sich einer der Ratsboten fortgeschlichen und einige Ratsherren von dem Auflauf in Kenntnis gesetzt, die nun so schnell sie konnten nach dem Hafen liefen, um die Ordnung herzustellen. Vom Meere blies ihnen der Nordwind entgegen und blähte ihre schwarzen Mäntel hinter ihnen auf, und während sie sich mit Anstrengung dagegen stemmten, schrien sie, um sich in dem Getöse von Wind und Wasser vernehmlich zu machen, wer da Aufruhr und Ungehorsam anzettele, dem werde es teuer zu stehen kommen. Gleichzeitig winkten sie den Knechten, die Kanonen vollends aufzuladen; sowie sich diese aber losmachen und zugreifen wollten, wurden sie von vielen Händen aufs neue festgehalten, die Hebebäume, mittels deren sie die Kanonen bewegen wollten, wurden ihnen entrissen, braune Arme reckten sich gewaltig in die Luft und ein Geschrei erscholl: Verrat! Verrat! Ins Wasser mit den Kanonen! Bevor die Ratsherren sich recht besinnen konnten, hörten sie ein donnerndes Plantschen, das Meer, das das eiserne Opfer verschlungen hatte, sprang steil an die Mauer hinauf und überspritzte die jauchzende Menge nebst den Ratsherren mit einem Guß eiskalten Wassers.

Wallenstein empfand es mit Ungeduld, daß die Bewältigung der Stadt so lange Zeit erforderte. Er möge es nicht leiden, schrieb er an Arnim, daß die rebellischen Schelme sich ungestraft widersetzten; eine Besatzung müsse die Stadt aufnehmen, Arnim solle seine ganze Dexterität dazu aufwenden und, wenn es nicht anders möglich sei, die äußersten Mittel gebrauchen. Um so ärgerlicher war es für Arnim, daß er, anstatt dem Ziele näherzukommen, durch Stralsunder Schiffe vom Festland abgeschnitten, den Dänholm in den ersten Apriltagen wieder räumen mußte. In der Stadt war Freude und Frohlocken; von den hohen dunklen Häusern

tropfte der schmelzende Schnee auf die bloßen Köpfe der Bürger, die es einer dem andern zuriefen, und über welche hin der feuchte Weststurm den Sieg ins Weite trompetete.

Nicht ganz so unverbittert war die Freude des Rates, der erwog, wie Arnims Zorn und Rachsucht durch den Schimpf gereizt sein würde, und wie gering im Grunde die eigene Macht gegenüber der seinigen sei. Da es nun aber so sei, stellte Steinwieg vor, müsse das Gemeinwesen wenigstens einig sein, das Mißtrauen zwischen Rat und Volk müsse abgestellt und ein Verbündnis gegenseitiger Treue aufgerichtet werden. Demgemäß schwuren die Ratsherren und die Vertreter der Bürgerschaft auf dem Rathause einen Eid, fest zusammenzuhalten und für Religion und Recht bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten. Wie sie aber bisher ein treues Glied des Reichs gewesen wären, so wollten sie auch jetzt dabei verharren, soweit sie es vor Gott, der Nachwelt und den geschworenen Eiden verantworten könnten. Demzufolge wollten sie in ihren Ringmauern keine Besatzung oder Einquartierung aufnehmen, sie werde angemutet von wem sie wolle, sondern solche mit Vergießung ihres Blutes und tapferer Gegenwehr, unter Hoffnung auf göttlichen Beistand abwenden.

Einige Wochen waren mit Verhandlungen hingegangen, als ein dänisches Schiff im Hafen einlief, das der Stadt eine Ladung Schießbedarf und einen Brief König Christians brachte: er vernehme, wie das kaiserliche Heer die Stadt mit Belagerung bedrohe, weswegen er ein königliches Erbarmen und allerhand Bedenken verspüre. Sowohl die christevangelische Liebe wie die Kriegsräson erfordere, daß er die Stadt nicht in kaiserliche Hände kommen lasse, sofern sie sich aber seine Hilfe anzunehmen weigere, müsse er argwöhnen, daß sie zu seinem Feinde halten wolle.

Lieber hätte der Rat das dornige Geschenk nicht angerührt; allein da es voraussichtlich zu einer Belagerung kommen würde und sie des Schießbedarfs dabei hoch benötigten, da auch der Untergang gewiß war, wenn zu der Belagerung vom Lande her noch ein dänischer Angriff von der Seeseite käme, so entschlossen sie sich zur Annahme, jedoch nicht ohne dem dänischen Gesandten aufzutragen, er solle seinem Monarchen ausrichten, die Stadt stehe nach wie vor in der Devotion des Kaisers, von welchem sie glaubten, daß er von allen diesen Praktiken nicht unterrichtet sei. Der Gesandte stutzte, als er dies hörte, und sagte, er wundere sich über ihre Anhänglichkeit an den Kaiser, der sie unterjochen und ihre Religion ausrotten wolle; eine solche Gesinnung sei für ihren König, der mit dem Kaiser in Krieg verwickelt sei, mißlich und gefährlich, er müsse Sicherheit haben, daß sie keine kaiserliche Besatzung aufnähmen, und sie sollten ihm ein Brieflein darüber ausstellen. – Das könnten sie nicht, wandte der Rat ein, bevor sie sich mit der Bürgerschaft beredet hätten; worauf der Gesandte erklärte, er werde eher nicht aus der Stadt weichen, und zu ihrem großen Mißvergnügen dablieb.

Ungern dachte Arnim an eine ernstliche Belagerung; der feuchte Frühling im Lager hatte seiner Gesundheit zugesetzt, er litt an rheumatischen Schmerzen und war in übelster Laune. Dennoch, da es ihm nicht gelingen wollte, der Stadt die Besatzung auf gute Manier gleichsam unvermerkt einzunisten, da die Kerle so argwöhnisch und schlau waren, mußte er sie mit Kugeln zur Räson bringen. Nicht ohne Bangigkeit beobachteten die Stralsunder das Näherrücken des gefürchteten Heeres, und die Brust wurde ihnen merklich leichter, als am 26. Mai hansische Abgeordnete eintrafen, die, aus Arnims Lager kommend, nicht unannehmbare

Friedensvorschläge überbrachten. Die Hansestädte hatten sich zur Vermittelung erboten, und man konnte ihnen, als alten bewährten Freunden, und die einerlei Interesse mit Stralsund hatten, wohl trauen. Weder der General, sagten sie, noch der Feldmarschall, Arnim, meinten es böse mit der Stadt, Arnim habe männlich und aufrichtig mit ihnen gesprochen; er begreife wohl, daß die Stadt sich der Einlagerung seiner Soldaten nur ungern bequemen wolle, Wallenstein habe auch im Sinn, die Regimenter gänzlich zurückzuziehen, wolle die Stadt sich nur einigermaßen billig finden lassen. Wenn sie mit dem Schießen von der Mauer aufhörten, so wolle Arnim desgleichen tun.

Während die Bürgerschaft erleichterten Gemütes sorglos schlief, besonders fest auch die Ratsherren, die bis zu später Stunde mit den hansischen Abgeordneten gezecht hatten, rückte das Belagerungsheer vorsichtig und leise vor und erstürmte mit einem ersten, heftigen Angriff die kaum verwahrten Schanzen. Nun erst schreckte das Lärmen und Stürmen der Glocken die Schlafenden aus den Betten, ohne Besinnen ergriffen sie ihre Waffen, liefen durch die blaue Nacht nach den Schanzen und warfen sich auf die Eindringlinge, die nach kurzem Kampfe wieder abziehen mußten.

Gustav Adolf, dessen Flotte vor Danzig lag, beugte sich über den Rand seines Schiffes und sah in das grüne Wasser, das glucksend an den Planken hinaufschlug, als sein Blick auf ein Segel fiel, das vom Westen her mit gutem Winde näherflog. Es schien ein hansisches Schiff zu sein; wie ein weißer Punkt blinkte es dicht über dem blauen Wasser, wuchs schneller und schneller, bis es der Schwinge eines Vogels glich; aber es raste und taumelte nicht wie seetrunkene Möwen, sondern sauste seinen geraden Weg wie ein gefiederter Pfeil.

Der König beluſtigte ſich eine Minute damit, zu beachten, wie das unaufhaltſame Geſchoß auf die Mitte ſeines Herzens zu zielen ſchien; aber es änderte plötzlich ſeinen Kurs, und er vergaß es über allerlei Geſchäften. Am anderen Tage wurde ihm ein Brief ſeines Admirals Gyldenhielm überbracht: es ſei ein Schiff von Stralſund angekommen, um die Stadt Danzig um Pulver zu bitten, da ihr von dem kaiſerlichen Heer unter Arnim hart zugeſetzt werde. Der Rat von Danzig habe ſich entſchuldigt, er könne kein Pulver abgeben, weil er ſelbſt in Not ſei und außerdem die Verträge mit dem König von Polen im Wege ſtünden. Er, Gyldenhielm, habe nicht unterlaſſen wollen, dies dem Könige zu melden, falls er etwa ſelbſt ſich der Stralſunder annehmen wolle. Der König blieb, nachdem er den Brief geleſen hatte, einen Augenblick in Gedanken verſunken; dann ſprang er auf und ging mit großen Schritten auf dem Verdeck auf und ab. Wieviel Mühe hatte er ſich mit dieſen ſteifnackigen Stralſundern gegeben: nun war ihre Bedrängnis ſo groß geworden, daß ſie nach Hilfe ſuchen mußten! Gehobenen Hauptes blickte er über das Meer, das unter einem feinen biegſamen Goldnetz von Sonnenſtrahlen luſtig ſchauderte und ſich bäumte, dann nach dem Himmel, über den ſich flaumige Wolken wie Felder voll weißer Hyazinthen und Lilien hinſtreckten.

Das iſt des Herren Finger, dachte er freudig, der die Fäden geheimnisvoll ſammelt und in meine Hand legt. Jener mürriſche, neidiſche Arnim, der mich verließ und mir zu ſchaden gedachte, treibt mir das Wild ſelbſt zu, dem ich nachſtellte. Gott erweckt ſeinen Bekennern Gefahren, damit ſie ihren Retter erkennen. Er überdachte ſeinen Lebenslauf, der in allen ſeinen Verſchlingungen auf ein großes, nur undeutlich geahntes Ziel hinzuführen ſchien. Wie kam es ihm

nun zugute, daß er standhaft und vertrauensvoll gewartet hatte, anstatt voreilig etwas Ungereiftes zu erzwingen. Eine Krone verhüllte die Zukunft, deren edle Kleinodien fabelhaft durch das lockere Dunstgewoge funkelten, eine neue nordische Kaiserkrone, weitspannender als die uralten Diademe Alexanders und Konstantins. Die verborgene Stimme, die schon dem Jüngling geflüstert hatte, seinem Haupt sei eine hehrere Krone bestimmt als die seiner Väter, war die Stimme Gottes gewesen. Nun sah er das neue Reich ihm entgegenschwellen, hilfeflehende Arme sich nach ihm ausstrecken, ein ungeheures Schlachtfeld dehnte sich seinen vom Norden herunterstürmenden Völkern entgegen.

Mit einem Lachen verscheuchte er die Träume, ging in seine Kabine, wo eine hölzerne Klappe als Tisch aufgeschlagen werden konnte, und setzte einen Brief an den Rat von Stralsund auf: Er habe mit großem Mitgefühl von der Stadt Bedrängnis vernommen und wundere sich, warum sie sich in der Not nicht an ihre Freunde wende, wie man doch sonst zu tun pflege. Er nehme die Gelegenheit wahr, ihr sein treues Wohlmeinen zu zeigen, indem er ihr ein Faß Pulver als Geschenk anbiete; zu mehrerem sei er als der evangelischen Stadt Glaubensgenosse und guter Freund stets erbötig.

Der Rat von Stralsund empfing das Geschenk des Königs in niedergeschlagener Stimmung. Es sei nicht ohne, meinten sie, daß man die Städte als Frauenzimmer darstelle; denn wie solchen stellten ihnen beutelustige Jäger nach. Sie wären bisher den beiden nordischen Fürsten ausgewichen; ob sie aber bei diesem guten Grundsatz länger bleiben könnten? Das bleibe ihnen immerhin, sagte Steinwieg, daß sie zusamt mit der Bürgerschaft allen, die sich eindrängen wollten, bis auf den Tod widerstünden.

Da jedoch die meisten Ratsherren den Kopf schüttelten

und sagten, dies wären wohl rühmliche Sentenzen, mit denen man vor sich selber prunke; aber wenn die Glocke schlüge, pflege die Tat auszubleiben, schwieg auch der Bürgermeister.

Nach Wien an den Kaiser, fuhren die Ratsherren fort, hätten sie ja auch schon Gesandte geschickt; aber da verginge die teure Zeit und das werte Geld mit Antichambrieren, und zuletzt bleibe doch alles beim alten. Man müsse wohl oder übel die Hilfe des Schwedenkönigs annehmen, könne ja aber gleichzeitig mit dem Dänen anbinden und einen gegen den anderen ausspielen. Auch dürfe man nicht versäumen, den Königen schriftlich anheimzugeben, daß die Stadt in der Devotion des Kaisers zu verbleiben steif gesonnen sei und kein Verbündnis ohne Vorbehalt des kaiserlichen Gehorsams eingehe.

Etwa einen Monat später trafen 600 Schweden, gerade so viel wie erbeten worden waren, in Stralsund ein unter dem Befehl des Obersten Rosladin, der sogleich auf das Rathaus ging, um sich dem Magistrat vorzustellen und etliche Geschenke des Königs zu überreichen. Die Soldaten sollten dem Rat Gehorsam geloben, sagte er; er habe auch Auftrag, mit aller Strenge dafür zu sorgen, daß Rat und Bürgerschaft nicht über sie zu klagen haben sollten, da sie zum Troste, nicht zur Plage geschickt wären. Der Oberst war ein geradegewachsener Mann mit lachenden blauen Augen, blondem Haar, das ihm eigenwillig in die freie Stirn fiel, und aufrechtem, zutraulichem Wesen. Er besichtigte die Schanzen und Befestigungen, lobte die guten Einrichtungen und den Mut der Bürger und meinte, eine so tapfere und kluge Stadt hätte seiner vielleicht nicht einmal bedurft; er freue sich aber ihr dienen zu können.

Das war ein anderer Mann als der dänische Oberst Heinrich Holk, der eine Woche vorher der Stadt mehrere Fähnlein zugeführt hatte und dem Rat gegenüber den Herrn

spielte, während er sich in den Zünften mit der Bürgerschaft gemein machte und von der Religion schwatzte.

Im Monat Juli traf aus Dänemark Holks Braut ein, mit der er sich in Stralsund vermählte. Als ein Abgeordneter des Rats ihm den Glückwunsch der Stadt überbrachte, griff er, ohne das Ende der Ansprache zu erwarten, hastig nach dem Becher, den der Redner als Geschenk in der Hand hielt, hob den Deckel ab, und erst als er sah, daß er mit Goldstücken gefüllt war, verzog sich sein Gesicht zu einem bissigen Lächeln. Er wolle seinem Könige melden, sagte er, wie splendid der Rat gegen ihn gewesen sei; der König werde daran ein großes Gefallen tragen. Ohne den Rat um Erlaubnis zu fragen, ließ er an diesem Tage, wie wenn er ein großer Potentat sei, umsonst Wein schenken und Geld austeilen, und man mußte bis in die Nacht das Toben und Jauchzen des betrunkenen Pöbels anhören. Wann es ihm beliebte, erschien dieser junge Mensch mit hoffärtigen Gebärden auf dem Rathause, schalt, er wisse wohl, daß der Rat mit Wallenstein über den Frieden traktiere, das stehe ihm aber ohne Einwilligung des Königs von Dänemark nicht zu, und er werde es nicht dulden; wie wenn sie seine Untergebenen oder Gefangenen wären.

Einige Zeit nach der Ankunft des Obersten Rosladin kam ein schwedischer Gesandter, der mit der Stadt über einen mit dem Könige abzuschließenden Vertrag unterhandeln sollte. Er hatte einen Entwurf mitgebracht, den Gustav Adolf selbst gemacht hatte, und in dem es unter anderem hieß, die Stadt Stralsund verbleibe beständig bei dem Könige und der Krone Schweden. Erschreckt wandten die Ratsherren ein, daß das mit den Pflichten eines kaiserlichen Standes nicht vereinbar sei; sie hätten nichts anderes gemeint, als des Königs Bundesgenossen zu sein. Der Gesandte erwiderte, eine Stadt könne

doch nicht wohl eines großen Königs Bundesgenosse sein; aber sie könnten ja in einem besonderen Artikel reservieren, wie sie es verstanden haben wollten, der König wolle nicht am Buchstaben feilschen. Ja, was kümmern ihn die Buchstaben, dachte der Bürgermeister traurig, da er die Macht hat; und die können wir ihm nicht wieder nehmen.

Gerade in diesen Tagen war Wallenstein im Lager angekommen und hatte gegen die Abgeordneten der Stadt, die ihn aufsuchten, um ihn zu begrüßen und sich mit ihm ins Vernehmen zu setzen, gräßliche Flüche und Drohungen ausgestoßen; es war also nicht daran zu denken, daß man sich auch noch den Schweden zum Feinde machte.

Der Sturm, den Wallenstein unternahm, wurde abgeschlagen; aber der fröhliche Oberst Rosladin war dabei geblieben, wodurch, wie durch manche andere traurige und ahnungsschwere Gedanken die Siegeslust einigermaßen gedämpft wurde. Ende Juli zog Wallenstein das Heer gänzlich von Stralsund zurück und begab sich in sein Herzogtum Mecklenburg. Arnim schickte er bald darauf zur Unterstützung gegen den König von Schweden nach Polen, wo es dem Feldherrn als in einem fast wilden, unheimischen Lande nicht gefiel, und da er außerdem seine Rückstände vom Kaiser nicht ausgezahlt erhielt, nahm er seinen Abschied und zog sich einstweilen auf seine Güter zurück.

Während Tilly in Minden weilte, erhielt er einen Brief von der Stadt Osnabrück voll herzzerreißender Klagen wegen der Einlagerung der Soldaten, die über der Stadt Kräfte gehe. Seit Wochen müßten nun die Bürger die schweren Kontributionen aufbringen, dazu die Soldaten in ihren Häusern beherbergen; wenn das schon die Reichen bedrücke, so könne die Armut vollends nicht dabei bestehen. Sie

müßten ihre Betten hergeben und mit Weib und Kind auf dem Speicher oder im Keller auf dem Stroh schlafen, hätten kaum ein Stück Brot zu essen und suchten oft auf der Straße nach Abfall, während daheim die Soldaten an ihren Tischen säßen. Auch die Wohlhabenden sähen seit Wochen kein Fleisch mehr, und bald werde es überhaupt nur noch Bettler in der Stadt Osnabrück geben.

Der Überbringer des Briefes, den Tilly vor sich kommen ließ, bestätigte alles und fügte noch manches hinzu. Sie wüßten, sagte er, daß Tilly gerecht und gut sei und niemanden über Vermögen beladen wolle. Die Stadt sei ja nicht ungehorsam, sie hätten eingesehen, daß Gott sie verlassen hätte; ihre Kirchen hätten sie hergeben müssen, sie vermöchten nichts gegen Gottes Ratschluß, nur um das nackte Leben bäten sie.

Sie wären keine freie Stadt, sondern Untertanen des Bischofs, entgegnete Tilly, ihm müßten sie gehorchen.

Ja, sagte der Abgeordnete, das wüßten sie wohl. Sie hätten viele Jahre lang, Katholiken und Protestanten, friedlich miteinander gelebt und hätten gemeint, es solle immer so bleiben. Der neue Bischof sei ein strenger Herr, aber sie wüßten wohl, daß ihnen nichts übrigbleibe, als zu gehorchen. Wenn aber Tilly ihnen nicht helfen wolle, so müßten sie ganz und gar verderben.

Es gehe ihm zu Herzen, antwortete Tilly, er wolle gern helfen, soviel in seinem Vermögen sei.

Nach einer Stunde gab Tilly einem kleinen Gefolge Befehl, mit ihm nach Osnabrück aufzubrechen, wo er am folgenden Tage eintraf. Ohne Aufenthalt ritt er durch die stattlichen Straßen nach dem Dome, der seit einigen Monaten dem katholischen Gottesdienst übergeben war, und wo er, da es Sonntag war, eine Messe hören wollte. Bevor er indes vom Pferde absteigen konnte, sah er sich von vielen Frauen um-

ringt, die die Hände zu ihm aufhoben, so daß er sein Tier zügeln mußte, um ihnen nicht Schaden zu tun. Sie schrien ihn an, er sei ihre letzte Zuflucht, wenn er nicht helfe, so wollten sie auswandern und sich dem Kaiser zu Füßen werfen; der werde ihr Elend zu Herzen nehmen und ihre unschuldigen Kinder nicht sterben lassen. Zufällig fiel Tillys Blick auf eine Frau, die an die bräunliche Mauer des viereckigen Domturms angelehnt stand, als gehe sie das Treiben und Drängen nichts an. Sie trug ein halbnacktes Kind mit grämlichem Gesicht, das ihr wie ein leerer Sack im Arme hing, und starrte trocken und gleichgültig ins Leere. Tilly griff in die Tasche, um das Geld zu verteilen, das er bei sich trug. Er wolle helfen, sagte er so laut er konnte, sie sollten ihm vertrauen; nach einigen Tagen sollten sie Linderung spüren. Darauf machte er rasch kehrt, um nach dem bischöflichen Palaste zu reiten; aber unterwegs begegneten ihm schon der Kanzler und einige Räte des Bischofs, die von seiner Ankunft unterrichtet worden waren.

Seine Gnaden der Bischof, sagte der Kanzler, werde es ungemein bedauern, daß der General sich wegen der Stadt ermüde. Sie verdiene es nicht, der Bischof sei unwillig, daß sie sich beschwere.

Diesen Ritt habe er für seine Pflicht erachtet, sagte Tilly; sie sollten ihn jetzt auf eine Anhöhe führen, wo er die Stadt übersehen und sich von ihrer Ausdehnung und Gelegenheit überzeugen könne.

Während der Kanzler und die anderen Herren auf ihn einredeten: es handele sich um das heilige Werk, die Ketzer zum wahren Glauben zurückzuführen, gutwillig bekehrten sie sich nicht, man müsse sie zwingen, sowie es ihnen besser ginge, würden sie wieder trotzen und das Heil verschmähen, starrte Tilly düsteren Blicks auf die Stadt, die mit vielen spitzen

und kantigen Dächern und schweren breiten Türmen aus Gärten und Gebüschen lebendig aufstieg. Wie hatten da seit Jahrhunderten rührige Hände gebaut und gefügt, bis die Heiligtümer und die Habe geborgen waren, und aus den Kaminen der Rauch in den weiten Himmel stieg. Heide und Hügel, Föhren, Birken und Eichen umringten sie mütterlich, Friede und Frömmigkeit hätten hier wohlbeschützt hausen mögen. Was war schuld daran, daß die geschmückten Häuser zu Gräbern wurden, und Hunger und Tod durch die leeren Gassen glitten? Freilich war es der unselige Irrglaube; aber sollte die heilige Kirche gleich einem Attila auf Leichen und Wüsten Triumphe feiern?

Es sei nicht Gottes Wille noch der des Kaisers, sagte er endlich, die Abtrünnigen durch Not und Tod zum wahren Glauben zu zwingen; auch der Bischof meine es gewiß nicht so. Es sei des Jammers zuviel. Man müsse die Stadt dadurch entlasten, daß ein Teil der Regimenter auf das Land verteilt würde, das noch im Wohlstande und von Einquartierung ganz frei sei.

Damit werde der Bischof nicht einverstanden sein, entgegnete der Kanzler; das Land sei von Anfang an gehorsam gewesen, und er sei es den treuen Untertanen schuldig, sie zu verschonen.

Er werde das dem Bischof gegenüber vertreten, sagte Tilly. Die Stadt habe sich unterworfen und gelobe Gehorsam, demgemäß müsse sie gehalten werden.

Während er durch die Heide zurückritt, bedachte Tilly, wie er sich dem Bischof gegenüber verantworten solle. Der neue Bischof, Franz Wilhelm von Wartenberg, war der natürliche Sohn eines Oheims des Herzogs Maximilian von Bayern, und es war eine bedenkliche Sache für Tilly, einem Vetter seines Herrn, einem Reichsfürsten und Bischof, seinen

Willen entgegenzusetzen. Auch als von einem Ligafürsten war Tilly von ihm abhängig und verdankte er ihm viel; denn er hatte seinen Beitrag stets pünktlicher entrichtet als die anderen geistlichen Herren, und ohne seine Zahlungen hätte Tilly viele Male den Sold nicht entrichten können. Gelang es nun aber auch, die Stadt zu erleichtern, was sollte dann werden, wenn auch das Land ausgesogen war? Es sah noch nicht so aus, als solle der Friede zustande kommen; ein jeder beteuerte, daß er ihn ersehne, inzwischen wurde die Trommel gerührt und geworben, und die Söldner liefen herzu, daß man glauben konnte, alle waffenfähigen Männer Europas strömten wie in einen tiefen, mahlenden Strudel in das Deutsche Reich hinunter. Er hatte genug davon gesehen; wie anders wäre sein Leben gewesen, wenn er seine Tage im Kloster unter Betenden, bei friedlichen Geschäften, im Dienste Gottes und der heiligen Jungfrau zugebracht hätte. Vielleicht, dachte er, wäre die Melancholie, die ihn jetzt zuweilen befiel, die Strafe dafür, daß er sich dem ihm bestimmten geistlichen Berufe entzogen habe, und er dürfe nun nicht mehr danach streben. Durfte er auch seinen Herrn verlassen, bevor er den Krieg zu Ende geführt hatte? Und doch wurde ihm verwehrt das zu tun, was den Frieden herbeigeführt hätte. Wie oft hatte er gesagt, daß es nicht hülfe, ein Heer zu schlagen, wenn die Holländer inzwischen schon ein neues warben; man hatte ihm recht gegeben, aber nicht danach gehandelt. Und was half es, die Verderber aus dem Reiche zu jagen, wenn Wallenstein in Kaisers Namen es noch weit ärger verwüstete?

Als er durch das Lager ritt, begrüßte ihn der Zuruf seiner Bataillone; aber es wollte ihm so scheinen, als sei die Begrüßung weniger herzlich als sonst. Vor einiger Zeit hatten die Listen ergeben, daß alle Regimenter beträchtliche Lücken

bekommen hatten, und er wußte auch, wie das zusammenhing: es liefen viele zum Wallenstein über. Der hohe Sold, der ihnen versprochen, und die Freiheit, die ihnen gelassen wurde, lockte sie, und es war am Ende kein Wunder, daß der gemeine Mann, der täglich sein Leben wagte, oft Hunger und Kälte litt, von Seuchen hingerafft wurde, dem Gewinne nachlief; aber daß auch von den Offizieren ihn viele verließen, kränkte ihn. Im Grunde, dachte er, hätten die Fürsten schuld, die Krieg führen wollten, ohne zu zahlen, auf Kosten der Bürger und Bauern, und auch der Kaiser, der es duldete. Wäre es nicht um seines Herrn, des Herzogs von Bayern willen, so hätte er das Schwert abgelegt; er hätte vor seinem Tode gern noch einmal ein still reifendes Ackerland gesehen, das sich im Sommerwind wiegte, von dem zu seiner Zeit der Schnitter mit der Sense das Korn einheimste, das nicht er mit der Mordwaffe zu zerstören brauchte.

Zum Pfarrer von Nieder-Weisel in der Wetterau kamen Bauern gelaufen und erzählten atemlos, sie hätten auf dem Felde pflügend Reiter auf der Landstraße sich heranbewegen gesehn; es sei gewiß der Feind oder Einquartierung, und sie wären alle verloren. Der Pfarrer hieß sie zum Amtmann laufen und ihm Bescheid sagen, indes wolle er hinauskommen und die Sache ansehen, vielleicht wären es doch nur Reisende oder durchziehende Truppen, und Gott führe die Gefahr gnädig vorüber.

Es ergab sich, daß die Ankömmlinge ein Oberst Hausmann mit großem Gefolge waren, der ein Patent von Wallenstein vorwies, in der Wetterau zu werben, um sein Regiment zu vervollständigen. Er habe sich Nieder-Weisel zum Werbeplatz ausersehen, der Pfarrer solle ihn sogleich umherführen und ihm die besten Häuser zeigen, die ihm und seinem Ge-

folge zum Quartier dienen könnten. Die Landschaft müsse nach alter Gewohnheit zur Anwerbung eine Kontribution zahlen, die von Wallenstein auf 1000 Gulden festgesetzt sei, das gehe den Amtmann an. Während er den Pfarrer ohne ihn anzusehen ausfragte, trabte er rasch vorwärts, so daß der alternde Mann kaum mitkommen konnte, und lachte zwischenhinein mit denen, die neben und hinter ihm ritten. Vor dem Pfarrhause, das behaglich zwischen alten Birnbäumen der Kirche gegenüberlag, hielt er an: das sei in diesem Neste das leidlichste Haus, da könne er es ein paar Wochen oder Monate aushalten, daß es das Pfarrhaus sei, habe er gleich gedacht, die Pfaffen strichen sich allemal den fetten Rahm ab. Er hätte nicht gedacht, daß es hierherum so schlecht und ärmlich sei; ob denn keine Klöster in der Nähe wären? Sie wären hierzulande evangelisch, antwortete der Pfarrer; in Butzbach sei ein ehemaliges Kloster, das diene jetzt als Amtshaus, da würde es freilich bequemer für so große Herren sein. „Du möchtest uns wohl auf deine Nachbarn abladen," lachte der Oberst; nach Butzbach würden schon auch Truppen gelagert; aber hier wolle er sein Hauptquartier aufschlagen. Nach einiger Zeit kam eine von buntgekleideten Reitern umgebene Kutsche an, aus der eine Dame stieg, die der Oberst als seine Gemahlin ausgab. Sie war mit allerlei prunkhaften Gewandstücken und Geschmeide behangen und führte ein Kruzifix und einen Betschemel mit sich, da sie katholisch sei. Gott im Himmel, seufzte der Pfarrer, ob denn die Dame nicht in einem anderen Hause absteigen könne! Es gebe ja noch mehr ordentliche Häuser im Ort, es zieme sich nicht für einen evangelischen Pfarrherrn, das katholische Wesen unter seinem Dache zu haben. Was er sich einbilde? rief der Oberst. Ob er etwa ohne seine Frau zu Bette gehen sollte? Eine Schande sei es, daß ein Pfarrer

ihm so gottlose Dinge zumute. Er erwarte, daß seiner Frau alle Ehre in seinem Hause bezeigt werde.

Nun sammelten sich im Dorfe die Knechte, die sich wollten anwerben lassen, darunter viele, schon mit Waffen versehene Soldaten, die anderswo gedient hatten und ausgerissen waren, um ein Werbegeld zu gewinnen. Der Pfarrer wurde von den Bauern überlaufen, die ihm dies und jenes zu klagen hatten und um seinen Schutz baten. Einer jammerte, daß sein einziger Sohn, dessen Arbeit die alten Eltern erhalten müsse, sich wolle anwerben lassen, der Pfarrer solle ihm doch ins Gewissen reden, daß er dem heillosen Gesindel nicht nachlaufe und Leib und Seele zusetze, sondern an seiner armen Mutter die Kindespflicht übe. Er dürfe sich dessen nicht öffentlich getrauen, sagte der Pfarrer; aber bei Einbruch der Dunkelheit wolle er zu ihm ins Haus kommen und seinem Sohne zusprechen. Dies tat er; aber der junge Bursche, der täglich mit den Soldaten trank und spielte, begegnete ihm mit groben Worten: das Soldatenhandwerk sei so gut wie ein anderes, viele würden reich dabei, Wallenstein, der Generalissimus, sei des Kaisers Liebling und der mächtigste Mann im Reich. Der Pfarrer solle sich nicht dahinein mischen, sonst werde es ihm übel gehn, die Pfaffen regierten ohnehin zuviel in die Welthändel. Als der Pfarrer dem Burschen die Hand auf den Arm legte und ihn von solchen groben Worten abmahnte, ihn erinnerte, wie er, der Pfarrer, ihn unterrichtet und konfirmiert, und was er, der Junge, ihm gelobt habe, stieß der junge Mann ihn mit einem Fluch zurück und entwischte aus dem Hause. Der Pfarrer tröstete die weinende Mutter und betete mit ihr für den Sohn, für das ganze Dorf und um Besserung der schlimmen Zeit; sie wollten geduldig sein wie Hiob, sagte er, vielleicht daß der Herr dann die Prüfung allgemach vorüberziehen lasse. Wie

er in trüben Gedanken seinem Hause zueilte, brachen hinter dem breiten Stamm einer alten Rüster ein paar Männer hervor, packten ihn an und bedrohten ihn, weil er die jungen Burschе von der Werbung zurückhalte. Obwohl sehr erschreckt, faßte er sich doch, sah die Männer furchtlos an und sagte, er tue seine Pflicht und könne es vor Gott verantworten, er warne sie, unschuldiges Blut zu vergießen. Unter ihren Püffen und Schlägen fiel er auf die Knie und betete, ohne sie zu beachten, die, nachdem sie ihn eine Weile mißhandelt hatten, fortsprangen, ihn fast ohnmächtig am Wege liegen lassend. Gefährliche Wunden hatte der Pfarrer nicht erhalten, doch mußte er eine Zeitlang das Bett hüten und den Haushalt seinen beiden Töchtern überlassen, da seine Frau seit Jahren taub und bettlägerig war. Als er noch lag, hörte er eines Tages Schelten und Schreien, und bald darauf kam die geputzte Dame in seine Kammer gelaufen, warf sich vor seinem Bett nieder und flehte ihn an, sich ihrer anzunehmen: der Oberst wolle sie aus dem Hause jagen und sich ein anderes Weib zulegen, obwohl sie ihm immer treu gewesen sei und ihm nichts zuleide getan habe. Zitternd stand der Pfarrer auf, nahm seinen Mantel um und wollte hinausgehen, als schon der Oberst eintrat und die Frau anherrschte, wenn sie gütlich dorthin gehe, wohin er es ihr befohlen habe, solle sie dort ungestört wohnen dürfen und auch einigen Unterhalt empfangen, wenn sie sich aber widerspenstig zeige, heule und gegen ihn anbelfere, werde er sie mit der Peitsche aus dem Dorfe jagen lassen. „Da sei Gott vor!" rief der Pfarrer aus, der Oberst solle nicht so gegen seine Ehefrau wüten. Was Ehefrau! schrie der Oberst, eine Hure sei sie, ob der Pfarrer etwa ein Hurenhirte sein wolle. Jetzt fing die Frau laut zu schreien an, er selbst sei es doch gewesen, der sie verführt und so weit gebracht habe. Zu

Augsburg habe sie am Pranger gestanden, sei schimpflich aus der Stadt gejagt worden und habe betteln müssen. Er habe sie überredet, ihr Kindlein in einem Graben an der Landstraße auszusetzen, wo es gewiß die Pferde zertreten hätten, sie habe es oft und oft im Traume weinen gehört. Er habe sie zu einer elenden, gottverlassenen Sünderin gemacht, nun wolle er sie auf die Straße stoßen.

Diesem Klagegeschrei machte der Oberst ein Ende, indem er sie packte und seinen Dienern zustieß, denen er befahl, sie sollten sie ihr Bündel schnüren lassen und aus dem Dorfe führen, wenn sie sich je wieder vor ihm sehen lasse, werde er ihr anders das Maul stopfen.

Der Pfarrer rief nach seinen Töchtern und gebot ihnen heimlich, der unglücklichen Frau etwas zuzustecken an Brot und Wurst oder was es sonst sei; allein die ältere fing an zu weinen und jammerte, sie könne es nicht länger verschweigen, ihre Schwester, die Lisbeth, halte es mit dem Obersten, und es sei um ihretwillen, daß er das Weib, das bisher für seine Frau gegolten, verstoßen habe; sie sei wie verhext und wolle sich nicht zureden lassen. Im innersten Herzen erschrocken sah der Pfarrer die jüngste an, die sich nicht rechtfertigte, aber trotzige Blicke herumwarf und Miene machte das Zimmer zu verlassen. Sie solle bleiben, rief ihr der Vater zu, und da sie zaudernd stehenblieb, umfaßte er sie, zog sie zu sich aufs Bett und sagte, jetzt sei die Stunde der Prüfung für sie gekommen. Er wisse, daß sie ein reines Herz habe, sie solle es rein bewahren, denn dies, ein reines Herz, sei ihrer aller höchstes Gut und das einzige, das ihnen niemand rauben könne. Er wolle ihr nicht vormalen, wie es ihr gehen werde, wenn sie sich verführen ließe, nach dem Beispiel der Elenden, die jetzt auf der Landstraße verkommen werde, noch wolle er sie mit seinem und ihrer Mutter Jam-

mer schrecken; nur an Gott wolle er sie mahnen und ihre unsterbliche Seele, die sie im Begriffe sei, um eines bösen Menschen willen zu verlieren. Sie wich seinem angstvollen Blick aus und sagte in der trotzigen Weise wie vorher, nach dem Ende frage sie nicht, was kommen müsse, solle kommen, ihre Ehre sei nicht ein reines Herz, sondern ihn zu lieben und sich ihm hinzugeben, der ein Held sei, sie könne nicht mehr zurück. „Ach Gott," sagte der unglückliche Mann, „wie verändert ist schon dein liebes unschuldiges Gesichtlein! Was für ein Fieber ist auf deinen Wangen und in deinen Augen! Warum kannst du nicht mehr zurück? Schämst du dich vor deinem Vater, dessen Arme immer für dich geöffnet sind und an dessen Brust dein warmes Nest ist?"

Wie nun aber draußen die Stimme des Obersten laut wurde: Lisbeth, holdes Bräutlein, und dergleichen mehr, erbebte sie und wollte sich von ihrem Vater losmachen, der sie fest umklammerte und auch ihre Schwester zu Hilfe rief. Gleich darauf trat der Oberst ein, setzte sich, zog das Mädchen auf seine Knie, herzte sie und verhöhnte den Pfarrer: Gott habe Mann und Weib gemacht, die Liebe sei Gottes Werk, und er habe Wohlgefallen daran; wenn er, der Pfarrer, sich nicht darein füge, werde er ihn festbinden lassen, damit er der Lust seines Töchterleins zuschauen müsse. Gott habe es so geordnet, daß die Tochter den Vater verlasse, um ihrem Herrn zu folgen. „Gott ist ihr Herr, nicht du," rief der Pfarrer aus, „und er wird dich losen, lügnerischen Buben strafen, sei es auch erst beim Jüngsten Gerichte!" Der Oberst sprang auf und legte die Hand ans Schwert, das Mädchen umklammerte seine Knie und flehte ihn an, den Vater zu schonen; sie liebe ihn ja und wolle tun, was er gebiete.

Nun, sagte der Oberst, um ihretwillen wolle er ihm das Leben lassen, nur die Strafe solle der Alte haben, daß er sie und ihn selber bedienen solle. Sowieso mache er das ganze Dorf rebellisch und müsse Unterwürfigkeit lernen. Er, der Oberst, sei Offizier Wallensteins und des Kaisers und müsse wie der Kaiser selbst respektiert werden.

Das Jahr 1629 begann für Holland glücklich mit der Ankunft der durch den Admiral Pieter Heyn erbeuteten spanischen Silberflotte im Hafen von Amsterdam. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Heinrich, Amalie von Solms, die sich fast schämte, nunmehr in besseren Verhältnissen zu leben als ihre ehemalige Herrin, die Königin von Böhmen, und ihr so gut es ging Unterhaltung zu verschaffen suchte, erzählte, was für Jubel in Amsterdam herrsche, und was für Anstalten zum Empfang des erbeuteten Schatzes getroffen seien. Im Stadthause habe eine Aufführung stattgefunden, in der das Meer, die Freiheit und die Tyrannei aufgetreten wären. Zuerst habe niemand die Tyrannei darstellen wollen, endlich habe sich ein Maler erboten, ein verlotterter Kerl, der tolle und freche Stücke male und das Geld, das er dafür bekomme, versaufe, unter der Bedingung, daß er die dazu benötigte Ausstattung geliefert erhalte und hernach behalten dürfe, und daß, wenn ihm doch etwas zustieße, die Stadt für seine Hinterbliebenen sorgte. Er sei dann prächtig mit spanischem Mantel, spanischem Hut und Kragen angetan gewesen, aber so dick, daß man gezweifelt habe, ob er es selbst sei, bis er lachend gesagt habe, so habe er sich auswattiert, um die Schläge nicht zu spüren, die er bekommen würde. Das Meer und die Freiheit hätten zu sagen gehabt, wie sie altheilige verschwisterte Götter wären und im steten Kampf mit der Tyrannei lägen, einem miß-

geborenen Ungetüm, das der Satan mit der Erde erzeugt habe, wie sie es endlich ganz erlegen und festhalten würden, worauf die Erde, entsühnt und vom Meere auf einen neuen Adel getauft, nur noch Geschlechter von Helden tragen werde. Nach solchen Deklamationen habe ein Kampf unter den Gegnern stattgefunden, wobei die Tyrannei besiegt und übel zugerichtet worden sei. Auf den Straßen und Plätzen von Amsterdam werde nun die Aufführung fortgesetzt, wo sich dann das Volk hineinmische, so daß unter lautem Jubel fortwährend gerauft werde und der Darsteller der Tyrannei gewiß längst erschlagen sei, wenn er sich nicht so gut unterfüttert hätte.

Der Kurprinz, Heinrich Friedrich, der jetzt fünfzehn Jahre alt war, wünschte lebhaft nach Amsterdam zu fahren und das Fest mitanzusehen. Friedrich V. war stolz auf diesen Sohn, von dem man sagte, daß er seiner schönen Ahnfrau, Maria Stuart, gleiche, und den er für viel klüger und vollkommener als sich selbst hielt. Er hatte die vielen Wechsel, Unfälle und Schwierigkeiten der Familie von Anfang an miterlebt und sich gewöhnt, in den Verlegenheiten sein Wort mitzureden, obwohl es ihm seine Mutter zu verweisen pflegte; sein Vater liebte es und gab viel darauf, wie er überhaupt insgeheim gleichsam als zu einem älteren Bruder zu ihm aufsah. Seine Anmut beim Fechten und Reiten und die Gewandtheit, mit der er das Englische und Französische sprach, wurde allgemein bewundert, und man erzählte sich entzückt, als der Kaiser die Rückgabe der Kur- und Unterpfalz versprochen hätte, unter der Bedingung, daß der Kurprinz katholisch und in Wien erzogen würde, habe er gesagt, wenn er erwachsen sei, wolle er dem Kaiser die Antwort mit dem Schwerte sagen.

Dem Wunsche Prinz Heinrichs entsprechend, trat der kleine

Haager Hof die Reise an, die von Haarlem aus in einem kleinen Schiffe den Kanal hinunterging. Es war ein trüber, naßkalter Tag und dämmerte schon; die kahlen Bäume, die die Straße bezeichneten, verschwammen im Nebel. Die Gesellschaft saß im unteren Schiffsraum und vergnügte sich mit Pfänderspielen, wobei eben dem Kurprinzen von einer Dame vorgeschrieben war, er solle vor derjenigen Person, die er am meisten liebe, niederknien und sie küssen. Wie er ohne Besinnen auf seinen Vater zuging, ein Knie beugte und ihm die Hand küßte, schrien die Damen auf, so sei es nicht gemeint, er müsse eine Dame, und zwar mit Ausschluß seiner Mutter, wählen. Der Prinz, der sich wieder erhoben hatte, sagte errötend und ein wenig stolz ablehnend, er liebe nur seine Eltern, außerdem zieme es sich nicht für ihn, eine fremde Dame zu küssen. Elisabeth, seine Mutter, fing an sich zu ärgern und befahl ihm, sogleich eine auszuwählen, ermunterte auch die Betreffende im voraus, ihm für sein langes Zieren eine tüchtige Maulschelle zu versetzen. Wie er unschlüssig dastand, beschämt und trotzig zugleich, die Augen auf seinen Vater gerichtet, der im Begriffe war, für ihn einzutreten, wurde das Spiel durch eine starke Erschütterung unterbrochen; das kleine Schiff wurde durch ein viel größeres überrannt und schlug um, so daß ein großer Teil der Mitfahrenden, darunter auch Kurfürst Friedrich und sein Sohn, ins Wasser fielen. Fischer, die mit ihren Kähnen in der Nähe waren, ruderten eilig herzu und retteten die meisten, nicht aber den jungen Prinzen; denn die Dunkelheit erschwerte die Arbeit. Der Kurfürst hätte sich selbst wieder ins Wasser geworfen, wenn man ihn nicht mit Gewalt daran gehindert hätte, und war von der Unglücksstätte nicht zu entfernen, bis der Leichnam gefunden war. Während der fieberhaften Krankheit, in die er dann verfiel, hörte er

immer die helle Stimme seines Sohnes, der im Versinken flehentlich gerufen hatte: Vater, hilf! Vater! und dem er nicht geholfen hatte. Als er wiederhergestellt war, mochte er doch nicht aufstehen und tat es nur, weil seine Frau ihn tadelte und schalt, es sei unmännlich, sich dem Schmerze hinzugeben, er habe mehr Kinder, für die er sorgen müsse.

Seinem dringenden Wunsche gemäß wurde Friedrich von Spee des Beichtamtes bei den Hexen enthoben und nach Peine geschickt, wo ein Jesuitenkloster eingerichtet werden sollte. Wenn er Muße hatte, entwarf er den Plan zu einem Buche über die Hexenprozesse und das ungerechte und ungesetzliche Verfahren, dessen sich die Richter dabei bedienten, und was daran schuld sei, nämlich teils Verblendung und Unwissenheit, teils Habsucht, Grausamkeit und andere böse Triebe. Hätte er das Buch vollendet, dachte er, würde er auch einen Weg finden, es ans Licht zu bringen, und hoffte, den Menschen würden dadurch die Augen geöffnet und dem Übel würde gesteuert werden. An einem der letzten Apriltage begab er sich von Peine nach Woltorp, um dort zu predigen und Kranke zu besuchen; denn es herrschte dort der Hungertyphus und die Pest, so daß kürzlich der alte Totengräber, obwohl er seit 25 Jahren in seinem Amte war, davongelaufen war. Er habe nun genug vom Leichengraben und wolle lieber unter die Soldaten gehen, hatte er sich vernehmen lassen, und war nicht mehr gesehen worden, worauf die Leichen unbegraben in den Häusern liegenblieben, bis die verlassene Frau zugriff, die auch vorher schon ihrem Manne geholfen hatte. Auf einem gemächlich trabenden Pferde ritt Spee durch einen Buchenwald und ließ seine Blicke fröhlich durch das junge Gefieder der neubelebten Bäume spielen, das im milden Sonnenscheine goldgelb

leuchtete. Über dem vorjährigen Laube, das feuchtbraun am Boden klebte, lag der Sternenschleier der Anemonen so lose, als müsse ein leichter Wind ihn weghauchen können.

Sein leichtes Herz flog wie ein Vogel zu jedem Blatt und jeder Blüte, schmiegte sich an sie und küßte sie und kehrte mit duftenden Schwingen und melodisch zu ihm zurück.

Durch ein Geräusch aufgeschreckt, sah er Männer und Frauen durch das Gebüsch näherschleichen, augenscheinlich in der Absicht, ihn anzubetteln oder auszuplündern. Als sie sahen, daß sie bemerkt waren, traten sie hervor, faßten sein erschrockenes Pferd am Zügel und machten sich daran, ihn aus dem Sattel zu reißen. Er wehrte ihnen, indem er sagte, er sei ein Geistlicher und besitze nichts; aber er habe etwas Geld bei sich, um die Notleidenden und Kranken in Woltorp zu unterstützen, davon wolle er ihnen freiwillig mitteilen; denn auch sie schienen sehr arm zu sein. Während sie noch unschlüssig standen, kam ein Reiter den Weg her gesprengt, zog eine Pistole und schoß unter die Bande, die heulend auseinanderstoben und in das Gebüsch liefen. Spee wendete sich dem Reiter zu und bat ihn, nicht wieder zu schießen, die Elenden jammerten ihn, sie hätten mehr Aussätzigen als Räubern geglichen. Es zögen sich jetzt viele aus den Dörfern in die Wälder, die kein Dach und kein Brot und kein Vieh mehr hätten, um das Feld zu bestellen; da bliebe ihnen nichts als das Räuberhandwerk zu treiben. „Ja," sagte der Unbekannte lachend, „wenn sie es nur besser verständen! Aber es ist feiges Bauernpack und wird ihm diesergestalt nicht weniger auf den Nacken getreten als zuvor." Wie Spee ihn besser ins Auge faßte, fiel ihm ein, dies müsse der Horneboſtel sein, ein berüchtigter Schnapphahn, welcher unter Mansfeld und Wallenstein gedient hatte, dann ausgerissen war und sich auf eigene Hand umhertrieb, und der

seit kurzem die Umgegend von Peine heimsuchte. „Seid Ihr nicht der Horneboſtel aus Celle?“ fragte Spee und ſetzte lächelnd hinzu, ſo wäre er freilich aus dem Regen unter die Dachtraufe gekommen. Nein, nein, antwortete der andere, Spee ſolle unbeſorgt ſein, an einem guten und frommen Manne wie Spee vergreife er ſich nicht. Spee möge ihm geſtatten, daß er ihm bis Woltorp das Geleit gebe, da der Wald unſicher ſei; wenn ihm ſeine Geſellſchaft widerwärtig ſei, wolle er hinterdrein reiten. Spee dankte dem Manne und bat ihn an ſeiner Seite zu bleiben und ihm zu erklären, warum er ſich nicht einem ehrlichen Leben zuwende, da er doch ein großmütiges Herz verrate.

Freilich ſei er kein ſchlechter Kerl, ſagte der Reiter, wenn er auch von Raub und Diebſtahl lebte. Damit tue er aber nichts anderes, als was in der Welt die meiſten täten, und am allermeiſten diejenigen, die die höchſte Ehre genöſſen. Die marterten oft noch dazu die Armut und Unſchuld aus Mutwillen, das ſei ſeine Art nicht, er teile manchmal noch den armen Leuten mit. Ein Heiliger freilich, der ſtillhalte, wenn er geſchlagen würde und für ſeine Peiniger bete und dergleichen, ein ſolcher ſei er nicht, von den gemeinen Menſchen verlange Gott das aber auch nicht, ſondern habe ihnen kräftige Muskeln und Verſtand gegeben, ſich zu wehren und ſich ſelbſt zu helfen.

Sie waren unter ſolchen Geſprächen an das Ende des Waldes gekommen und ſahen den Ort Woltorp mit roten Dächern über der ſchwarzen Erde flammen, als Spee ſagte, es ſei ihm ſeltſam kühl um die Bruſt, er habe wohl eine kleine Wunde empfangen und fühle ſich ſchwach, er fürchte vom Pferde zu fallen. Der Mann wollte ihn verbinden, er verſtehe ſich gut darauf; aber Spee meinte, das ſei unnötig, nur einen Schluck Wein wolle er nehmen; denn er ſehe, daß

jener eine Flasche am Gurt hängen habe. Nachdem er getrunken hatte, gab er seinem Begleiter, der sich im Dorfe nicht sehen lassen wollte, die Hand und nahm Abschied von ihm.

Da er schon Leute vor der Kirche warten sah, ging er sofort hinein, um die Predigt zu halten; nach dem Wein fühlte er sich heiß und kräftig, und er glaubte, er werde besonders gut sprechen können. Der Text des Sonntags war vom guten Hirten, und er hatte sich vorgenommen gehabt, vom Wesen des Opfers zu handeln; aber er war jetzt von anderen Dingen erfüllt und begann, wie Gott mit jedem Frühling die unbefleckte Schönheit des Paradieses wieder auftue und harre und winke, daß die Menschen den Weg zurück fänden, und dann malte er den dereinstigen Tag aus, wo sie alle kommen und nach langer schwerer Irrfahrt in die Heimat einziehen würden, Liebende und Unsterbliche.

Während des Sprechens fühlte Spee, wie es kühl aus der Wunde an ihm hinunterlief, und es war ihm auf einmal, als fließe sein Blut auf den steinernen Boden der Kirche und färbe ihn rot. Mitten zwischen den gebückten Menschen sah er aus der dunklen Lache einen ungeheuren Holzstamm steigen, der wuchs und zwei Äste ausbreitete und bis an die Decke stieg; es war das Kreuz, an dem Gottes Sohn hing. Ein zerfleischter, blutüberronnener Leib krümmte sich an dem Marterholze und durch die zuckende Masse eines vertretenen Gesichtes starrte der Abgrund zweier entsetzlicher Augen. Es war nicht ein einzelnes Augenpaar, es waren viele, unendlich viele aller derer, die jemals gelitten hatten, der Zahllosen, die er selbst hatte leiden und sterben sehen. Indessen das Kreuz wuchs und schwoll, begannen die Fenster zu brennen wie dunkelrote Nelken, die Decke zerbarst, und über die schaudernde Erde reckte sich wie eine gerade Fackel der

blutende Baum des Leidens. Spee wollte schreien: helft, helft dem Erlöser! aber sein Mund war gelähmt, Feuer schwamm vor seinen Augen, und er griff mit beiden Händen nach der Brüstung der Kanzel, um nicht darüber hinabzufallen.

Nachdem er mehrere Tage am Wundfieber krank gelegen hatte, erlaubte ihm der Orden, sich zur Erholung auf einem westfälischen Gute aufzuhalten, wo er das Buch über die Hexenprozesse schrieb, welches im Jahre 1631 unter dem Titel Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber, das ist: Vorsicht in kriminellen Dingen oder Buch über die Hexenprozesse ohne den Namen des Verfassers erschien.

Amtmann Rahrstedt meldete sich bei Tilly, der in der Burg Winsen an der Luhe im Quartier lag, und schickte, vorgelassen, zögernd voran, er komme in einer beschwerlichen Sache, die Seiner Exzellenz verdrießlich sein möchte, und er bitte um Entschuldigung, wenn er als Diener seines Herrn, des Herzogs Christian von Celle, ihm damit lästig falle. Es wären Praktiken im Gange, den Herzog Friedrich Ulrich um Land und Leute zu bringen unter Vorgeben, er habe nach dem Vertrage von Celle noch zum Dänenkönige gehalten. Nun aber wisse doch Tilly, wie aufrichtig leid es dem Herzoge gewesen sei, daß er sich auf dänische Seite habe bringen lassen, und wie gern er seine Finger davon gelassen habe. Wenn Tilly der kaiserlichen Majestät erinnere, daß er falsch berichtet worden sei, so werde dieselbe gewiß von ihrem Zorne nachlassen und den guten Fürsten verschonen.

Davon wisse er nichts, sagte Tilly, und sei erstaunt es zu vernehmen; wer denn den Herzog beim Kaiser verklagt habe und worauf sich die Klage gründe?

Es sei geschwind und geheim vor sich gegangen, erzählte der Amtmann; Graf Pappenheim habe die Räte des Her-

zogs, Rauschenberg und Eltz, ausgefragt und alles von ihnen bekommen, was er gewollt habe, dann habe er sie nach Güstrow zum Wallenstein, dem neuen Herzog von Mecklenburg, gebracht, wo dann alles ausgemacht sei. Pappenheim solle Braunschweig-Wolfenbüttel und Tilly Braunschweig-Calenberg erhalten, Herzog Friedrich Ulrich tue nichts als weinen und wehklagen, wie er von jedermann verlassen sei, jetzt zu Braunschweig in einer Herberge um seinen teuren Pfennig zehren und schließlich am Stabe aus seinem Herzogtum wandern müsse, wenn nicht Tilly sich seiner erbarme. Er könne nicht glauben, daß Tilly, der es immer so aufrichtig mit ihm gemeint habe, sich auf seinen Stuhl setzen wolle.

Das habe er auch nicht im Sinne, sagte Tilly, dessen Gesicht sich gerötet hatte. Wahr sei, daß der Kaiser ihm ein Geschenk von 400000 Kronen versprochen und das Geld auf braunschweigische Häuser angewiesen habe, die durch den Dänenkönig an ihn gekommen wären. Das Herzogtum beanspruche er aber nicht, glaube auch, daß der Herzog nach anfänglicher, bereuter Verirrung dem Kaiser treu geblieben sei, also seine Lehen nicht verwirkt habe.

Er wisse, sagte der Amtmann, daß Tilly ein gerechter, guter Herr sei, und daß er den armen Untertanen wohl bekommen würde; aber hierzulande sei nun einmal ein anderes Volk und ein anderer Glaube, sie hingen ihren alten, angeborenen Fürsten an, wenn sie sie auch zuweilen hart bedrängten und im Elend versaufen ließen. Tilly werde ihm nicht zürnen, daß er so frei heraus rede.

Nein, sagte Tilly, dem Amtmann die Hand reichend, er sei ein redlicher Mann, die Welt würde besser stehen, wenn jeder so treu in seinem Kreise wäre.

Tilly blieb in beunruhigenden Gedanken zurück; was sollte das bedeuten, daß Pappenheim die Räte des Herzogs von

Wolfenbüttel vor ein Wallenſteiniſches Gericht ſtellte? ſie gegen ihren Herrn ausſagen ließ, um deſſen Land an ſich zu bringen? daß dies alles ohne ſein Vorwiſſen geſchah? Es war ihm vor einiger Zeit hinterbracht worden, daß Pappenheim, wie Anholt und Gallas bereits getan hatten, den bayriſchen Dienſt zu verlaſſen und zum Wallenſtein überzugehen gedenke; da er ihn deswegen zur Rede ſtellte, hatte er geantwortet, er liebe und verehre Tilly zu ſehr, um ſich von ihm zu trennen, er betrachte ihn als ſeinen Vater und wiſſe auch, daß er in der Kriegskunſt kein beſſeres Vorbild als ihn haben könne. Zwar ſei bei Wallenſtein viel zu verdienen; aber das wiſſe Tilly doch wohl, daß er um der Ehre, nicht um des Geldes willen die Rüſtung angelegt habe.

Tilly beſann ſich auf den kühnen Blick des jungen Mannes, ſeinen ſchnellen Gang und ſeine ſtolze Haltung; es war immer ſeine Anſicht geweſen, daß er aus Ehrgeiz und Unbedacht wohl unrecht tun könne, aber kein Lügner und Gleisner ſei. Er hatte ſich ſchon öfters über Pappenheim gekränkt, hatte es aber immer verwunden, weil er an ſeine Ehrliebe, ſein redliches Herz und ſeine Frömmigkeit glaubte. Das letztemal, beſann er ſich, hatte er ihn geſehen, als derſelbe ihn um Urlaub bat, wobei er ihm haſtig und zerſtreut vorgekommen war. Auch erinnerte er ſich, wie hartnäckig Pappenheim bei der Belagerung von Wolfenbüttel geblieben war, als der Herzog ſich ſchon unter den Gehorſam des Kaiſers zurückbegeben hatte, wie er ſich oft laut vernehmen ließ, der Herzog ſei ein Schelm und ein Schwachkopf, mit ſolchen Fürſten im Reiche könne der Kaiſer keine Ordnung halten, und was dergleichen Wallenſteiniſche Reden mehr waren.

Für einen verläßlichen Mann hielt Tilly den Herzog von Wolfenbüttel zwar auch nicht; aber das ſchien ihm doch

hart, daß eben die Räte Rauschenberg und Eltz, die ihn vorher an den Dänen verkauft und stets die Religion und Libertät im Munde geführt hatten, ihn nun an Wallenstein verrieten, und er beschloß einen Brief an den Kaiser abgehen zu lassen, daß er den Herzog für unschuldig halte, Pappenheim aber sein gewalttätiges Vorgehen gegen die braunschweigischen Räte zu untersagen.

Gelegentlich einer Unterredung, die Tilly in diesen Tagen wegen des dänischen Friedens mit Wallenstein hatte, brachte dieser die Rede auf die braunschweigischen Herzoge. Diesen Leuten sei nicht zu trauen, sagte er, des Kaisers Clemenz sei da übel angebracht. Ihm liege es am Herzen, diese Gegenden in feste, treue Hände zu legen, damit er den Norden verlassen und sich gegen die Türken wenden könne. Ihm seien diese Kriegshändel im Reiche leid, sein Ziel sei, den Türken einmal aus Europa zu werfen. Der Halbmond müsse untergehn, er wolle nun nicht lange mehr damit zögern, nur erst das nördliche Deutschland versichern, und er hoffe, Tilly, der immer in gutem Vernehmen mit ihm gestanden, werde auch zu diesem löblichen Werk konkurrieren. Wallenstein war noch niemals so gesellig und vertraulich gegen Tilly gewesen; dieser jedoch hielt sich wie sonst zurück und antwortete, der Kampf gegen den Türken werde ihm als einem christlichen Feldherrn stets erwünscht sein; was den Herzog Friedrich Ulrich betreffe, so halte er ihn nicht für schuldig und habe in diesem Sinn auch an den Kaiser berichtet.

Es stellte sich heraus, daß Pappenheim den ihm von Tilly bewilligten Urlaub benützt hatte, um nach Wien zu gehn und dort zu betreiben, daß Friedrich Ulrich abgesetzt werde und er, Pappenheim, mit Wolfenbüttel, Tilly etwa mit Calenberg belehnt werde, was der Kaiser nicht durchaus zurückwies. Dagegen setzten sich die welfischen Herzoge in

Bewegung, namentlich Herzog Georg von Lüneburg, der der mutmaßliche Erbe des Herzogs Friedrich Ulrich war, wandte sich bittend an Tilly sowie an verwandte Fürsten. Mehr als alle nahm sich Kurfürst Maximilian von Bayern ihrer an und erließ ein scharfes Schreiben an Pappenheim, wie er sich unterstehen könne, sich an einem Reichsfürsten zu vergreifen, noch dazu an einem aus dem uralten Welfengeschlechte; er befehle ihm, sich dieser Sache sofort gänzlich zu begeben und künftig die Hand von Dingen zu lassen, die ihm nicht zuständen.

Nachdem dieser Plan vereitelt war, gewann es den Anschein, als solle auch das Pfand für die 400000 Taler Tilly nicht eingeräumt werden, das der Kaiser ihm versprochen, und auf das er ein Recht hatte. Er ärgerte und grämte sich darüber: auf das Fürstentum habe er ja nie gerechnet, dachte er, sei ja auch nicht reich genug, um einen so hohen Stand repräsentieren zu können; aber ein paar Ämter, etwa im Halberstädtischen, die er seinem Neffen vererben könnte, die hätte er sich gewünscht, wie sie ihm auch nach dem Recht zugekommen wären. Wenn Frieden würde, könne er sich dahin zurückziehen und seine Bäume und sein Korn im Sonnenscheine wachsen sehen. Dort würde er Gott besser dienen, als er bisher getan hätte; denn wenn er auch den wahren Glauben hätte ausbreiten helfen, so hätte er doch viel Herzeleid, Seufzen, Not und Tod hinter sich gelassen. Wie sehr sein Beichtvater es ihm auszureden suchte, kam ihm doch oft der Gedanke wieder, die Traurigkeit würde ihn loslassen, wenn er in der Gnade Gottes stände.

Es war nun Mai, ein heiterer, blütenreicher Frühling, der Friede mit Dänemark war abgeschlossen, der Kaiser hatte das Edikt, die Rückgabe aller mit dem Passauer Religionsfrieden von den Evangelischen eingezogenen geistlichen Güter

betreffend, trotz mannigfacher Warnungen ausgehen lassen. Tilly saß noch in Winsen, um von dort aus die Exekution des Restitutionsediktes an die Hand zu nehmen, als er den Besuch des schwedischen Baron Bielke erhielt, der ihm einen Brief seines Königs überbrachte. Er habe von den rühmlichen Taten Tillys viel vernommen, schrieb Gustav Adolf, und daraus besondere Hochachtung und Wohlwollen gegen ihn geschöpft; er werde gern dem Grafen Gutes erweisen, soviel er vermöge. Mündlich führte der schwedische Gesandte, der ein gutes Französisch sprach, diese Gesinnung seines Königs weiter aus und erzählte, wie sehr es denselben gekränkt habe, daß sein Abgesandter auf dem Friedenskongreß zu Lübeck nicht vorgelassen sei; der König habe dies als eine Herausforderung auffassen müssen. Tilly sagte, der Friede sei zwischen dem Kaiser und Dänemark gewesen, weiter habe das nichts zu bedeuten, übrigens danke er dem tapferen König für sein Wohlwollen. Auch ein schmeichelhafter Brief des Dänenkönigs traf ein, in dem er Tilly um eine Zusammenkunft bat, da er Wichtiges mit ihm zu reden habe; allein dieser entschuldigte sich, da er sich doch mit Christian nicht einlassen und auch nicht mit ihm saufen wollte, durch welche Enthaltsamkeit er sich nicht wenig unbeliebt machen würde.

Der Pfleger von Nabburg in der Oberpfalz saß in der Amtsstube in einem Armsessel und ließ sich von seinem Sekretär ein Schreiben vorlesen, welches er von der Regierung in München erhalten hatte. „Ehrsamer, Lieber," so las der Sekretär, „es ist uns leider beweglich zu Ohren gekommen, wie daß sich gegen unseren vielfachen, nachdrücklichen Befehl noch eine große Anzahl von Evangelischen in deinem Amte Nabburg ganz trotzig und unbescheiden aufhalten, welche trotz empfangener Mahnung die Messe in den

Wind schlagen und entweder bei währender Zeremonie in ihren Häusern wohlgemut stillsitzen oder in die benachbarten, teils sächsischen, teils böhmischen Örter zur Ausübung ihres verbotenen Gottesdienstes auslaufen; ferner daß du, was wir zwar billig bezweifeln, einen evangelischen Sekretär bei dir hältst, welches denn den Untertanen ein abscheuliches Exempel und gänzlich nicht zu dulden, ja gebührlich zu bestrafen wäre."

An dieser Stelle begann der Pfleger zu seufzen und zu jammern: Er möchte nur, daß der Herzog Maximilian einmal an seinem Platze säße! Die in München täten sich leicht, tauchten die Feder tief ein und schrieben, erstens, zweitens und drittens, was alles geschehen solle. Aber man sei hier nicht in Bayern! Hier gehe es anders zu, man sei ja fast in Böhmen, kaum daß die Leute Deutsch verständen. Wie solle sich da einer allein unter lauter fremden, übelwollenden und verstockten Leuten zurechtfinden, wenn er noch dazu das Podagra hätte!

Der Sekretär, ein flinkes, mageres Männlein mit klugen Augen und blanken Zähnen, sagte, der Pfleger solle nur ruhig sein, eine Weile bleibe er schon noch da, bis der Pfleger sich etwas besser auskenne. Der Brief sei nun angekommen, nach einer Woche werde er hübsch langsam eine Antwort aufsetzen, dann ziehe es sich wieder ein paar Wochen mit der Gegenantwort hin, und inzwischen kämen sie ein Stück vorwärts.

Ach Gott, seufzte der Pfleger, ob es denn gar nicht möglich wäre, daß der Sekretär sich bequemte! Er brauche ja nicht eigentlich katholisch zu werden, wenn er nur zuweilen zur Messe ginge, das genüge schon, und er solle es gewiß gut bei ihm haben.

Das glaube er wohl, sagte der Sekretär; aber es sei wirklich nicht möglich, er könne das seiner Frau und seinen Kindern

nicht zuleide tun, die wären schon nach Sulzbach verzogen und warteten auf ihn, denen könnte er ja nicht mehr in die Augen sehen.

Ob er sich denn nicht wenigstens so anstellen könnte, als ob er Lust zum katholischen Wesen hätte, damit sei doch Zeit gewonnen!

Es sei immerhin eine verfängliche Sache, meinte der Sekretär; aber dem Pfleger zuliebe wolle er sich so weit einlassen. Er wolle um ein paar Wochen oder Monate Bedenkzeit bitten, wie das ja viele täten; das wäre eine schöne Frist, während welcher der Pfleger seinetwegen Ruhe hätte.

Ach, sagte der Pfleger, da kenne der Sekretär den Herzog oder nunmehr Kurfürsten wenig. Der könne nicht leiden, wenn einer seine Ruhe hätte; der Sekretär werde schon sehen, was für Wespen des weiteren aus dem Brief ausschlüpften.

Der Sekretär fuhr zu lesen fort: Es müsse nunmehr Ernst gezeigt werden, ein Verzeichnis aller Evangelischen müsse ausgefertigt werden, die sich noch im Amte aufhielten, nebst Angabe, ob und wo sie die Kirche besuchten, was sie sonst während der Kirchzeit trieben und ob sie im Sinn hätten, sich unterweisen zu lassen. Die Hartnäckigen müßten längstens bis zum Martinstage ausgeschafft sein, aber nicht bevor sie alle zu diesem Zweck aufgelegten Steuern und Abzüge gegen einen im Amtshause zu beschaffenden Schein erledigt hätten.

Nun also, nun also! rief der Pfleger; es wären 70 oder 80 Evangelische in Nabburg, wie er ausfinden sollte, was bei allen denen während der Messe im Schwange ginge? Wo er doch selbst zur Messe gehen müßte und außerdem das leidige Podagra hätte?

Nun, sagte der Sekretär, er wisse ohnehin was sie täten, die meisten gingen über die Grenze, wo lutherische Prädi-

kanten wären, und hörten da die Predigt. Außerdem könne der Pfleger ihm noch zwei bewährte Leute zuteilen, um des Sonntags in die Häuser zu gehn und ein wenig hinzuhören, sie wollten es wohl miteinander ausrichten.

Weiters, las der Sekretär, habe leider verlautet, daß etliche aus der Oberpfalz auf die Schule von Altdorf gezogen wären, als ob da ein Mehreres oder Besseres zu erlernen wäre, ebenso daß Jungfrauen und Jünglinge außer Landes heirateten und ganz unverdrossen väterliches Gut mit herausnähmen, was laut kürzlich erlassener Verordnung durchaus nicht zu gestatten sei. Es komme auch hoch verwunderlich vor, daß den Hexen gar nicht nachgespürt werde, und möchte der Kurfürst gern einen größeren Fleiß und Eifer zur lieben Gerechtigkeit bei seinen Beamten spüren, damit das so wunderbar von Gott neuverliehene Land nicht durch die lästerliche Zauberei und Ketzerei gar verderbt und dem Teufel zugespielt werde.

Ach Gott, ächzte der Pfleger, indem er in seinen Sessel zurückfiel, jetzt sei es aus! Jetzt müsse eine Hexe heraus, anders sei es nicht, wenn der Sekretär ihm nicht beistehe, sei er verloren.

Hm hm, meinte der Sekretär, das sei freilich eine kitzlige Sache. Es habe nie recht fortgewollt mit dem Hexenwesen in der Oberpfalz; ob man das dem Kurfürsten nicht schreiben könne?

Ach Gott, er kenne ja den Kurfürsten nicht, meinte der Pfleger; das würde dem niemals eingehn. Der glaube einmal, seine Beamten hätten keinen Eifer, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ein paar Hexen brennen ließen. Ob denn nicht doch vielleicht eine aufzuspüren sei, wenn man sich recht befleißige?

Es sei wohl die eine oder die andere da, sagte der Sekretär nach längerm Nachdenken, die sich auf Kräuter und Sprüche

verstehe; aber daß sie mit dem Teufel buhlten oder sonst zu tun hätten, glaube er nicht, habe auch nie davon gehört.

Ach, das tue es vielleicht schon mit den Kräutern und Sprüchen, sagte der Pfleger, indem er sein krankes Bein rieb. Der Sekretär solle doch sehen, daß er ihm die Frauen herschaffe, sonst müsse er zuletzt selbst brennen, wenn er nicht vorher vor Aufregung gestorben sei, er sei ohnehin schwach auf dem Herzen wegen der Fettsucht.

Nun, sagte der Sekretär, er werde schon irgendwie Rat schaffen. Seine Frau habe auch gesagt, er solle den Pfleger nicht verlassen, er sei ein guter Mann und erbarme einen ja. Es werde ihm schon etwas einfallen. Im Eichstädtischen solle es Hexen geben, wenigstens sei vor ein paar Jahren ein großes Brennen dort gewesen, sicherlich wären ein paar übriggeblieben. Vielleicht lasse sich ein Weg finden, um mit List oder Gewalt ein paar hereinzuschleppen.

Das sei ein ausgezeichneter Gedanke, sagte der Pfleger; ihm falle vor lauter Konsternation nichts ein, der Sekretär müsse alles aufbringen.

Da jetzt die Ernte bevorstehe, sagte der Sekretär, könne man etwa sagen, es fehle an Arbeitern wegen des Abzugs der Evangelischen, das lockte schon die eine oder die andere, die etwa auch sonst neugierig wäre. Der Pfleger solle ihm nur alles überlassen, zunächst wolle er ein ganz verständiges und nachdenkliches Schreiben an die Münchnerische Regierung aufsetzen, womit sie sich einstweilen vergnügen und den Ausgang erwarten könnten.

In Xanten predigte an einem der letzten Sonntage im August der kalvinische Pfarrer Ewichius über den Kampf wider die Macht des Teufels, zu dem ein jeder verbunden sei. Er erzählte, wie er Anno 1620 mit Weib und Kind aus

der Unterpfalz habe auswandern müssen und zum Landgrafen Moritz gegangen sei; wie dieser nach Verlust der Hälfte seines Landes ihn nicht mehr habe behalten können und ihm nach Genf zu gehn geraten hätte; wie er mit den Seinen auf dem Wege dahin von streifenden Soldaten überfallen und so ausgeplündert worden wäre, daß sie nicht mehr als das Hemd am Leibe behalten hätten, und wie bald darauf seine beiden jüngsten Kinder infolge von Kälte und übler Nahrung gestorben wären. Da sie gerade im Vorderösterreichischen gewesen wären, wo sie die Kinder doch nicht in geweihter Erde hätten begraben dürfen, hätten sie die kleinen Leichen eine Weile mit sich geführt und dann bei der Nacht still und geschwind auf freiem Feld unter einem Eichbaum vergraben, in dessen Zweigen, wie er hoffe, die versammelten Vöglein ihnen täglich den Auferstehungschor absängen. Nach vielen Drangsalen wären sie endlich nach Xanten gekommen, wo aber ihres Bleibens vielleicht auch nicht lange sei, denn es wisse ja jeder, wie bedenklich es hierzulande zugehe. So sei vor einem Jahre der Pfarrer Lehmann in Oberkassel ins Gefängnis geworfen, weil er billigermaßen die Messe ein Werk des Teufels genannt haben solle, und sei dort so traktiert, daß er erst die Sprache, dann das Leben verloren habe. Ebenmäßig sei der Dr. Sundermann, ein gelehrter, tugendhafter Pfarrer, unter dem Vorwande, daß er in seiner Kindheit katholisch gewesen sei, zu Kaiserswerth eingekerkert und habe dort kürzlich das Zeitliche gesegnet. Er wisse wohl, was ihm täglich drohe; aber wie seine Kindlein in ihrer Unschuld hätten sterben müssen, so gehe er auch, obwohl ein Sünder vor Gott, dem Tode furchtlos entgegen und wolle lieber vom Teufel zerrissen werden, als mit ihm paktieren oder sich vor ihm bücken.

Während er so predigte, öffnete sich das Portal, und ein

Mann trat ein und flüsterte einem andern, der nah bei der Tür stand, zu, er komme zu Pferd von Wesel, wo er Geschäfte halber sich aufgehalten habe. In der verflossenen Nacht hätten drei Bürger, die sich dazu verschworen gehabt hätten, die Holländer über die Mauer gelassen, die hätten sich der Stadt bemächtigt und die Spanier ausgetrieben; es sei lautes Jubeln und Danken in Wesel. „Was gibt es?“ fragte der Pfarrer, der ein Raunen und Rauschen in seiner Gemeinde bemerkte. „Wesel ist staatisch,“ rief einer mit lauter Stimme, „die Spanier sind draußen.“ Der Pfarrer schwieg einen Augenblick; dann sagte er mit fester Stimme: „Wohlan, so lasset uns Gott danken!“ und stimmte an: Gott macht sich auf mit seiner Gewalt; worauf die Gemeinde so kräftig einfiel, als hoffe sie, daß es zu Wesel sollte vernommen werden.

Vor dem Amtshause in Stade stand ein alter Franziskanermönch und erzählte mehreren Männern und Frauen, die ihm neugierig zuhörten, wie an Stelle dieses Hauses ehedem ein Franziskanerkloster gestanden habe, wie er von weither gekommen sei, um es gemäß dem vom Kaiser erlassenen Restitutionsedikt wieder in Empfang zu nehmen, und wie er nun erfahren müsse, daß es den Jesuiten überlassen sei, die doch niemals hier im Lande gewesen wären und keinerlei Recht an dem Kloster hätten. Sie sollten nur in den Hof hineingehn, sagte er zu den Leuten, so sähen sie noch einige Bogen des alten Kreuzganges, die in das neue Haus hineingebaut wären, auch wäre noch ein Grabstein da, auf dem einer ihrer Äbte ganz ähnlich ausgehauen sei; die Linde, deren Wipfel jetzt schon über die Mauer rage, habe dazumal die Mitte des Klostergartens bezeichnet, und auf der steinernen Bank, die noch darunter stehe, hätten er und andere oft in Betrachtung der Gräber ihrer Brüder,

vom sommerlichen Duft des Baumes umspielt, gesessen. Sie gingen mit ihm hinein und überzeugten sich von dem Vorhandensein der Bögen und der Grabsteine, die sie oft, ohne sich etwas dabei zu denken, gesehen hatten; der Mönch hielt eine seiner runzeligen Hände in das klare Wasser, das neben der Bank aus einer steinernen Brunnenröhre floß, und sagte, er wisse noch wohl, als sei es gestern gewesen, wie er sich vor mehr als fünfzig Jahren den kühlen Wasserstrahl über die Hand hätte laufen lassen, und wie wohl ihm dabei gewesen sei. Die Leute umringten ihn mit zunehmendem Anteil; ob es nicht hart sei, sagte er, daß der Heimkehrende das alte Nest von Eindringlingen besetzt finde? Nicht umsonst nenne man die Jesuiten, die sich überall einschlichen und breit machten, Füchse, alles Unheil sei von jeher von den Jesuiten gekommen. Einmütig und brüderlich hätten alle Christen miteinander gelebt, bis die Jesuiten aus dem Welschland gekommen wären und Zwietracht gesät hätten. Einst wären sie, die Bettelmönche, überall in Häusern und Hütten willkommen gewesen, was die Reichen ihnen gegeben, hätten sie den Armen mitgeteilt und hätten sich zur Lust Gottes und der Menschen ausgebreitet. Da hätten die Jesuiten mit ihrer falschen Gelehrsamkeit Haß, Hader und Mißtrauen erregt, sie meinten es nicht gut mit dem armen Manne, sondern bequemten sich den Mächtigen und ließen sich gebrauchen, um das Volk zu unterdrücken; auch der Obrigkeit machten sie sich aber verdächtig, weil sie nur auf die eigene Herrschaft ausgingen.

Während der Mönch so predigte, sammelten sich immer mehr Menschen an, die ihm Beifall zuriefen und ihn als einen armen alten Pilgersmann reich beschenkten. Im Ort entstand ein Geschrei, man wolle die Jesuiten nicht, man wolle evangelisch bleiben, aber die Franziskaner möchten

kommen, sie wären gute Leute, die es redlich mit dem Volke meinten. Eine Abordnung ging deswegen aufs Rathaus, der der Amtmann entgegenhielt, sie müßten sich dem Befehl des Kaisers fügen, falls sie nicht erleben wollten, daß die ganze Stadt dem Erdboden gleichgemacht würde. Sie antworteten, der Kaiser gebiete nichts Ungerechtes, er sei nur von den falschen Jesuiten überlistet, die in evangelischen Landen nichts zu suchen hätten. Aber die Franziskaner wären auch Katholische, sagte der Amtmann. Wenn das wahr wäre, sagten sie nach einer Pause, so wäre es doch etwas anderes, indem sie das Kloster früher besessen hätten und es überhaupt nicht böse meinten. Um die aufgeregten Leute vorderhand zu beschwichtigen, sagte der Amtmann, er wolle beim Kaiser damit vorstellig werden, daß die Jesuiten hier nie etwas besessen hätten, er glaube aber nicht, daß es fruchten werde.

Der Franziskaner verließ wohlbepackt die Stadt und begab sich zu Tilly als zu dem in dieser Gegend mit der Durchführung des Restitutionsediktes Betrauten. Tilly, ein Beförderer der Gerechtigkeit, sagte er ihm, solle nicht zugeben, daß das Kloster dem Orden, der es gegründet habe, entwendet und den Jesuiten ausgeliefert würde. Was sie denn getan hätten, um eine solche Beraubung zu verdienen? Dienten sie nicht Gott seit uralten Zeiten, und wären sie nicht von den Päpsten bestätigt, begabt und gesegnet?

Tilly sagte, er müsse zuvor aus den Urkunden lesen, wem das Kloster gehört habe; wenn der Nachweis zu der Franziskaner Gunsten erbracht sei, müsse es freilich ihnen eingeräumt werden. Bisher sei das Stift von niemandem beansprucht worden, darum sei es den Jesuiten überlassen worden, die so viel für die Ausbreitung des wahren Glaubens getan hätten, und deren man zu diesem Zweck auch bedürfe.

Er sei zu schlecht, um dem Grafen zu widersprechen, sagte

der Franziskaner; aber er hielte die Jesuiten für ein Unkraut, das der Teufel zum Verderben der Kirche ausgesät habe. Er habe gehofft, seine Tage in der lieben alten Heimat zu beschließen, er würde es nicht überleben, wenn die spanischen Galgenvögel sich da einnisteten.

So anzüglicher Reden solle er sich weiter nicht unterfangen, sagte Tilly, sondern in Geduld warten; so viel an ihm liege, solle niemandem das Seinige genommen werden.

Obwohl Oxenstierna auf die Pläne seines Königs einging, so stellte er ihm doch häufig vor, wie schwierig ihre Ausführbarkeit sei. Die deutschen Fürsten, sagte er, ließen sich zwar neuerdings gern in Traktaten mit fremden Potentaten ein, solange es ihnen vorteilhaft schiene; aber sie wären hochfahrend und eigensinnig, duldeten nicht gern jemand über sich, an der Religion sei ihnen im Grunde wenig gelegen. Das Volk wolle nichts von Fremden wissen, niemand sei den Schweden hold außer des Vorteils wegen. Wenn dem König das Kriegsglück nicht beistehe, was dann aus ihm werden solle im Innern eines feindlichen Landes mit einer Handvoll bewehrter Bauern?

Hochfahrend wären die deutschen Fürsten wohl, entgegnete Gustav Adolf, allein auch feige und unterwürfen sich lieber einem Fremden als ihrem Kaiser. Freilich müsse er Macht haben sie zu zwingen, dürfe sich nicht auf ihren guten Willen verlassen; aber wenn er Geld von Frankreich bekäme, würde es ihm an Soldaten nicht fehlen, das Reich wimmle davon wie ein Stück faules Fleisch von Maden. Das Volk, soweit es evangelisch sei, fürchte die Papisten und werde ihm anhangen, weil er es bei der Religion schütze. Er könne allerdings scheitern, wenn das Kriegsglück ihn verließe, das sei aber nicht zu fürchten, es folge dem Kühnen, und wagen

müsse jeder, der leben wolle. Seit die Eifersucht der Fürsten den Wallenstein verdrängt habe, sei keiner mehr im Reich, der ihm die Stirn bieten könne; vielleicht könne er sogar Wallenstein auf seine Seite ziehn, der des zugefügten Schimpfs wegen empfindlich sein würde. Tilly sei alt, verstehe von neumodischer Kriegführung nichts, habe zu viel Bedenken. Ihn treibe Gott, der wisse, wozu es gut sei.

Sicherer sei es, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, meinte Oxenstierna.

Ob er denn das nicht tue? rief Gustav Adolf. Ob er nicht seit Jahren zuwarte, bedenke, vorbereite? Auch jetzt würde er nicht handeln, wenn er nicht überzeugt sei, daß so viel günstige Umstände und Zufälle nicht wieder zusammentreffen würden.

Den Heerzug so gut wie möglich auszurüsten, war der König unermüdlich tätig: Kleider, Schuhwerk, Waffen für die Soldaten mußten in Schweden angefertigt werden, und er bereiste selbst das Land, um die Arbeit zu begutachten und zu ermuntern.

Ein wichtiges Projekt betrieb der König schon seit Jahren mit dem Antwerpener Usselinx, der als ein Kalvinist seine Vaterstadt verlassen und im überseeischen Handel viele Erfahrungen erworben hatte, die er zur Bekämpfung und Vernichtung des Erzfeindes verwenden wollte. Seinen Plan zur Errichtung einer westindischen Handelskompagnie, die Spanien aus Amerika verdrängen sollte, hatte er zuerst den holländischen Staaten vorgelegt, dort aber aus gewissen Gründen keinen Beifall damit gefunden. Seiner Meinung nach sollte man nämlich nicht darauf sehen, möglichst viel Edelmetall einzuholen; so habe Spanien verfahren, das komme aber nur einzelnen reichen Handelsleuten zugute. Man solle auch nicht die Arbeit von eingeborenen Sklaven

verrichten lassen; denn Sklavenarbeit sei nicht nur teuer, sondern auch kostspielig, da Sklaven unwillig arbeiteten, sich auch bekanntermaßen oft aus Desperation den Tod gäben. Vielmehr solle man den gemeinen Mann in Kolonien ansiedeln, der freudig für eigenes Verdienst arbeiten und mit dem Mutterlande Handel treiben würde, so würde das Volk wahrhaft bereichert, es komme alles dem gemeinen Wesen zunutze, und infolge der Zölle, die man erheben könne, brauche der arme Mann daheim nicht mehr so stark besteuert zu werden.

Die Holländer, denen es mehr um rasche Einfuhr von Gold und Silber zu tun war, gingen auf die Ideen des Usselinx nicht ein, wohl aber ergriff sie Gustav Adolf, wenn es auch freilich schwer war, das nötige Kapital in dem armen Schweden aufzubringen. Eine weitere Hinderung bildete der Umstand, daß Schweden seinen reichen Ertrag an Kupfer in Spanien abzusetzen pflegte und deswegen die Handelsbeziehungen zu Spanien nicht aufgeben konnte; nun aber hoffte Usselinx, daß sich im Deutschen Reich sowohl das Geld zur Fundierung der Kompagnie finden würde, wie auch daß es ein neues Absatzgebiet für das schwedische Kupfer abgeben könne.

Auf einem Gutshof in der Nähe von Upsala hatte der König eine Zusammenkunft mit Usselinx; der Abend dämmerte schon, als er den alten Mann mit den leidenschaftlichen Augen nach langem Gespräch entließ. In angeregter Stimmung rief er Skytte, der ihn auf dieser Reise begleitete, um noch ein wenig im Freien mit ihm auf und ab zu gehen; sie erstiegen einen grasbewachsenen Hang, in dessen Schutz das Gehöft lag, und schritten dann zwischen unübersehbaren, stark duftenden Getreidefeldern hin, die das gezackte Band eines Tannenwaldes am Horizont begrenzte. Der Halbmond, der

groß und gelbglühend darüber aufging, schüttete einen Strom fremden Lichtes über den steinigen Weg. „Wie schön ist mein Land," sagte der König, „und wie glücklich wird der Tag sein, wenn ich es wiedersehe."

Er sei zu alt, um auf diesen Tag zu hoffen, sagte Skytte; der König setze seinen Fuß auf ungewissen Boden, die undurchdringliche Zukunft verschlinge ihn, wer könne wissen, wann sie ihn wiederbringe.

So sei es freilich für diejenigen, die zurückblieben, sagte der König. Ihm sei anders zumute, er gehe winkenden Sternen entgegen, wie sie jetzt dem wachsenden Monde. „Die Ferne schimmert", sagte Skytte. „Kommen wir näher, so sehen wir, daß alles aus einerlei Lehm und Staub gemacht ist."

Nein, nein, sagte Gustav Adolf, das wären grämliche Theologenmeinungen; die Erde sei mannigfaltig, habe freilich überall Vorzüge und Mängel, aber in ungleicher Verteilung. Er wisse wohl, Schweden sei ein schönes Land, und keiner könne es mehr lieben als er, es bringe starke, kluge und treue Menschen hervor, sei aber hart und unergiebig. Warum sollten diese guten Menschen es schlechter als andere haben, weniger verdienen, ungelehrt und ungeübt in vielen Geschicklichkeiten bleiben? Gott habe die Blumen sich festwurzeln lassen, die Menschen aber beweglich gemacht, damit sie das Gute und Nützliche von allen Orten holten.

So hätten wohl auch die alten Wikinger geredet, sagte Skytte, die ausgezogen wären, um im Süden Gold und Überfluß und Üppigkeit zu suchen. Aber sie wären zugrunde gegangen oder hätten dort unten abenteuerliche Reiche gegründet; was für Vorteil aber Schweden davon gehabt hätte?

Er sei kein Abenteurer, rief der König zornig, indem er stehenblieb. Verließe er denn Schweden um seinetwillen? Gehe er nicht blutigen Kämpfen, Anstrengungen und Ge-

fahren entgegen? Tue er das nicht, um seinem Volke neue Wege für seinen Handel, einen Markt für seine Erzeugnisse, feinere Bildung zu erschließen? Wolle er nicht vor allen Dingen den wahren Glauben ausbreiten?

Ach, der sitze ja noch nicht einmal in Schweden fest, rief Skytte. Die Hälfte des Adels und zwei Dritteile der Priesterschaft würden wieder katholisch werden, wenn der Polenkönig den Thron erhielte. Warum Gustav Adolf nicht den Glauben und die Wohlfahrt in Schweden stärken wolle? Hier sei ein arbeitsames, williges Volk, das zu ihm aufblicke als zu seinem Hort und ihn mit schwerem und bitterem Herzen scheiden sehe. Warum er das verlassen wolle?

Er trat mit diesen Worten dicht an den König heran und legte beide Hände fest auf seine Schultern, als ob er ihn festhalten wollte. „Willst du deinem König Gewalt antun?" rief Gustav Adolf, indem er den Arm reckte und die Faust ballte. „Willst du deinen alten Lehrer schlagen?" entgegnete Skytte, worauf sie sich eine Weile mit zornblitzenden Augen gegenüberstanden.

Er wolle gern sein Leben lassen, sagte Skytte, als der König den Arm hatte sinken lassen, wenn er ihn nur zurückhalten könne. Er, der König, möge wohl glauben, daß er ausziehe, um seinem Volke teure Güter heimzubringen; aber dem sei nicht so, sein ungestümes Herz blase die Segel auf. Ob er schon bedacht hätte, wie es dann sein würde, wenn er zwei oder drei Siege erfochten hätte? wenn er Bündnisse mit zwei oder drei Fürsten abgeschlossen, wenn er selbst die alte Kaiserkrone sich aufgesetzt hätte? Ob er glaube, daß er dann Ruhe gefunden hätte?

Der König bedeckte die Augen mit der Hand und schwieg. „Ruhe finde ich wohl nur in der Ewigkeit," sagte er langsam.

Skytte liefen die Tränen aus den Augen. Er würde auf

die Knie fallen, sagte er, wenn es nützte; aber er sehe nun wohl, man könne den König so wenig aufhalten wie das Meer oder den Sturm der Zeit.

Der König umarmte Skytte und lachte. Da er nicht werde glauben wollen, daß es der Teufel sei, der sein Herz unaufhaltsam bewege, sagte er, müsse es Gott sein, also solle er nicht sorgen. Es sei genug der Traurigkeit und der Zweifel; Zweifel sei für ihn Stickluft.

Sie waren inzwischen an einen breiten Graben gekommen, der verschiedene Felder voneinander trennte. Da wolle er hinüber, sagte der König, Skytte solle es ihm nachtun, wenn er könne; nahm einen Anlauf, sprang und hielt Skytte, von der Anstrengung keuchend, die Hand hin. Dieser nahm sie nicht an, sondern führte den Sprung ohne sichtliche Mühe aus, so daß der König ihn verwundert und ein wenig neidisch betrachtete und sagte, Skytte sei ja, obwohl 20 Jahr älter als er, sein Meister im Springen. Er fange an fett zu werden, das tauge nicht für einen König, und er müsse mehr Zeit an körperliche Übungen wenden. Jetzt gleich wolle er zu dem Gutshofe zurück und zu einem Tanz aufspielen lassen, Tanzen sei ihm nach der Schlacht der liebste Umtrieb, weil zugleich Musik dabei sei.

Knechte und Mägde waren schon in den Betten, mußten aber aufstehen, und auch eine Zither und eine Fiedel wurden hervorgeholt. Es sei kein guter Tanzboden, sagte der König, aber ein Schwede müsse sein Mädchen auch auf Stoppelfeldern schwingen können. Er tanzte mit Majestät, Anmut und Leidenschaft, zuweilen den Takt mit dem Fuße angebend und in die Musik einstimmend. Im Tanzen sei er Skytte überlegen, rief er diesem triumphierend zu, Fett tanze und Mager springe besser. Als er genug hatte, ließ er sich die Zither geben und begleitete sich mit einigen Griffen zum

Gesange, während jung und alt sich auf den Boden lagerte und lauschte. Diesem und jenem Mädchen zunickend sang er kleine Reime von der Liebe: süß ist es mit dir zu lachen, süß dich zu küssen, ach und am süßesten, um dich zu weinen; und mehrere dergleichen, lustige und traurige. Plötzlich schien er die Gesellschaft zu vergessen, stützte träumerisch den Kopf in die Hand und sang ein aus dem Italienischen übersetztes Lied, das ihn einst seine Jugendgeliebte, Ebba Brahe, gelehrt hatte:

Der Tag verrinnt, alle Lichter ertrinken.
Einst wirst du ruhn, mein Herz,
Und in Nacht versinken.

Die Bauern hielten den Atem an, um den König nicht zu stören. Nach einer Weile hob er den Kopf, dankte allen, daß sie ihm zum Gefallen aufgestanden wären, winkte freundlich lachend mit der Hand und wünschte Gute Nacht.

Als sich Wallenstein im Februar des Jahres 1630 in Sagan aufhielt und die von ihm gegründete Jesuitenschule besuchte, traf es sich, daß dort gerade von den Schülern eine Tragödie aufgeführt wurde, das Spiel von Welt und Tod, welcher Darstellung beizuwohnen die Väter den Herzog einluden. Das Stück spielte in Rom zur Zeit des Nero, und es war darin das brennende Rom zu sehen, durch dessen Straßen, unangetastet vom Feuer, der Tod schritt, und wie der Kaiser die von ihm entzündete Brunst betrachtete. Nachdem der Tod in den ersten Auftritten gleichsam im Dienste Neros erschienen war und seine Opfer gefällt hatte, wendete er sich zuletzt gegen ihn selbst, als er eben auf der Bühne, festlich gekleidet, seine eigene Schönheit und Größe besingen wollte, so daß er alle Zier ablegen und in einen Bettler verwandelt dem Herrscher folgen mußte. Den Schluß bildete die Überwindung des Todes, so dargestellt, daß ein von

wilden Tieren in der Arena zerrissener Christ und Märtyrer, über dessen Grab der Tod selbst einen Felsen gesetzt hat, diesen beiseiteschiebend aufersteht und mit einem Lichtleib gen Himmel fährt.

Wallenstein nahm die Einladung an und erhielt einen vor alle übrigen Zuschauer gerückten Sessel nebst einem bequemen Schemel für sein krankes Bein. Es trat zuerst der Philosoph Seneca auf und hielt an seine Schüler eine Rede über die Tugend und das glückliche Leben, in welcher er plötzlich, während die Bühne sich durch das Erlöschen der Lichter verdunkelte, durch den von Harfenakkorden verkündigten, hinter ihm eintretenden Tod unterbrochen wurde. Derselbe setzte den Fuß auf die schleppende Toga, in die der Philosoph eingehüllt war, so daß sie von seinen Schultern herab auf den Boden glitt, und sang mit hoher Knabenstimme in rezitativischer Weise:

Schweig stille, Mensch, tritt aus der Zeit.
Ein andrer trägt hinfort dein Kleid.

Der Vers war kaum beendigt, als Wallenstein aufstand, seinen Sessel zurückschob und in augenscheinlicher Mißstimmung dem Ausgange des Saales zuschritt. Musik mache ihm übel, sagte er zu den Vätern, die ihm erschrocken nacheilten, sie hätten ihm vorher sagen sollen, daß eine Opera aufgeführt werde. Der Vorsteher der Schule, der klein und zierlich war, sah den unzufriedenen Fürsten von unten herauf teilnehmend an wie einen Kranken, der geschont werden müsse, und entschuldigte sich mit bedauernden Worten. Das Stück sei in der Tat auf die neumodische italienische Art hergerichtet, sagte er, und er habe geglaubt, dem Herzog dadurch eine angenehme Überraschung zu bereiten. Seine Empfindlichkeit sei ihm unbekannt gewesen, ob er befehle, daß das Stück ohne Musik zu Ende gespielt werde. Nein,

das wolle er nicht, diejenigen, die an dergleichen ein Belieben trügen, sollten sich seinethalb voll hören, sagte Wallenstein spöttisch. Während die Väter in der Tür stehend den Herzog in seine Kutsche steigen und davonfahren sahen, flüsterte der Kleine den anderen lachend ins Ohr, Wallenstein komme ihm vor wie der Teufel, der mit verstopften Ohren abfahren müsse, wenn der heilige Name Gottes vor ihm ausgesprochen werde; worauf sie wieder hinaufgingen und dem Ende des Stückes beiwohnten. Wallenstein fuhr in seine Burg zurück, wo inzwischen der ihm durch den Großherzog von Florenz empfohlene Astrolog Seni eingetroffen war und ihm vorgestellt wurde. Der Herzog ging dem sich unablässig Verbeugenden entgegen, reichte ihm die Hand, erkundigte sich nach dem Verlauf seiner Reise und fragte, ob Seni mit den ihm angebotenen Bedingungen zufrieden sei. Seine Exzellenz, der Herr von Taxis, der mit ihm verhandelt habe, antwortete Seni, sich noch immer verbeugend, habe ihm 1000 Gulden jährlichen Lohn verheißen, womit er zufrieden und dankbar sei. Der Taxis sei ein schäbiger Hund, fuhr Wallenstein ärgerlich auf, einem verdienstvollen Gelehrten wie einen Barbier oder Feldprediger abfertigen zu wollen; Seni solle das Doppelte erhalten und werde ihm, wie er hoffe, viele und wichtige Dienste leisten.

Der Astrologe hatte Wallenstein noch nicht lange verlassen, als ihm Kepler gemeldet wurde, den er erst nach einigem Besinnen empfing, ohne ihn anzusehen und sich anstellend, als sei er in eine vor ihm auf dem Schreibtisch liegende Arbeit vertieft. Der Herzog werde wissen, weswegen er komme, sagte Kepler, nachdem er eine Weile gewartet hatte, nämlich seines Geldes wegen. Der Herzog möge die Gnade haben ihn zu befriedigen, das häufige Erinnern sei ihm zuwider.

Er wisse nicht, daß er ihm etwas schuldig sei, entgegnete Wallenstein, da ja Kepler nicht für ihn arbeiten wolle. Er habe Kepler nach der nächsten Konstellation des Planeten Jupiter mit dem Saturn gefragt, die zu kennen für ihn von höchster Wichtigkeit sei, Kepler habe ihm aber nicht entsprochen, sei es daß er nicht gekonnt oder nicht gewollt habe.

Er habe nicht wollen, sagte Kepler. Wenn er glaubte, daß es dem Herzoge nützlich sei, würde er es tun, übrigens sei es nicht seine Sache.

Aus dem Grunde, fuhr Wallenstein fort, habe er den berühmten Astrologen Seni in seinen Dienst genommen, der eben eingetroffen sei. Niemand werde ihm zumuten, daß er zwei Astrologen besolde. Er zahle dem Seni 2000 Gulden, obwohl derselbe auch mit der Hälfte zufrieden gewesen sein würde; aber er pflege diejenigen, die ihm dienten und für ihn arbeiteten, reichlich zu belohnen. Für Widerspenstige habe er nichts übrig.

Der Herzog irre sich, sagte Kepler scharf, er sei nicht sein Herr. Der Kaiser schulde ihm 12000 Reichstaler, was er auch anerkannt und für welche Summe er ihn auf die Einkünfte Mecklenburgs und also auf den Herzog angewiesen habe. Er sei somit des Herzogs Gläubiger und habe von ihm zu fordern.

Wallenstein schoß von der Seite einen zornigen Blick auf den blassen, grauhaarigen, etwas gebeugten Mann, dessen dunkle Augen er auf sich ruhen fühlte. Der Kaiser habe ihn nicht vorher gefragt, sagte er, auf den mecklenburgischen Einkünften stehe noch vieles, was wichtiger und dringlicher sei. Die Majestäten wären offenbar mit seinen Diensten auch nicht sehr zufrieden gewesen, daß sie ihn nicht bezahlt hätten. Was er eigentlich für sie getan hätte?

Im Dienste des Kaisers Rudolf, sagte Kepler, indem er

sich stolz aufrichtete, habe er die astronomischen Tafeln gefertigt, die Sterne beobachtet und Kalender gemacht. Übrigens habe er die Physik des Himmels geschaffen und in Büchern niedergeschrieben; aber das habe ihm niemand bezahlt.

„Man bezahlt was man braucht", sagte Wallenstein. Seine Bücher brauche vielleicht Gott.

Das hoffe er, sagte Kepler; inzwischen verlange er von den Menschen nur, was sie ihm schuldig wären.

Er sei ein hartköpfiger Schwabe, sagte Wallenstein, indem er mit der geballten Hand auf den Tisch schlug und Kepler gerade ins Gesicht sah.

Dieser lachte ein wenig, indem er erwiderte, dergleichen Köpfe scheine es auch bei den Böhmen zu geben.

Wallenstein lachte nun auch und sagte, wenn doch keiner von ihnen etwas gegen den andern ausrichtete, wäre es das beste, daß sie sich vertrügen. Übrigens sei ihm hinterbracht worden, daß Kepler in der letzten Zeit fleißig den Himmel beobachtet habe. Ob etwas Neues vorgehe?

Er habe festgestellt, sagte Kepler, daß im nächsten Jahre, dem Jahre 1631, der Planet Venus an der Sonne vorübergehen werde, was noch von keinem Astronomen beobachtet sei.

Wallenstein stützte den Kopf in die Hand und verfiel in Sinnen. Das werde den Sieg des Schweden zu bedeuten haben, dachte er; aber plötzlich fiel ihm ein, es könne auch den Einfluß des Bayernherzogs auf den Kaiser anzeigen. Eggenberg hatte ihm zwar versprochen, diesem ingrimmigen Feinde die Wage zu halten; aber Eggenberg, obschon ihm standhaft ergeben und dem Bayern abgeneigt, war doch nur eine steirische Schnecke, behaglich in ihrem Schleime kriechend, das Haus andächtig auf dem Rücken, und die Hörner einziehend, wenn diesem Heiligtum Gefahr drohte.

Kepler zog sich knurrend und seufzend zurück und dachte, er werde wohl bis an seines Lebens Ende weiterbetteln müssen. Schließlich sei es gut, daß von seinen Kindern die meisten klein gestorben wären, obschon er sich jedesmal gegrämt hatte; aber was stände ihnen bevor, wenn er ihnen das Erbgut nicht sichern könnte? Sie arteten doch alle nicht nach ihm, daß sie sich vom Wetter nicht verbiegen ließen, sondern ihren unentwegten Wuchs in sich hatten, außer etwa seine Tochter Susanne, welche nun den Magister Bartsch heiratete. Diese Heirat bedrückte ihn ein wenig, insofern als er fühlte, daß das liebe Mädchen nur aus gehorsamer Liebe zu ihm eingewilligt hatte, der sie auch nur deshalb wünschte, weil er sich zuweilen so erschöpft fühlte, als könne ein Windstoß ihm unversehens das Licht auslöschen. Zuweilen dachte er, daß er am liebsten das teure, zärtliche Köpflein an seine Brust legen und mit aus der Welt nehmen möchte, wenn er stürbe; aber er tröstete sich dann damit, daß ihr reines, tapferes Herz seinen Stand immerhin behalten und seinen Ton singen und also in dem unendlichen Konzert der Welt mitverschlungen bleiben werde.

Die Hochzeit der Susanne Kepler richtete Professor Bernegger in Straßburg in seinem Hause aus, wie wenn sie seine eigene Tochter wäre. Das Sparen und Abknappen, an welches man sich in diesen schlimmen Zeiten gewöhnt hatte, sollte an diesem festlichen Tage nicht zu verspüren sein, soweit es die Bedenklichkeit und Nörgelei des Rates zulasse, der alles unnötige Gepränge und namentlich das Musikmachen bei Hochzeiten wegen des Kriegselends verboten hatte. Davon, erklärten die Ratsherren dem Bittsteller, könnten sie durchaus nicht abgehen, sonst murre der gemeine Mann, daß für ihn die Verbote und für die oberen Stände die Übertretungen wären.

Man müsse doch aber bedenken, wandte Bernegger ein, daß es sich um die Tochter des Johannes Kepler handle, eines Mannes, dessengleichen in Jahrhunderten nicht wiederkäme.

Der Kepler sei ein schwäbischer Mathematiker und Kalendermacher, antworteten die Ratsherren mißvergnügt, habe sich in katholischen Gegenden sein Brot gesucht, stehe in Kaisers Diensten, sie könnten keine Rücksicht auf ihn nehmen. Das sei Gott geklagt, rief Bernegger sich ereifernd, daß deutsche Männer so redeten. Im Auslande werde Kepler gekannt und verehrt. Ihm habe Gott die Geheimnisse des Universums offenbart, er sollte billig wie ein Prophet oder König gefeiert werden.

Das wären Schwärmereien, antworteten die Ratsherren, und in den jetzigen Zeitläuften müsse man vor Sektierern doppelt auf der Hut sein. Es könne von den erlassenen Vorschriften niemandem zuliebe etwas abgelassen werden und sei überhaupt die Zeit zu Leichenbegängnissen besser geeignet als zu Hochzeiten.

Indessen fand der Rat doch für gut, Berneggern zum festlichen Tage ein Faß guten Weines ins Haus zu schicken, was dieser als einen über jenen davongetragenen Triumph betrachtete, und wodurch seine Fröhlichkeit wiederhergestellt wurde. Beim Festmahle nickte er der neben ihm sitzenden Braut ein über das andere Mal herzlich zu und sagte ihr, wie stolz er sei, einen Tag lang Vater der Tochter des großen Kepler sein zu dürfen, und wie froh über ihr mittägliches Glücksschweigen. Ja, sie sei glücklich, sagte sie, denn sie reisten nun zu ihrem Vater, den sie so lange nicht gesehen hätte, und nach dem sie sich um so mehr gebangt habe, als er sich seit einiger Zeit nicht mehr so wohl wie sonst befinde. Dies gab Bernegger Gelegenheit, die Gesundheit des echten

Brautvaters auszubringen. Er begann damit zu sagen, es sei eine elementarische Zeit, das Chaos rühre sich, verschlingend und gebärend, ja das Weltall selbst scheine sich zu dehnen und drohe zu bersten. Eine neue, fremde Gewalt werde nun auf den Plan treten, herrlich, siegreich und gefährlich. Es hätte wohl so weit nicht durchaus kommen müssen, sei doch auf Erden mehr Ursache zur Einigkeit als zum Streite; aber es sei ja weltkundig, daß es Leute gebe wie reißende Wölfe, die ein jedes Ding so lange beleckten, bis Blut käme, und es werde ohnehin jeder wissen, daß er damit auf die Jesuiten ziele, und gewisse Luthertheologen wären auch nicht anders. Nun hätten es diese dahin gebracht, daß die Menschen sich als in einen Knäuel ineinander verbissen hätten, und es könne nur noch ein scharfes Schwert den gordischen Knoten auseinanderhauen. Gefährlich sei es, wie das Beispiel der Griechen beweise, die ihrer Freiheit verlustig gegangen wären, als sie sich mit fremden Potentaten, den nordischen Königen Philipp und Alexander dem Großen, der gleichwohl ein Held gewesen sei, eingelassen hätten. Bei den armen Deutschen sei es aber jetzt so, daß einer den anderen auffresse, da herrsche das Gesetz der Notwehr, und ein jeder packe den Halm oder die Stange an, die er ergreifen könne. Noch ein anderes, fremdartiges Meteor sei am Himmel aufgegangen, das schwinge seine wilde Bahn quer wie ein blutiges Schwert durch den stillen Perlenkranz des Himmels. Ob Gottes Wort den Irrstern aufhalten, oder ob ein mächtigerer Sternenfürst ihn anprallend zertrümmern werde? Ach, wie müsse ein Zweikampf zwischen solchen Unholden die Erde erschüttern! Wenn er nun aber bedenke, daß der edle Kepler im Hause Wallensteins wohne, so gehe ihm ein Trost auf. Gott führe den Genius sicher durch eine brennende Stadt, so werde er auch

für das liebe, heilige römiſche Reich Rat wiſſen. Er gedenke oft eines Wortes, das Kepler geſprochen habe: Wenn er nicht an die göttliche Harmonie geglaubt hätte, die die unendliche Welt wunderbar zu einem Ganzen faſſe, und daß es keinen Fehler, Mangel oder Abweichung in ihr gebe, die nicht im Triumphe des Zuſammenklingens aufgelöſt werde, ſo hätte er die Geſetze nicht finden können, nach denen die Welt ſich im Raume bewege. So wolle er, wenn er auch mit ſeinen kurzſichtigen Augen den Weg zum Frieden nicht ſähe, doch an den Frieden glauben, der wie das grüne glänzende Laub in der braun verpichten Knoſpe verborgen ſei, und denjenigen, der den Frieden bringe, wer immer es ſei, willkommen heißen.

Suſanne Kepler erzählte, ihr Vater liebe den Wallenſtein nicht, er ſei, habe er ihr unlängſt geſchrieben, in ſeinem Inneren kalt und ſchwarz wie die erloſchenen Sonnen, die unſichtbar durch den eiskalten Weltraum rollten.

Bernegger nickte traurig: ein ſolches Geſtirn, ſagte er, werde freilich den werten Frieden nicht bringen. Es wären ja auch kürzlich in Tübingen und anderswo ſchreckliche Zeichen am Himmel erblickt worden, die auf neuen Kriegsausbruch deuteten. Die Witterung ſei unzeitig ſchwül geweſen und gegen Abend ein großes Gewitter heraufgezogen, da habe man in den Wolken zwei ſich gegeneinanderbewegende Heerhaufen erkannt mit Kanonen, Lanzen und Fahnen, über denen habe hier ein Adler und dort ein Löwe geſtanden, die Klauen und Tatzen gegeneinander gereckt und ſich blutlechzend angefallen hätten.

Ja, ſagte Magiſter Bartſch, der Bräutigam, in Tübingen wolle man das Krachen der Kanonen und Wiehern der gereizten Roſſe vernommen haben.

Was das anbetreffe, ſagte Bernegger, müſſe man es wohl

dem Aberglauben des ungebildeten Pöbels zuschreiben. Die Tübinger Professoren hätten ausgesagt, es sei allerdings das Bild einer fürchterlichen Schlacht am Himmel erschienen, deren Herkunft durch den Löwen und Adler für jeden Verständigen genugsam ausgedrückt gewesen sei; aber Schlachtendonner und -lärmen hätten sie nicht, und hätte wohl auch niemand eigentlich wahrgenommen; es könne ja der furchtsame und leicht einbildnerische Pöbel den natürlichen oder physischen Gewitterdonner damit verwechselt haben.

Zu Memmingen im Hause des Bürgermeisters saß Wallenstein und blätterte in einem Haufen von Briefen, die er über den Verlauf der in Regensburg tagenden Reichsversammlung von Freunden, Anhängern und besoldeten Nachrichtensammlern täglich erhielt. Der Kaiser werde ihn den dringenden Forderungen der Fürsten gegenüber nicht halten können, hieß es. Es liefen täglich neue Beschwerden ein: der Herzog von Pommern klage, sein Land sei zu einem Friedhof umgewandelt, man finde abgezehrte tote Körper am Wege liegen, denen noch das Büschel Gras aus dem Munde starre, womit sie den tobenden Hunger zu stillen gesucht hätten; oft sprängen die armen Leute in die Brunnen oder in das Meer, weil nur noch beim Tode Zuflucht auf Erden sei. Der Kurfürst von Sachsen habe sehr böse geschrieben, Wallenstein lagere seine Truppen bei ihm ein, ohne um Erlaubnis zu fragen, wessen sich nicht einmal der Kaiser unterstehen dürfe; zuletzt würden die alten deutschen Fürsten am Stecken aus dem Lande ziehen müssen. Dies alles würde aber dem Kaiser nicht viel Kopfzerbrechen machen, wenn nicht die Erbitterung des Herzogs von Bayern wäre, der würde den Ausschlag geben. Er werfe sich zum Schutzherrn der entthronten Herzoge von Mecklenburg auf, wolle

überhaupt die neukreierten Fürsten nicht leiden, habe auch die Jesuiten unter sich gebracht, daß sie beim Kaiser gegen Wallenstein arbeiten müßten, obwohl sie im Grunde auf seiner Seite wären. Erzherzog Leopold, des Kaisers Bruder, und seine Söhne, die Erzherzoge Ferdinand und Leopold, stimmten auch in das allgemeine Geschrei ein, wären neidisch auf Wallensteins Macht und Einfluß. Der Kaiser sei hauptsächlich darauf aus, die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König durchzusetzen, deshalb werde er nachgeben müssen, obwohl ungern. Es sei ihm sehr leid, daß er sich unter die Liga werde stellen müssen, nachdem er ein so stattliches Heer für sich gehabt habe, man habe ihn noch nie so niedergeschlagen gesehen, zumal der Sommer so heiß und wenig Gelegenheit zur Jagd sei. Überhaupt sei die Stimmung so schwül, bänglich und voll verhaltenen Hasses, als ob Sturm und Blitz im Anzuge sei. Viele Fürsten hätten sich anfänglich wegen der Nähe des Wallensteinischen Heeres der Beratungen geweigert und argwöhnten noch, der Kaiser wolle sie zwingen.

Wut und Haß verzerrten Wallensteins Gesicht, während er die Berichte las; wie gern hätte er ihre Befürchtungen wahr gemacht und sie zu Paaren getrieben. Warum tat er es nicht, sondern hielt an sich und ließ sich fesseln wie der Titane Prometheus von den höfischen Göttern? Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und schloß die Augen: nein, er konnte sich nicht besser rächen, als indem er die Toren sich selbst, ihrer Ohnmacht und ihrer gegenseitigen Bosheit überließ. Er wollte gehen, ohne einen Blick auf die kläffende, zähnefletschende Meute zu werfen. Noch hatte er den Scheitelpunkt des Glückes nicht erflogen; vielleicht, so dachte er, geschah dies alles nur, damit aus allertiefster Verwirrung und Finsternis seine Glorie desto gewaltiger emporschösse. Daß

der Schwede Krieg gegen Österreich beschlossen hatte, wußte er, wie auch daß der König von Frankreich daran dachte ihn zu unterstützen. Mit französischem Gelde ausgerüstet würde der Schwedenkönig eine unwiderstehliche Macht sein; und wen hatte der Kaiser ihm entgegenzustellen? Im Geiste sah er die krieggewohnten nordischen Barbaren unaufhaltsam die Elbe hinaufziehn, sich vor Prag und vor Wien, die Residenz des Kaisers, legen. Er lächelte, indem er sich den Schrecken, die Ratlosigkeit und das Durcheinander am Hofe vorstellte. Dann würde dem hoffärtigen Bayernfürsten, der sich einbildete ein Feldherr zu sein, das Schwert aus der Hand fallen; dann würde kein Beten und Winseln helfen, dann würden sie merken, daß er allein der Gott sei, der retten könne. Dieser Augenblick, der kommen mußte, war es wert, durch eine Demütigung erkauft zu werden, wenn das was ihm zugefügt wurde eine solche war. Konnten die schlotternden Reichsbettler in Regensburg, die feilschenden Schacher- und Wucherjuden ihn demütigen? Er blieb was er gewesen war, reich, mächtig, herrschend und gefürchtet; es war niemandem gegeben, ihn zu verrücken.

Von Norden her sollte das große Licht kommen, vor dem er erbleichen würde, aus dem Meere steigen die Macht, die mächtiger als er war. Wenn das wahr würde, dann würde zugleich Kaiser und Reich fallen; jener Ferdinand, der so vergnügt war, wenn er auf einen vorbeigetriebenen Hirsch schießen konnte, und sich in die Brust warf, wenn er an der Spitze einer Prozession durch die Straßen trabte, jener Leopold mit seinem geschwollenen Truthahnkopf und seinem abgestandenen Habsburgerhochmut, das feige Gewürm des Hofadels und der Hofräte und auch Maximilian von Bayern, der auf dem Bauche die Gipfel der Erde erkriechen wollte, der sich selbst entmannt hatte und darum haßte was mann-

haft war. Sein Grab würde der königliche Scheiterhaufen sein, auf dem wollend oder widerstrebend die Sklaven verbrennen müßten.

Inzwischen würde er seine Gesundheit bedenken, Bäder benützen und sich ausruhen; vielleicht war es eine Fürsorge des Schicksals, daß es ihm diese Gelegenheit schuf. Sein Leiden fing an ihn unleidlich zu beeinträchtigen, es mußte einmal bei der Wurzel gegriffen und ausgerissen werden. Seine Träume wurden tiefer: er dachte an die vieltausendjährigen, unauslöschlichen Sterne, die sich im Laufe der Menschen spiegelten, und an seine eiternden Beine, das mörderische Gift in seinem Körper, die Schmerzen, die ihn oft stöhnen machten. Ob es nun die Hölle war, die nach dem Menschen züngelt oder das Schandmal der Sterblichkeit, das Gott dem Geschlechte Adams aufbrannte, es sollte keiner an ihm wahrnehmen. Der Kern seiner Person, Feuer wie irgendein Stern, mußte diesen Schaden verzehren, oder aber er müßte ihn verbergen können. Wenn er wollte, daß er nicht da wäre, würde er nicht da sein, weil er für niemand wahrnehmbar wäre.

Als die Herren von Questenberg und Werdenberg, die die heikle Aufgabe übernommen hatten, Wallenstein von seiner erfolgten Absetzung Mitteilung zu machen, bei ihm eintraten, empfing er sie gelassen: er wisse alles, sagte er, habe aus den Sternen gesehen, daß Bayern den Kaiser dominiere, und wolle gehorchen; er zürne dem Kaiser nicht, wiewohl es ihn schmerze, daß er sich seiner nicht besser angenommen, geschweige denn ihnen, denen er es vielmehr danke, daß sie Vertrauen genug zu ihm gehabt hätten, ihm die widerwärtige Botschaft auszurichten. Die Herren, denen das Herz bei diesen Worten bedeutend leichter wurde, sagten, jetzt erst zeige sich des Fürsten heroisches Gemüt, was sie freilich vor-

ausgesehen hätten, nun er ein so schweres, ihm zugefügtes Unrecht ohne Empfindlichkeit aufnehme. Der Kaiser habe treulich mit seinen Widersachern gerungen, und es sei ihm, wie ihnen selbst und allen ergebenen Freunden Wallensteins, wehmütig leid, daß er sich eines solchen Helden und erprobten Dieners berauben müsse.

Wenn es möglich wäre, sagte Wallenstein, würde er seinem Herrn gern noch länger gedient haben, und es gehe ihm zu Herzen, daß der Kaiser eine schneidende Waffe aus der Hand gelegt habe, um sich auf morsche Stecken zu stützen.

Der Kaiser hoffe, sagten die Herren, daß Wallenstein ihn nicht gänzlich verlassen, sondern ihn auch künftig mit seiner unschätzbaren Erfahrung unterstützen werde. Der Kaiser wisse seine redlichen Diener wohl von den falschen und selbstsüchtigen zu unterscheiden und rechne, die Zeit werde nicht fern sein, wo die Plätze wieder gewechselt und einige, die sich jetzt vorgedrängt hätten, leer ausgehn würden.

Bei der Tafel, zu der Wallenstein die Herren lud, wurden sie gesprächig und erzählten, daß so viel Zwist und Hader zu Regensburg sei, dergleichen nie bei einer Reichsversammlung vorgekommen. Zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Bayern hätte es fast einen bösen Riß gegeben, indem der Kaiser, nachdem er Wallenstein aufgeopfert, gern seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand, über das Heer gestellt hätte, worauf der Herzog, sich steif aufrichtend, gesagt habe, der Tilly sei ein redlicher, ruhmbedeckter General, mit dem man im Reich wohlzufrieden sei, man brauche keinen anderen. Da sei es dem Kaiser übergelaufen, und er habe gesagt, er sehe wohl, man wolle ihm die Hände binden, er könne sich nicht einmal wehren, wenn einer ihm die Krone vom Kopfe nehmen wollte. Darauf habe der Herzog gesagt, soviel er wisse, gebe es keine Diebe im Reichstage, worauf der Kaiser

ein wenig gelacht und geantwortet habe, er spreche nicht von Dieben; aber gewisse Fürsten wären lecker und ließen wohl gern das Reichsäpfelein in ihren Sack schlüpfen. Der Herzog habe die Augen finster zusammengezogen und gesagt, die Reichsäpfel wüchsen nicht nur auf österreichischen Bäumen, es hätten auch andere Stämme diese Frucht getragen, ohne Diebswesen, sondern mit Recht. Sie hätten es vom Fürsten Eggenberg, der dabei gewesen wäre; der Kaiser solle sich ungewöhnlich dabei alteriert haben. Der von Trier habe ihm mit hämischem Lächeln geraten, er solle Krebsaugen in Wein nehmen, das pflege er zu tun, wenn ihn seine Domherren ärgerten.

Ob denn der König von Ungarn ein so außerordentlicher Kriegsheld sei, fragte Wallenstein, und wo er seine ersten Fahnen erbeutet habe?

Wenn das Vermögen der Lust gleichkomme, sagten die Herren, ein wenig lächelnd, so stehe Großes zu erwarten. Der Kaiser habe große Einbildungen von seinem Sohne, und viele wollten wissen, er fürchte ihn. Er sei anderer Komplexion als sein Vater, schwarz, schlage in die bayrische Familie. Die Kurfürsten trauten ihm nicht und hätten sich mit der Königswahl wieder ausgeredet, indem der Tag nicht dazu ausgeschrieben sei.

So habe der Kaiser bei dem Handel nicht einmal den bedungenen Preis erhalten, sagte Wallenstein.

Nein, diesmal hätten die Kurfürsten das Spiel gewonnen, sagten die Herren, und wären doch nicht einmal einig untereinander. Am Tage bevor sie abgereist wären, hätte es bei einem Gastmahl, das Eggenberg ausgerichtet hätte, ein abscheuliches Ärgernis gegeben, das über den Erzbischof von Trier, Philipp von Sötern, hergekommen sei. Derselbe habe in Regensburg die Kaiserin gekrönt, weswegen der Kaiser vor-

her verschiedene Zwistigkeiten mit ihm beigelegt habe. Erstens habe der Erzbischof Streit mit den Städten Trier und Koblenz wegen einer Steuer gehabt, und wie sie sich an den Kaiser gewandt hätten, habe er sie hart gestraft, weil er von appellatio ad Caesarem nichts wissen wolle. Sodann sei er in Prozeß mit den Metternichen; eine reiche Tante des verstorbenen Kurfürsten Lothar nämlich hätte demselben ihr Vermögen vermacht, auf welches nun dessen Erben und Neffen Anspruch machten, welches aber Sötern ihnen nicht zugestehen wolle, da der Verstorbene es nicht als persona privata, sondern als Erzbischof besessen habe. Der Kaiser habe es mit den Metternichen gehalten, die Sache wegen des guten Einvernehmens mit dem Kurfürsten jetzt ein wenig hingehalten. Bei diesem Gastmahl nun habe der Kaiser dem Kurfürsten mit freundlichen Worten gedankt, weil er seiner Tante, der Erzherzogin Isabella, ein Partikel des heiligen Rockes geschenkt habe, worauf sie längst begierig gewesen sei. Hierüber sei etwas Zischeln und Lachen entstanden, und es habe der von Köln angebracht, daß schmähsüchtige Leute behaupteten, die gute Fürstin sei betrogen und bete statt des Rockes Christi einen alten Hemdenzipfel des Kurfürsten von Trier an.

Darauf sei der von Trier in einen abscheulichen Zorn geraten, er wisse, worauf das ziele, das habe der Domherr Husmann von Namédy ausgestreut, der sei ein Schelm und Schuft, wie sein ganzes Kapitel, und er könne es dem Kaiser nicht vergessen, wenn er auch bis jetzt geschwiegen habe, daß er dem Bruder desselben, der ebensowenig tauge, ein Regiment gegeben und ihn sonst mit allerlei Gnaden bedacht habe. Der Kaiser habe gesagt, er habe nichts davon gewußt, sonst würde er den heiligen Rock nicht erwähnt haben, es sei peinlich für ihn, daß der Kurfürst sich mit seinen Dom-

herren nicht vertragen könne, und sie immer zu ihm sich beklagen kämen. Er wolle sie lehren, habe der Kurfürst geeifert, sich bei anderen zu beklagen und ihn zu verleumden, er sei selbst Herr und wolle sie alle miteinander verfluchen und von Haus und Hof jagen. Was sie und andere gegen ihn hätten, sei, daß er nicht so dumm wie sie wäre und daß er lieber mit einem gescheiten Juden oder Evangelischen als mit einem katholischen Schwachkopf zu tun hätte.

Der von Köln habe gesagt, er glaube, er sei kein Schwachkopf, aber als guter Christ wolle er doch lieber ein Schwachkopf als ein Jude oder Ketzer sein. Es sei dem Reiche schimpflich, daß Trier die vom Kaiser ausgetriebenen österreichischen Evangelischen an seinen Hof lasse und vollends daß er sich Goldmacherei und schwarze Kunst zu treiben unterstehe. Es erzählten ja die Leute auf der Gasse, daß ein sehr verfänglicher Ungar bei ihm aus und ein gehe und um Mitternacht in seinem Schlosse den Teufel beschwöre.

Oder ob der Ungar ein Abgesandter des treulosen Siebenbürgers Bethlen Gabor sei, wie auch manche argwöhnten, habe Mainz hinzugefügt; freilich sei der ja kürzlich zur Hölle gefahren, so möge der Ungar vielleicht ein Franzose sein.

Der von Trier intrigiere nämlich im stillen hochverräterisch mit den Franzosen, wie Wallenstein wohl bekannt sein werde, weil er ihre Hilfe gegen die Stadt Lüttich brauche, die er unterjochen wolle.

Nein, habe Trier gesagt, der Ungar sei allerdings ein Teufelsbanner und verstehe sich auf schwarze Kunst, er könne totbeten wen er wolle, auch mit den Augen ins Herz stechen, daß einer tot umfalle, ohne eine Wunde an sich zu haben. Dabei habe er mit seinen greulichen Augen auf Köln geschossen und sich seinen langen dünnen Judenbart gestrichen, so daß der sich gefürchtet und ihm sein Kruzifix vorgehalten

habe. Da seien sie alle von den Sitzen gesprungen und hätten einander bei den Köpfen gepackt, wenn nicht Eggenberg sein Glas auf dem Tisch entzweigeschlagen und laut gerufen hätte, sie wären alle betrunken und sollten zu Bette gehen, und was an diesem Abend gesprochen wäre, solle als vom Rausch eingegeben nicht gelten.

„Leute, die sich betrinken," sagte Wallenstein kühl, „sollen die Finger von großen Dingen lassen." Es sei zu hoffen, daß sie bald selbst innewürden, wohin sie gehörten, vor die Bier- und Weinfässer, an die Putztische oder zu den Musikanten. Das Reich sei in Gefahr, sie drohe von Norden und Osten. Er getraue sich aber mit allen Feinden fertig zu werden; wenn seine Stunde da sei, werde er erst das Nordlicht löschen und dann den Halbmond für immer vom europäischen Himmel in den Abgrund stürzen.

Questenberg sagte, wenn auf Erden noch Wunder geschehen könnten, würde er, Wallenstein, sie tun. Die Sonne sei jetzt untergegangen, aber nicht einmal die kleinen Kinder weinten über das Verschwinden des edlen Gestirns, weil sie wüßten, daß es in kurzer Frist vergnügt und erfrischt aus dem Weltmeer steigend zurückkehren werde.

Als die Herren reichbeschenkt Memmingen verließen und in der Reisekutsche nach Wien fuhren, erörterten sie, ob Wallenstein sich die Absetzung wirklich so wenig zu Herzen nehme, oder ob seine Gelassenheit Verstellung sei. Seine Brust sei nicht wie ein klarer See oder Teich, sondern ein dunkles Wasser, dessen Grund niemals sichtbar werde.

Werdenberg sagte, er halte für leicht möglich, daß er sich jetzt gern seinen Fürstentümern widmen wolle. Er sei ein guter und strenger Hauswirt, überwache selbst, suche seine Einkünfte zu vermehren. Friedland allein trage ihm eine Million Taler im Jahre. Er sei so reich, daß er alle

Straßen von Prag mit Gold könne pflastern lassen; er habe genug.

„Genug hat nicht einmal Gott," sagte Questenberg lächelnd, „sonst wäre er nicht ewig." Außerdem, fuhr er fort, gehe es Wallenstein nicht allein ums Geld, sondern auch um die Macht. Wenn anders er sich auf die Menschen verstehe, so gebe es einen gewissen Reichsfürsten, zu dem Wallenstein, wenn er sich in einen Skorpion verwandeln könnte, gern einmal ins Bett kriechen möchte.

Das ließe sich begreifen, lachte Werdenberg. Vielleicht wären sie ihm aber auch alle zu gering, um sich an ihnen zu rächen; er habe sehr viel Verachtung.

Questenberg zuckte die Achseln und meinte, eine kleine, wohlapplizierte Lektion werde dem Bayern ganz zuträglich sein, und der Kaiser würde wohl ein Auge dabei zudrücken, während er mit dem andern zuschaute.

In Elfsnabben an der schwedischen Küste lag die Flotte vor Anker, bereit, bei günstigem Winde in See zu stechen. Der König verbrachte die unerwünschte Muße damit, ein Manifest zu verfassen, das in Deutschland verbreitet werden und die Gründe erklären sollte, die ihn zum Kriege bewögen. Sein Sekretär hatte einen Entwurf gemacht, in den er kräftig hineinstrich und hineinschrieb. Daß der Kaiser den König von Polen unterstützt und seinen Gesandten nicht zur Lübecker Friedensversammlung zugelassen habe, das sollte stehenbleiben, etwa noch nachdrücklicher betont werden; aber er habe es für eine Beleidigung angesehen, daß Wallenstein den Titel eines Admirals des Baltischen Meeres angenommen habe, das brauche an dieser Stelle nicht angeführt zu werden, er habe Gründe, zu jetziger Zeit bei Wallenstein nicht anzustoßen. Dagegen schob er ein paar Bibelsprüche ein; das

schade nicht, sagte er dem Sekretär, und lasse das Liedlein besser ins Ohr schlüpfen, als die Musik zum Texte.

Bereits acht Tage wartete man auf das Umschlagen des Windes, als ein Abgeordneter des Herzogs Bogislav von Pommern eintraf: sein Herr habe ihm aufgetragen, sagte er, sich breitspurig vor dem König aufstellend, den König zu bitten, er möge nicht an der pommerschen Küste landen, weil ihm das Mißhelligkeiten mit dem Kaiser verursachen würde, der König habe ja Stralsund, eine vorteilhaftere Stelle gebe es gar nicht. – Das wisse er wohl, sagte der König lachend, daß er nicht in Pommern zu landen brauche; aber es sei ihm eben gelegen, und er hoffe, er werde seinem Vetter, dem Herzoge, willkommen sein. Sicher sei er es dem armen gequälten Volke, das durch die kaiserliche Einquartierung, wie er wohl wisse, zum Äußersten gebracht sei.

Das Elend sei groß, sagte der Gesandte, der arme Mann müsse sich von Kräutern nähren und also in zwiefachem Sinne ins Gras beißen; aber der Herzog habe deswegen 27 Klagepunkte beim Kurfürstentag in Regensburg eingereicht und zweifle nicht, daß das väterliche Herz des Kaisers ein Einsehn haben und den Schaden abstellen werde.

Wenn sie auf die Herren in Regensburg warten wollten, rief der König wieder lachend, möchte zuvor Schnee auf das Gras und auf die Leichen derer fallen, die es gefressen hätten. Er habe den Herren in einem förmlichen Schreiben Krieg angesagt, aber bis jetzt habe sich weder Feder noch Schwert zu einer Antwort gerührt.

Bestürzt sagte der Pommer, die Küste sei von Wallensteinischen Truppen besetzt, die würden schon aufpassen und dem König zu schaffen machen.

„Nun," erwiderte dieser, „mit Gott gedenke ich das

Wagnis zu vollführen und hoffe, daß meines Vetters Liebden für mich beten wird, daß es gelinge."

Die höfliche Einladung des Königs, ihn zum Hafen zu begleiten und die Flotte in Augenschein zu nehmen, konnte der Gesandte nicht wohl abschlagen und ließ sich mit etwas betrübter Miene die Erklärungen des Königs gefallen. Es waren etwa 54 zum Teil neu gebaute Schiffe, von denen er einige betreten und umständlich besichtigen mußte; von vielen nannte der König die Namen: da sei der Storch, da der schwarze Hund, da der Delphin, da der Skorpion und der Geier, und das Admiralschiff sei der Merkur, der dies wilde Heer über das stygische Wasser führen werde.

Als alles in Augenschein genommen war, sagte der König, nun wollten sie miteinander Nixenschwänze machen, las ein paar flache Steine von der Küste auf und warf sie mit starkem Schwung von der Seite auf die Oberfläche des Wassers, so daß sie viele Male wieder aufsprangen, einen silbernen Streifen über das stählerne Meer ziehend. Der König zählte, wie viele Male seine Steine aufhüpften und jubelte, als er es bis auf 30 gebracht hatte, während der Pommer sich vergeblich plagte. „Ihr verdient es nicht, ein Anwohner des Meeres zu sein," sagte der König; „könnt Ihr rudern? Könnt Ihr segeln? Was tatet Ihr als Bube? Denn ein guter Lateiner seid Ihr wohl auch nicht?" Freilich nicht, antwortete jener, er sei ein guter Deutscher. Aber er habe den Katechismus gelernt, könne angeln und habe als Knabe auch Schlittschuh laufen können, und er mache sich anheischig, die königliche Würde von Schweden, wenn sie sich ihm stellen wolle, unter den Tisch zu trinken. Der König lachte lustig: dazu habe er den Sir Patrick Ruthven, seinen ältesten Obersten, der könne es selbst mit dem Kurfürsten von Sachsen aufnehmen.

Während sie so am Strande standen, von einer Anzahl von Offizieren und weiterhin von Soldaten und Fischern umringt, hob der König zuweilen den Kopf in die leicht flatternde Luft und blickte nach dem Himmel, an dem sich hie und da schaumiges Gewölk bildete, um schnell wieder im abendlichen Blau zu verschwimmen. In dem Augenblicke, als Trommelzeichen die Stunde des Abendgebetes ankündigten und das Brausen der anmarschierenden Truppen laut wurde, warf der König plötzlich den Hut auf den Sand, kniete nieder und betete laut, indem er die Hände faltete: Herr, von dem geschrieben steht, daß er die Sterne und die Stürme als seine Kreaturen mit dem Zügel seines Wortes lenkt, du kannst mit einem Atemzuge meine Schiffe über das Meer blasen, wenn du willst. Herr, erhöre mein Gebet! Um dir zu dienen und dein Reich auszubreiten, haben wir uns gegürtet und gerüstet: treibe uns mit gnädigem Hauch über den Ozean als die Heerschar, die für dich zu leben und zu sterben bereit ist!

Auf dem blaugrünen Meere flammte das blühende Gesicht des Königs, und die Luft, die sich leise bewegte, hob spielend seine blonden Haare. Die, welche ihn sehen konnten, hatten zugleich mit ihm die Hüte gelüftet und die Knie gebeugt und warteten nicht ohne Spannung, ob sich vielleicht sofort etwas ereignen würde.

Nachts erwachte der König von sausenden Windstößen, die an dem hölzernen Hause rüttelten, das er bewohnte. Er öffnete das Fenster und bog sich heraus, warf einen Mantel um, weckte die Offiziere, die neben ihm schliefen, und trat mit ihnen ins Freie. Der dunkle Wolkenhimmel jagte, der Wind war umgesprungen und blies aus Nordwesten, pfiff und schnob in das Donnern und Klatschen des aufgeregten Meeres. Der König trällerte ein Seemannslied:

Das Meer ist mein Fels, und das Schiff ist mein Turm,
Und das schwingende Segel mein Stecken,
Und mein bergender Mantel der fliegende Sturm,
Und die Wolke das Dach, mich zu decken.
Hoch flutet der Woge geschmolzenes Erz,
Und es wanken die himmlischen Feuer.
Da ist nichts das nicht bebt als mein festes Herz,
Meine kämpfende Hand am Steuer.

Gott habe ihn erhört, sagte er zu den andern, nun wollten sie durch Entschlossenheit den Segen verdienen, es dürfe keine Zeit verloren werden. Nachdem die nötigen Befehle erteilt waren, legte er sich noch einmal zum Schlafen nieder; die Trompetenstöße dieses kriegerischen Windes, sagte er, würden ihn zeitig wecken.

Der Wind blieb nicht stetig, sondern sprang wechselnd hin und her, so daß die Fahrt schwieriger war und länger währte, als der König berechnet hatte; aber gegen den Abend des vierten Juli begann die Küste sanft glühend, mit einer Laubkrone geschmückt, aus dem Meere zu steigen. „Sie biegt sich mir wie eine sehnende Braut entgegen," sagte der König fröhlich, „bevor die Sonne sinkt, sollen sie meine Arme umfangen." Er sprang als erster aus dem anlandenden Schiffe, kniete nieder und dankte Gott für die glücklich vollendete Fahrt. Niemand war rings zu sehen als ein paar zaghaft abseits stehende Fischer mit ihren Frauen und Kindern, die die Neugierde aus ihren Hütten getrieben hatte. Gustav Adolf trat rasch auf sie zu, sagte, daß er der König von Schweden sei, gekommen, um sie bei ihrem Glauben zu schützen, und fragte, ob kaiserliche Soldaten auf der Insel wären. Nein, antwortete der eine Mann, sie wären durch Gottes Gnade kürzlich abgezogen. Ob das nicht Schanzen wären? fragte der König auf eine Befestigung deutend, die

aus dem flachen Boden aufstieg. Die Soldaten hätten sie verlassen, sagte der Mann, es wären keine mehr, oder nur noch wenige auf Usedom. Die Untersuchung ergab, daß der Mann die Wahrheit gesagt hatte, und die Schweden begaben sich sofort an die Verschanzungsarbeit, während ein Teil von ihnen unter den Waffen blieb. Nachdem der König auf einem kurzen Streifritt Umschau gehalten hatte, kehrte er an den Strand zurück, da wo die Landung stattgefunden hatte, und warf sich in das hohe, wildwachsende Sommergras. Zu seiner Linken, nicht weit von ihm, sah er einen breiten Strom in das Meer fließen: es schien ihm, nachdem er lange hineingeblickt hatte, als stürze die Flut schneller und schneller, um sich in der Unendlichkeit der harrenden See zu verlieren; wendete er aber den Blick ab und schaute nach einer Weile wieder hin, so schien der Fluß stillzustehen, während nur seine Oberfläche schattenhaft zog und strömte. Zwischen dem Fluß und dem Meer stand ein Hirt mit einem Hunde und einer kleinen Herde magerer Schafe, tief in warme, weiche, graublaue Luft versunken. Der König sah eine Weile zu und winkte dann dem Hirten mit der Hand, näher heranzukommen; ob eine Kirche in der Nähe sei, fragte er, da er läuten höre. Die nächste Kirche sei wohl eine Stunde weit oder weiter, sagte der Hirt, man höre sie nicht an dieser Stelle, und es sei auch nicht die Stunde. Nachdem er, die Hand am Ohr haltend, gehorcht hatte, sagte er, er höre nichts; vielleicht habe der König die versunkene Stadt aus dem Meere vernommen. Was das sei? fragte Gustav Adolf. Vor Hunderten von Jahren, berichtete der Hirt, habe an dieser Stelle eine große, reiche Stadt gestanden, und wegen des Übermutes ihrer Bewohner habe das Meer sie verschlungen. Zuweilen, wenn das Meer sehr glatt sei, könne man die goldenen Turmknöpfe und die Dächer, die mit Gold

gedeckt gewesen wären, durch das Wasser schimmern sehen, und das Gerede gehe, wenn einer sterben solle, höre er die Glocken von dort unten her läuten.

Das wären Märchen, sagte der König, und wer dergleichen gesehen hätte, möchte wohl tief in den Weinbecher statt ins Wasser geblickt haben. Es sei unwahrscheinlich, daß an dieser Stelle jemals eine große Stadt gestanden hätte, von der keine Spur geblieben sei.

Er wisse es nicht, sagte der Hirt, und er wünsche auch gar nicht, daß der König das Läuten gehört habe.

„Es könnte dir so gut wie mir gelten," sagte der König scherzend; „deine Haare sind weiß, die meinen noch blond."

Der Hirt schüttelte den Kopf und sagte, solche Zeichen pflegten große Herren anzugehen, nicht arme namenlose Leute. Er blieb in einiger Entfernung von dem Könige stehen und sah ihm zu, wie der, den Kopf auf die Hand gestützt, über das Meer hinblickte. Plötzlich wandte er sich nach der anderen Seite und dann wieder zu Gustav Adolf, indem er sagte, jetzt habe er auch Geläut vernommen, das wären die schönen Glocken von Pasewalk. Die Kirche von Pasewalk habe neue, große Glocken, wie es in ganz Pommern keine schöneren gebe, und wenn die Luft still sei, könne man sie auf Usedom hören.

„Das ist eine himmlische Sirene," sagte der König fröhlich, indem er aufstand, „der will ich vertrauen."

Wenige Tage später fuhr der König mit seiner Flotte nach Stettin und erzwang sich durch List und Drohung Aufnahme in die Stadt und ein Bündnis mit dem ratlosen Herzoge.

In einer Kutsche, die auf der Straße von Hamburg nach Magdeburg fuhr, saßen der ehemalige Magdeburger Kaufmann Heinrich Pöpping und der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg, der letztere in einer blauen

Livree als ein Diener gekleidet, Pöpping mit einem großen Federhut und prächtigem Tuchmantel, dessen rote Farbe verschossen war. Sie unterhielten sich über einige Frauenzimmer, mit denen sie sich in Hamburg die Zeit vertrieben und denen sie ihren wahren Charakter verheimlicht hatten, wie zornig die Überlisteten sein würden, wenn sie merkten, daß sie für immer abgereist wären. Besonders die eine, sagte Christian Wilhelm, der er 50 Taler schuldig geblieben sei, würde schimpfen, sie sei ohnehin ein hitziges Weibsbild gewesen. „Ach," sagte Pöpping lachend, „die zahlte gleich das Doppelte, wenn sie Euer Fürstliche Gnaden wiederbekäme." Ja, das glaube er wohl, sagte der Administrator; aber er hätte nun genug von dem Hamburger Frauenzimmer, sie hätten einen Heringsgeruch an sich, weil sie zu nah am Meere wären. In Magdeburg wären sie hübscher und subtiler. Pöpping nickte, sie wollten sich dort schon lustig machen; aber zuerst müßten sie doch ihr Geschäft betreiben, er, der Administrator, müsse sich ein Ansehn verschaffen und das Volk an sich ziehen.

Das wolle er, sagte der Administrator mit Feuer, Pöpping solle sein Wunder an ihm haben. Er könne es nicht erwarten, es den Ratsherren einzutränken, die ihn schimpflich abgesetzt und ausgetrieben hätten, sie wären allesamt Schelme und Verräter, die es mit dem Kaiser hielten. Gegen Geld hätten sie bei der Restitution die papistischen Mönche in die Klöster gelassen und hernach mit den kaiserlichen Feldherren gezecht, solchermaßen die Religion verkauft und die Rache Gottes auf sich gezogen.

Der neue Rat, den sie nun eingesetzt hätten, sei auch nicht besser als der alte, sagte Pöpping, und die gemeine Rede habe wohl recht, daß das Gewissen im Amtsrock sitze, nicht im Herzen. Die Geldsäcke wollten stillsitzen, um nichts zu

verlieren, und von den andern getraue sich kaum einer eines eigenen Willens. Er aber, Pöpping, lasse sich nicht einschüchtern, er kenne ihre Schliche und wisse, wieviel Schmutz und Sünde hinter der ehrbaren Außenseite verborgen sei.

Der Administrator meinte, sicher sei er doch nur eines geringen Anhangs in der Stadt; ob es nicht etwa doch übel ausgehen könne? Die zwei oder drei, die sie im Rat hätten, vermöchten nicht viel, und von der Geistlichkeit wären sie nur mit fünfen einverstanden; ob aber der Oberst Schneidewind viel ausrichten könne, da er gefangen sitze, sei auch zu bezweifeln.

Gegen den Obersten Schneidewind, der zur Zeit des Dänenkrieges magdeburgischer Stadthauptmann gewesen war, hatte Aldringen eine Klage auf Raub und Mord erhoben, doch behaupteten er und seine Anhänger, daß die Kaiserlichen nur einen Vorwand gegen ihn gesucht hätten, weil er es mit den Dänen gehalten habe. Der Rat hatte Schneidewind nicht ausgeliefert, dagegen versprochen, ihm selbst den Prozeß zu machen, zog diesen aber hin und hatte ihm kürzlich ein Zimmer im Wirtshaus zur Goldenen Krone als Gewahrsam angewiesen. Er sei ein gerader, ehrlicher Mann, sagte Pöpping; wenn ihm etwas Maleßiziches nachgewiesen werden könnte, würde der Rat ihm längst den Prozeß gemacht haben. Auf den könne der Administrator bauen, er sei voll Gift und Galle gegen den Kaiser und den Rat dazu, gehöre Christian Wilhelm mit Leib und Seele. Er habe auch viele Freunde, die in der Goldenen Krone zusammenkämen, denn die Wirtin halte es mit ihm, und die alle bereit wären, sich dem Schwedenkönige zu übergeben.

Wenn der Schwedenkönig es nur auch so recht ehrlich mit ihm meine, sagte Christian Wilhelm, das sei sein schwerstes Bedenken. Gustav Adolf habe sich nie ganz frei gegen ihn

herausgelassen, er sei nicht freimütig wie die Deutschen, sondern voller List und Verschlagenheit, habe nichts Schriftliches von sich gegeben, sondern gleichsam die Verantwortung ganz auf ihn abwälzen wollen.

Nun ja, sagte Pöpping, er sei fremd, kenne sich nicht aus, trete behutsam auf als einer, der nicht wisse, ob er den Fuß auf Moor oder festes Erdreich setze. Sicherer als ein gegebenes Wort, selbst als ein Pergamentlein mit angehängtem Siegel, sei das Interesse der Menschen. Was könne dem Schwedenkönig aber erwünschter sein, als daß sich die Stadt Magdeburg für ihn erkläre, und er ein so mächtiges Bollwerk am Elbstrom besetzen könne, das ihm die Straße nach Prag eröffne und den Rücken decke? Er müsse ein Narr sein, wenn er da nicht zugriffe. Er wolle nur nicht vorher die Hand hineinstecken, um sich nicht im Reiche verdächtig zu machen; sei das Feuer einmal angezündet, werde er schon blasen helfen.

Die beiden Reisenden stiegen im Anhaltischen Hofe ab, wo der Administrator unter Pfeifen und Singen, denn Pöppings Zuspruch hatte ihn vollkommen beruhigt, seine Livree ablegte und sich fürstlich herrichtete. In der Frühe des folgenden Tages, der ein Sonntag war, wußte man schon in der Stadt, daß Christian Wilhelm verkleidet hereingekommen sei als Vertreter des Königs von Schweden, der ein Bündnis mit der Stadt Magdeburg schließen wolle, auf die er als auf eine Fürstin und unüberwindliche Heldin unter den evangelischen Städten besonderes Vertrauen setze. Auf seinen Wunsch schickte der erschrockene Rat ein paar Abgeordnete zu ihm ins Gasthaus, die seine ungestümen Vorschläge zagend und zweifelnd anhörten und dagegen einwendeten, daß sie als ein Stand des Reichs sich nicht mit fremden Potentaten einlassen könnten, um so weniger, als sie nicht einmal dem

kaiserlichen General Wallenstein das Türlein aufgetan hätten. Die Kaiserlichen wären ringsherum sehr mächtig, und sie könnten in große Pressur, Kalamität und Untergang geraten, wenn sie mit dem Feinde in Korrespondenz träten.

Ob sie etwa immer noch zu dem jesuitischen Ferdinand Vertrauen hätten, rief Christian Wilhelm aus? Ob sie vergessen hätten, wie Wallenstein sie unter falschen Vorspiegelungen belagert, ihnen Geld ausgepreßt und Handel und Wandel verstört hätte? So lohne der Kaiser seinen Ständen ihre Treue. Da sei Gustav Adolf ein anderer Monarch, obwohl er keine Verpflichtung zu der Stadt Magdeburg trage, so sorge er sich doch um ihr Wohl, habe im Sinn sie mächtig zu fördern und zu erhöhen. Er habe ihm, dem Administrator, in einem Brief geschrieben, sein Wunsch sei, daß das magdeburgische Erzstift an die Stadt komme, weil sich durch jenes der Papismus einschleichen würde. Denn das hätten sie doch wohl gerochen, daß der Kaiser im Sinne habe, seinen Sohn darauf zu setzen, den sächsischen Prinzen werde er ebensowenig wie ihn, Christian Wilhelm, bestätigen. Noch mehreres habe der König von Schweden ihm mündlich gesagt, was er ihnen alles ausführlich vorlegen und vortragen werde. Ob sie soviel Huld und Gnade mutwillig verlieren wollten? Sie setzten dabei nichts aufs Spiel, da der König sein Wort gegeben habe, sie vor Schaden zu bewahren und ihnen in jeglicher Gefahr beizuspringen. Was ihn anbetreffe, so hätten sie zwar treulos an ihm gehandelt, indem sie ihn, den rechtmäßig gewählten Bischof, nicht mehr hätten anerkennen wollen und dem Sachsen beigefallen wären, der das Stift durch Usurpation und Ränke an sich gerissen hätte; aber er wolle es ihnen nicht weiter gedenken, da sie inzwischen wohl genugsam erfahren hätten, wohin Untreue führe. Zeit zu Bedenken sei jetzt freilich nicht mehr; in wenigen Wochen

werde das ganze Reich, soweit es evangelisch und nicht spanisch sei, aufstehn und sich für Gustav Adolf erklären, dann würden die Papisten endlich einmal den verdienten Lohn bekommen, und es könne sich ein jeder selbst ausrechnen, wie es dann denen gehen würde, die um zeitlicher Vorteile willen die Retterhand nicht ergriffen hätten.

Während Christian Wilhelm dies so hurtig und dringlich von sich gab, daß die städtischen Abgeordneten kaum ein Wörtlein einfließen lassen konnten, scharte sich das Volk auf dem Platz vor der Domkirche; denn es hatte verlautet, daß der Administrator im Sinne habe, dem Gottesdienst beizuwohnen. Es war erst 10 Uhr, aber die Julisonne stach schon heiß auf das weiße Pflaster, auf welches der edle Bau einen kurzen, tiefschwarzen scharfen Schatten warf. In der Sakristei disputierte der Domprediger Bake mit einem Ratsherrn, der ihn im Auftrage Christian Wilhelms ersucht hatte, den Beginn der Predigt bis zu seinem Eintreffen zu verschieben. Er sei dem Rat gern zu Diensten, sagte der Domprediger, aber es gefalle ihm nicht, daß man sich nach diesem erzstiftischen Vagabunden richten solle, diesem windigen Gauch, der allerorten nach einem Fürstentümchen stöbere, um seine Eier hineinzulegen, und die Stadt mit seinem Krakeelen in das größte Ungemach stürzen könne.

Der Ratsherr sagte, sie hätten ihn gewiß nicht gerufen, aber er sei nun einmal da, sei ein evangelischer Fürst, auf den der König von Schweden offenbar große Stücke halte. Der Domprediger solle doch um Gottes willen nichts zu seinem Despekt reden. Man könne nicht wissen, was die Zeit bringe, und ob nicht eines Tages der Schwede vor der Tür stehe.

Ei ja, es habe schon mancher davorgestanden und sei wieder abgezogen, sagte der Domprediger. Es sei zu beklagen, daß der Rat kein festes Gewissen habe und von

einem Bein aufs andere wanke. Jedoch wüßten sie wohl, daß er immer für das Glimpfliche sei, er wolle dem Springinsfeld nur beiwege einen Denkzettel anhängen, aber mit guter Manier und aller schuldigen Ehrfurcht.

Als Geschrei auf dem Platze die Ankunft des Fürsten verkündete, ging der Domprediger in die Kirche, bestieg die Kanzel und kniete sofort nieder, zum stillen Gebet das Gesicht auf die Bibel drückend. Heimlich blinzelte er darüber hinaus und sah mit großem Widerwillen neben Christian Wilhelm, Pöpping und den Oberst Schneidewind eintreten, welcher seinen Gewahrsam und Prozeß nunmehr als erledigt betrachtete. Nach einer guten Weile erhob er sich wieder, schlug die Bibel auf und las den sonntäglichen Text vor, welcher lautete: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ists vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkennet hast die Zeit, darinnen du heimgesuchet bist.

Fast erschrocken sei er gewesen, hub der Domprediger an, als er gefunden hätte, daß dies der Text eben des heutigen Sonntags sei. Ob das nicht etwas zu bedeuten hätte und etwa gar ein warnendes Omen sei? Es möchte wohl mancher meinen, Jerusalem sei ja längst gefallen, und jetzt darüber zu spintisieren sei eine überflüssige Träumerei; aber in der Bibel könnten sich alle Zeiten und alle Völker bespiegeln, und gerade sie, die Magdeburger, sollten sich dadurch vom Übermut abschrecken lassen. Es wisse ja jeder, was für Verfänglichkeiten im Schwange gingen, aber ob das zum Frieden,

zur Religion und Libertät diene, wie die Lärmhansen ausprahlten, das wolle er dahingestellt sein lassen.

Dann erzählte er, wie Jesus, nachdem er um Jerusalem geweint habe, in den Tempel gegangen sei und diejenigen ausgetrieben habe, die darinnen gekauft und verkauft hätten, und zu ihnen gesagt habe: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habts gemacht zu einer Mördergrube. Diese Worte rief er drohend hinunter nach der Richtung, wo Christian Wilhelm und Pöpping saßen, so daß mehrere kicherten und Christian Wilhelm vor Ärger rot wurde. Nun stellte sich aber Bake an, als sei er des Administrators jetzt erst gewahr geworden, und fuhr fort, so sei es aber nicht hier wie im Tempel zu Jerusalem, sondern ihnen sei ein hoher fürstlicher Gast erschienen, der das Evangelium hochhalte und beschirme, und den Gott auch sicher noch nach Verdienst belohnen werde.

Bei den Anhängern des Administrators hieß es hernach, der Domprediger habe den Text falsch ausgelegt, indem man natürlicherweise Christian Wilhelm mit dem in Jerusalem einziehenden Heiland vergleichen müsse, der über die Stadt klage, weil sie ihn, der als Retter komme, von sich stoße. Wenn Magdeburg sich dem Christian Wilhelm nicht anvertraue, dann freilich werde sie von dem grausamen kaiserlichen Wüterich in Blut und Untergang gestürzt werden.

Nach Verlauf einiger Wochen gab der Rat nach und schloß einen Vertrag mit Gustav Adolf ab, in welchem dieser versprach, wenn die Stadt Magdeburg seinetwegen sollte angegriffen werden, wolle er sie auf seine Kosten schützen und in keiner Not verlassen. Danach wurde auch mit dem Administrator ein Vertrag gemacht und ihm gestattet ein Regiment zu werben, über welches er und Schneidewind den Oberbefehl nahmen. Nachdem die Soldaten einigermaßen

geordnet und eingeübt waren, wurden sie in die Dörfer und Klöster des Stiftes verteilt, womit die Stadt sehr zufrieden war, zumal da Christian Wilhelm oft Beutezüge machte und Vieh und Getreide vom Lande hereinbrachte.

Im ersten Schrecken, den die Landung der Schweden hervorrief, hatte Torquato Conti, der kaiserliche Befehlshaber in Pommern, sich aus der Stadt Pasewalk zurückgezogen, worauf Gustav Adolf eine kleine Besatzung hineinverlegte. Wie nun der König nach einem vereitelten Einfall ins Mecklenburgische sich wieder nach Stralsund wendete, kehrte Conti um und überfiel Pasewalk, das sich der Übermacht nicht erwehren konnte. An dem treulosen Gesindel, sagte Conti, wolle er sich ausgiebig rächen; die Soldaten möchten sich einmal nach Herzenslust gütlich tun. Wenn der Ort samt seinen Bewohnern von der Erde verschwinde, sei es nicht schade.

So kam es, daß das kaiserliche Heer sich mit hölliſchem Geschrei in die wehrlose Stadt ergoß, plünderte und raubte, was irgend Wertvolles aufzutreiben war, und in die ausgeleerten Häuser den Brand warf.

Als ein Pfarrer, der versucht hatte, etwas Kirchengerät zu retten, in sein Haus zurückkam, fand er seine Frau in den Händen von Soldaten, von denen einige ihm sogleich Hände und Füße banden und ihm zuriefen, nachher würden sie ihn umbringen; aber zuvor solle er zusehen, wie sie sich mit seiner Frau lustig machten. „Teufel!“ schrie der Unglückliche, der sich vergebens wehrte, „ihr seid keine Menschen, sondern Teufel aus der Hölle!“ Sie wären Teufel aus Lothringen, antworteten die Soldaten hohnlachend, und würden ihn braten, bis seine Seele zum Himmel spritzte.

Conti war inzwischen im Stadthause, lief aus einem

Zimmer ins andere und durchwühlte alle Schränke in der Hoffnung Geld zu finden, als er zufällig ein gutgekleidetes blondes Mädchen bemerkte, die wie viele andere sich in das Stadthaus geflüchtet hatte und auf den Knien liegend betete. Conti, der sofort einen lebhaften Eindruck von ihrer Schönheit empfing, drängte sich dicht an sie und flüsterte ihr Liebesworte zu: Ich bete dich an, Schönste von allen! Dich haben nicht Menschen, dich hat Gott gemacht! Deine Augen machen Tote lebendig! Dir gehört mein Leben, erhöre mich! und was dergleichen mehr war. Das Mädchen, das die halb italienisch, halb deutsch geführten Reden nicht verstand, aber den leidenschaftlichen Atem des Mannes dicht an ihren Ohren spürte, strebte von ihm fort, während zugleich ihr Blut sich unter dem gefährlichen Feuer seines Werbens erhitzte.

Schon glaubte er, sich ihrer bemächtigt zu haben, als ein paar Offiziere mit einer Meldung dazwischenkamen; ob sie nicht dem Plündern und Morden Einhalt gebieten sollten, fragten sie, es werde schier niemand davonkommen, wenn es so weiterginge. Conti, der die Augen nicht von dem blonden Mädchen ließ, sagte ärgerlich, sie sollten doch nicht so viel Geschrei um eine Handvoll Menschen machen; das wäre, wie wenn Gott ein paar Ungeziefer zerknicke, die ihn im Schlafe gestört hätten; im nächsten Augenblick schnarche er schon wieder.

Er habe mit eigenen Augen gesehen, sagte der eine Offizier, wie trunkene Soldaten einer Pfarrersfrau Gewalt getan und ihren Mann zum Zusehn gezwungen hätten; das sei ihm doch unchristlich vorgekommen. Conti stampfte ungeduldig mit dem Fuße; die Soldaten verständen das Handwerk gewiß besser als solch ein Lutherpfaffe; der Frau sei die Abwechslung zu gönnen, sagte er. In einem Augenblick,

wo er den Kopf weggekehrt hatte, war ihm das Mädchen entschlüpft; als er es bemerkte, stieß er einen Fluch aus und lief ihr nach. Unterwegs fielen ihm das Geld und die offenen Schränke ein, und wirklich waren dieselben schon von allerlei Volk umringt, die sie ausräumten. Wütend schrie Conti dazwischen, daß das alles ihm gehöre und von niemandem bei Todesstrafe dürfe angerührt werden; da kamen von draußen Leute herein und warnten, der ganze Platz stehe schon in Flammen, bald werde auch das Stadthaus brennen. Außer sich vor Zorn gab Conti noch Befehl, daß der Inhalt der Schränke mitgenommen werden solle, und eilte dann auf die Straße, laut nach seinem Stallmeister und seinem Pferde rufend, wobei er sich unwillkürlich nach dem blonden Mädchen umsah. Im Begriff sich aufs Pferd zu schwingen, sah er plötzlich ein junges Weib von einem Soldaten verfolgt aus einem brennenden Hause laufen. Das Haar flatterte ihr um das glühende Gesicht und den entblößten Busen, von dem ihr Verfolger das Obertuch abgerissen haben mochte, ein Anblick, der Contis Herz sofort in Flammen setzte. Seinem Stallmeister den Zügel zuwerfend herrschte er den erschrockenen Soldaten drohend an, worauf der sich schnell aus dem Staube machte, und bot dann der jungen Frau seinen Arm, indem er um die Erlaubnis bat, sie schützen zu dürfen. Sie wußte nicht recht, ob dies Anerbieten eine neue Gefahr zu bedeuten habe, und sagte ausweichend, er tue ihr zuviel Ehre, sie sei nur eine schlichte Handwerkersfrau. „Du bist eine Königin der Schönheit," sagte Conti, „und als solche will ich dich halten." „Dies verteufelte Pommernest", rief er in italienischer Sprache seinem Stallmeister zu, „ist das auserlesenste Freudenhaus, das ich jemals gesehen habe, und ich Esel lasse es abbrennen!"

Es war November, als ein krankes Mädchen im Hessischen wunderbare Gesichte hatte. Es lag seit mehreren Jahren gelähmt im Bette, betrübt daß es nicht arbeiten könne, vielmehr den Eltern zur Last sei; aber diese empfanden es nicht so; denn es aß wenig, war immer freundlich und voll guter Einfälle, Rat und Trost. An einem trüben, kalten Abend kam die Mutter und brachte dürre Äste aus dem Walde heim, mit denen sie im Herde Feuer machte; dann legte sie Wacholderbeeren auf die erwärmte Platte und sagte, so hätten sie wenigstens einen guten Geruch, wenn sie auch nichts zu essen hätten. Sie war eben beschäftigt, in einem Verschlage zu kramen, ob sie nicht noch ein Stück Brot fände, als das lahme Mädchen, das sie im festen Schlaf geglaubt hatte, einen lauten Schrei tat. Als die beiden Eltern an das Bett liefen, richtete es sich allein auf, blickte mit weitgeöffneten Augen auf die Wand und rief: „Da ist er! er kommt! Unser Retter ist angekommen!" Sie sähen nichts, sagten die erschrockenen Eltern, es träume ihr gewiß. Ohne die Eltern zu beachten, fuhr das Mädchen fort zu schwärmen: „Er leuchtet wie eine Flamme, das Dorf ist taghell. Ich sehe den Markt und den Brunnen und den Kirchturm, aber er ragt über alles. Die Stunde ist gekommen, da der Herr sich seines Volkes erbarmen will. Er schickt seinen Engel mit einem Flammenschwert, das das Haupt des Drachen spaltet. Ach, wie er lächelt, der Holdselige! Sei gegrüßt, du Siegreicher, du Gnadenbringer, unser Kaiser! Meine Hände binden dir die Krone, meine Füße laufen dir entgegen, ich bin auferstanden und alle werden aufersteh'n und dir danken!"

Zuletzt sank das Mädchen auf sein Lager zurück, und sein Sprechen ging in ein Lallen über; in einen Starrkrampf verfallen, lag es scheinbar leblos da. Während die Mutter

am Bette sitzenblieb, lief der Vater zum Pfarrer, um ihm das Vorgefallene zu berichten und seinen Beistand zu erbitten. Ob sie etwas zu essen hätten? fragte der Pfarrer; er habe selbst nicht viel, aber ein Stücklein Brot könne er doch missen, und wenn das Mägdlein zu sich komme, müsse es eine Stärkung haben. Unterwegs sagte er, er könne sich nicht denken, was das Gesicht zu bedeuten habe; daß der böse Feind aus dem Kinde rede, könne er jedoch nicht glauben, er kenne es, seit es lebe, und habe es nie anders als gut und fromm gefunden. Der Vater wischte sich die Augen und sagte, er selbst sei ein Sünder, das wisse er wohl, und auch seine Buben, die den Soldaten zugelaufen wären; aber das Kind sei wie ein Lamm, habe seit der Wiege nur gelitten und nie geklagt, Gott könne es nicht verlassen haben. Vor dem Häuschen, das die Leute bewohnten und das am Ende des Dorfes stand, blieben sie einen Augenblick stehen; die Fensterscheiben waren zerbrochen und die Löcher mit Lumpen ausgefüllt, an der Haustür fehlte die Klinke und der kleine Vorgarten war verwildert; aus Gestrüpp und Unkraut starrten braun und naß ein paar geknickte Malven und Balsaminen. Der Pfarrer schüttelte betrübt den Kopf; vor dem Kriege sei dies Häuschen das sauberste im Dorfe gewesen, sagte er. Ja, sagte der Mann, wenn seine Buben ihm nicht fortgelaufen wären, hätte er sich eher wieder herausmachen können; nun müsse er alles verkommen lassen.

Beim Eintritt der Männer erwachte das Mädchen, sah mit freundlich staunenden Blicken um sich und errötete vor Freude, als sie den Pfarrer erkannte, der sie von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte. Von dem was es gesehen und gesagt hatte, wußte es nichts mehr, lauschte aber mit glänzenden Augen der Erzählung ihrer Eltern. Es waren inzwischen auch ein paar Nachbarn herangekommen, und

alle besprachen das seltsame Gesicht und seine vermutliche Bedeutung.

Kürzlich, sagte der Krämer, habe ein Hausierer aus dem Magdeburgischen die Neuigkeit mitgebracht, daß der Schwedenkönig mit vielen Schiffen übers Meer gekommen sei und schriftlich habe ausgeben lassen, er wolle dem bedrängten Volke den Frieden bringen und den früheren Glücksstand wiederherstellen. Es würden aber große, blutige Kämpfe vorhergehn, ehe die gute Zeit anbräche. „Ja," sagte der Pfarrer, „wer weiß, ob wir sie erleben. Wenn sie nur unsern Kindern zugute kommt." Das Kind habe aber vom Kaiser gesprochen, sagte einer, ob damit der Schwedenkönig gemeint sein könne? Der Kaiser sei päpstlich, sagte der Krämer, und sei der Evangelischen Feind. Er habe ihnen die Soldaten auf den Hals geschickt, um sie mit Gewalt vom Evangelium zu bringen und päpstlich zu machen. Das Kind fragte schüchtern, ob es nicht ein Engel mit schneeweißen Flügeln gewesen sei, den es gesehen habe? Nein, antwortete die Mutter, von Flügeln habe es nichts gesagt; der Held sei mit einer Rüstung bekleidet gewesen und habe ein Schwert geführt. Er sei voll Huld und Gnade gewesen, habe die Armen und Beladenen aufstehn heißen, der Macht des Teufels ein Ende gemacht und ein neues Reich des Friedens und des Glückes verkündigt.

Ein Gottgesandter sei es sicherlich gewesen, den das Kind gesehen habe, sagte der Pfarrer, sie wollten beten und hoffen, inzwischen aber wachsam und vorsichtig sein, denn der Verräter gebe es in dieser bösen Zeit viele. Das glaube er fest, daß Gott ihnen mittels einer unschuldigen Jungfrau Vertröstung habe schicken wollen, und daß er ihnen die Rettung vorbereite. Die Prüfung sei schwer gewesen, und sie wären wohl fast darunter zusammengebrochen. Sie wüßten ja alle,

daß er seine Frau und alle seine Kinder an der Pest verloren hätte, die von den Soldaten eingeschleppt wäre; zuerst hätte er geseufzt und geklagt, aber nachdem die Teuerung gekommen wäre, hätte er eingesehen, wie gut es Gott gemeint habe. Ach, wenn er seine Kindlein vor Hunger weinen hätte hören müssen! Anstatt dessen wären sie alle miteinander in der erwünschten Seligkeit, sorglos zwitschernd und lobsingend wie die lieben Vögel. Wenn ihm nur die Soldaten nicht seinen schönen schwarzen Tuchmantel genommen hätten, den er von dem seligen Vater seiner Frau, seinem Vorgänger im Amt, ererbt gehabt habe. Er danke Gott, daß seine Frau das nicht habe erleben müssen. Wie oft habe sie den Mantel geflickt und ausgebessert, das würde ihr das Herz gebrochen haben.

Ja, sagte das kranke Kind, wenn der Herr Pfarrer in dem langen schwarzen Mantel dahergekommen sei, dann sei ihr immer ganz feierlich zumute geworden.

Zumal er sie auch, fügte die Mutter hinzu, an den seligen alten Pfarrherrn erinnert hätte, und an seinen schneeweißen Bart, der darüber hinabgewallt sei. Da hätte man gemeint, der liebe Gott selber komme einhergegangen.

Der Pfarrer wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte, sie hätten wohl alles opfern müssen; aber es wäre doch nur zeitliches Gut, Gott könne es ihnen zehnfach wiedergeben, wenn er wollte.

Wenn sie nur noch ein einziges Mal ihrem Kinde satt zu essen geben könnte, sagte die Mutter zaghaft; worauf ein Nachbar sagte, es stehe geschrieben: Selig sind die da hungern und dürsten, denn sie werden das Himmelreich sehen. „Es ist so," sagte der Pfarrer, „solange wir Gottes Wort haben, sollten wir nicht murren." In Böhmen und Schlesien, erzählte er, hätten die evangelischen Pfarrer am Stabe ins

Elend wandern müssen, und alle die, welche dageblieben wären, hätten ihren Gott verleugnen müssen. Wenn man sich darin spiegle, sähe man doch, wie gut man es hätte.

Gott möge ihr die Sünde verzeihen, sagte die Mutter erschrocken, um ihres unschuldigen Kindes willen möge er sie verzeihen.

Der Pfarrer zog nun das Stück Brot hervor, das er mitgebracht und bisher vergessen hatte, und zeigte ihr, wie Gott ihr das schicke, gerade als sie hätte verzagen wollen. Die Frau nickte und dankte und machte sich daran, das Brot im Wasser zu einer Suppe zu kochen, während der Pfarrer und die Nachbarn wieder in die dunkle, feuchte, ahnungsvolle Nacht hinausgingen.

Von dem Grafen Hannibal von Schauenburg, der nach der Abberufung des Torquato Conti den Oberbefehl über die aus Pommern verdrängten kaiserlichen Truppen erhalten hatte, bekam Tilly verzweifelte Briefe aus Frankfurt an der Oder: er finde das Heer in solchem Wirrwarr und Elend, daß es gar nicht zu beschreiben sei. Barbarische Exzesse kämen täglich vor, und es sei die Verwilderung der Offiziere nicht geringer als die der gemeinen Soldaten. Mit solchem Gesindel sei nichts auszurichten, komme es zum Gefecht, würde alles auseinanderstieben und die Schuld des Schadens auf den Obersten fallen. Er sehe seinen Untergang vor Augen, habe doch diese Stelle nicht gesucht, sei wider Willen in diesen Sumpf geraten. Tilly solle ihm um Gottes willen beistehen, er wisse in solcher Extremität nicht ein und aus.

An einem dunklen Januartage traf Tilly mit einem kleinen Gefolge vor Frankfurt ein. Als sie durch ein Kieferngehölz ritten, das sich zwei bis drei Stunden vor der Stadt er-

ſtreckte, fanden ſie den Weg durch die Trümmer eines Wagens und tote Pferde verſperrt und entdeckten bei näherem Zuſehen einen von einem Kiefernaſt herabhängenden Toten und einen andern, der an einem Stamme feſtgebunden war. Der letztere war halbnackt, von Stichen und Hieben blutrünſtig, der Kopf hing ihm kläglich mit grinſendem Munde vornüber. Noch ſtarrten die Herren unſchlüſſig auf das Schreckniſ, als von der Stadt her Schauenburg geritten kam, um Tilly zu empfangen. Das ſei ein trauriges Zeichen, daß ſie ſich an dieſer Stelle begegnen müßten, rief er. Da ſehe Tilly gleich, wie es zugehe. Ein Warentransport habe nach Leipzig geführt werden ſollen, davon hätten Soldaten Wind bekommen, ſich im Gehölz verborgen und die Fuhrleute überfallen. Einen hätten ſie gehängt, einen, der ſich zur Wehr geſetzt, übel beſtraft, wie man hier ſehe, ein paar andere wären mit Gottes Hilfe entwiſcht und erfüllten die Stadt mit Geſchrei und Lamentieren. Freilich ſei es zum Erbarmen, daß kaiſerliche Soldaten, der Stadt zum Schutze geſchickt, wie Räuber darin hauſten. Vielleicht wären ſie ſogar zu dieſer Stunde wieder in Frankfurt und ſchlügen dort die geſtohlenen Waren um ein Billiges los.

Tilly ſagte, er zweifle nicht, daß Schauenburg die Schuldigen die Strenge des Geſetzes werde ſpüren laſſen.

Wenn er ſie hätte, antwortete Schauenburg, wolle er das gern tun; aber ſie ſteckten alle miteinander durch, und er müſſe ihnen wohl ſelbſt nachſpringen, wenn er ſie ertappen wollte. Auch pflegten ſie ſich damit zu entſchuldigen, daß ſie ſeit Monaten keinen Sold geſehen hätten, er müſſe in ſteter Sorge vor Meutereien ſein und komme ſich vor wie die Tierbändiger auf den Märkten, die Löwen und Bären tanzen ließen, in einer Hand ein Stück rauchendes Fleiſch, in der andern die Peitſche ſchwingend, und da-

zwischen heimlich Stoßgebete für ihr Leben gen Himmel schickten.

Wie sie aus dem Gehölz herauskamen, sahen sie die Festung am Horizonte wie einen schweren grauen Dunst vor sich liegen. Er könne Tilly nicht genug danken, sagte Schauenburg, dicht neben dem General reitend, daß er selbst gekommen sei; als er ihn erblickt habe, sei ihm so ums Herz geworden, als wenn er seines Heilands ansichtig würde. Wie Tilly helfen solle, könne er sich zwar nicht einbilden, der Schaden sei zu groß. Es müsse früher oder später zu einer Hauptkatastrophe kommen. Aber Tillys Zeugnis, daß er nicht des Eifers ermangelt habe, würde man wenigstens Glauben schenken.

Wie das nur möglich sei! sagte Tilly. Wie es möglich sei! Der Kaiser glaube über ein Heer zu gebieten, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen habe.

Listen von 20000 Mann hätte er bekommen, erzählte Schauenburg; aber kaum 4000 wären aufzutreiben gewesen, und niemand wisse, wo die andern geblieben wären. Er hätte nach den Unteroffizieren gefragt: es sei keiner dagewesen; Wachtmeister ebensowenig; in einer Schenke wären drei Leutnants gewesen, die hätten besoffen hinter der Ofenbank vorgezogen werden müssen, andere lägen Tag und Nacht bei den Dirnen. Die gemeinen Soldaten bettelten auf den Gassen und sähen zerlumpter und jämmerlicher aus als mancher Bettler an den Kirchentüren.

Tilly beklagte die Unglücklichen; Hunger, Frost und Krankheit wären Würmer, die auch brave Herzen faul machten. Ein anderes sei es mit den Offizieren, wenn die verdürben, fehle es am Kern.

Er habe, sagte Schauenburg, vom Seinigen vorgeschossen, um das Heer vorderhand zu fristen und auch einiger-

maßen instand zu setzen, das sei nun aber auch schon aufgegangen.

Geld bringe er mit, sagte Tilly, aber damit allein könnten so viele Löcher auch nicht gestopft werden. Er habe vernommen, fuhr er nach einer Pause fort, daß der Schwede lauter kräftige, fröhliche Leute mitgebracht habe. Er halte gute Mannszucht, und an Geld fehle es bis jetzt nicht. Die Augen des alten Generals schweiften über die gefrorene Fläche, an die sich hie und da ein blätterloser Strauch klammerte; die starren schwarzen Ränder der ausgefahrenen Gleise zogen wie kleine Gebirgsketten über die Straße. „Wie sollen da die Leute marschieren, die zum Teil keine Schuhe an den Füßen haben," sagte Schauenburg.

Tilly schwieg; da sei nirgends eine Hoffnung, dachte er; so sei es im Alter, daß das Laub nacheinander verdorre und abfalle, nichts mehr übrigbleibe von irdischer Lust, Schönheit und Ehre. Es werde so kommen, daß er sein gutes blankes Schwert verlieren und mit einem schlechten, stumpfen, unehrlichen Messer werde vertauschen müssen. Zur Niederlage werde Schimpf kommen und Hohn.

Schauenburg fing an auf Wallenstein zu schelten: er gleiche einer Hausfrau, die bei Fest und Tanz in Atlas und Brokat stolziere und Bewunderung und Schmeichelei einheimse, bei der aber Küche und Kammer wie ein Schweinestall, Knechte, Mägde und Kinder voll Dreck und Läuse wären.

Tilly sagte, weil er das Heer so stark hätte anschwellen lassen, hätte er die Übersicht verloren. Die Offiziere hätte der hohe Sold verdorben; denn die Menschen wären einmal zu schwach, als daß man sie der Versuchung aussetzen dürfte. Nun, da der Knäuel völlig zerzaust sei, hätte man ihn abgesetzt, und er sei der Verantwortung und des Tadels ledig.

Es könne leicht abgekartetes Spiel sein, meinte Schauenburg. Vielleicht halte er es mit dem Schweden, oder aber er habe vorausgesehen, daß das Unwesen im Heere offenkundig werden müsse, nun er es mit einem mächtigen Feinde zu tun bekomme.

Allerlei wunderliche Gedanken stiegen in Tilly auf über das, was ihm von Wallenstein während des Herbstes widerfahren war. Auf seine vielfältigen Bitten, Wallenstein möge verstatten, daß er das kaiserliche Heer aus Mecklenburg mit Getreide verproviantiere, hatte er stets freundlich und willfährig geantwortet; aber mit der Tat war niemals entsprochen worden, vielmehr hatte sein Statthalter alles Korn außer Landes verkaufen müssen, und trotz alles vorhandenen Überflusses und aller Versprechungen hatten seine Soldaten darben müssen. Wie wenn anstatt dessen der Schwede sich der Zufuhr zu erfreuen gehabt hätte? Jedenfalls aber sei es ihm zugute gekommen, daß die Kaiserlichen Mangel litten. Wieder und wieder mußte er darüber nachdenken, wie das aufzufassen sei: ob Wallenstein nur ihm als seinem Nachfolger und gleichsam Nebenbuhler einen Tort zufügen, oder ob er aus Begünstigung des Reichsfeinds und etwa verborgener Rachsucht dem Kaiser schaden wollte. Von diesen Sorgen und Argwohn ließ er jedoch nichts verlauten und sagte zu Schauenburg, freilich sei denen wohl, die des Kriegs überhoben wären; allein sie hätten die Last auf sich genommen und müßten nunmehr ausharren, der Ausgang sei wie er wolle. Auch wollten sie die Untergebenen ihre Bedenklichkeiten nicht merken lassen, sondern so viel als möglich frischen Mut zeigen, damit nicht die gemeinen Soldaten eine Witterung bekämen, als würden sie zur Schlachtbank geschleppt, und eh es noch zur Aktion käme ausrissen.

Der junge Graf Adam Erdmann Terzka hatte Wallenstein zur Taufe seines neugeborenen Sohnes eingeladen und stand mit seinen Eltern an einem Fenster seines Schlosses Opotschna, die Ankunft des hohen Gastes erwartend; durch die kahlen Bäume konnten sie die Landstraße sich die Anhöhe, auf der die Burg lag, hinaufschlingen sehen. Ob er auch wirklich kommen werde? sagte der alte Graf; den Wechsel der Laune betreffend, sei er ja ärger als Wind und Wetter. Das meinten nur diejenigen, entgegnete Graf Adam, die nicht mit ihm vertraut wären und seine Intentionen nicht kennten. Er wolle seinen Kopf verwetten, daß er komme, ihm sei viel daran gelegen, mit den böhmischen Herren in gutem Vernehmen zu bleiben.

Nun, sagte die alte Gräfin, so wolle sie ihn bei dieser Gelegenheit einmal zum Reden bringen. Mit Träumen und Wünschen werde nichts gefördert, es müsse einmal etwas Erkleckliches beschlossen werden.

Ihr Sohn wendete sich hastig gegen sie und beschwor sie, sich sorgsam zurückzuhalten, mit Vordringlichkeit könne sie alles verschütten. Man dürfe ihm nicht geradezu mit einer Sache auf den Leib rücken, sonst wiche er zurück, es müsse alles gleichsam von ungefähr an ihn herankommen. Er sei scheuer als ein Vogel.

Was ihm einfalle, ihr so übers Maul zu fahren! sagte die alte Gräfin. Sie werde es schon mit guter Manier anbringen. Das Gestikulieren im Nebel sei lauter Vanität, wer es redlich meine, scheue das Licht nicht.

Sie hatten über diesem Gespräche das Ausgucken vergessen und wurden von der jungen Gräfin, die in einem anstoßenden Zimmer gewesen war, auf das Herannahen Wallensteins aufmerksam gemacht. Terzka gab seinen Eltern einen Wink, den Gegenstand in Anwesenheit seiner Frau nicht zu

verfolgen, und eilte dann fort, um den Herzog zu empfangen, indes die anderen den fürstlichen Aufzug betrachteten. Berittenen, die die Wallensteinische Livree trugen, folgte seine vierspännige Kutsche und dieser eine Reihe von Wagen mit der Bedienung und dem Reisegepäck. „Wir haben auf Eure Fürstliche Gnaden wie auf unseren Messias gewartet!“ rief die alte Gräfin begeistert bei der Begrüßung. Das sei viel Ehre für einen podagrischen alten Mann, antwortete Wallenstein scherzend; was er aber für sie tun könne, ohne Hand und Fuß zu rühren, wolle er nicht unterlassen.

Da die Terzkaschen lebhaft sein gutes Aussehen rühmten, sagte er, das sei kein Wunder, nachdem er so lange schon der Ruhe pflege. Er bringe als ein ausgedienter Soldat seine Zeit in den Bädern und auf dem Lotterbett zu.

Ja, sagte die alte Gräfin, wunderlich sei es, bei währender Feuersbrunst den Löscheimer abzuschaffen.

Am folgenden Tage, der der 16. Februar war, wurde in der Schloßkapelle die Taufe gefeiert, wobei auch Wallenstein gegenwärtig war, und den Eltern des Kindes für dasselbe eine mit goldenen Dukaten gefüllte Kassette überreichte. Beim Bankett wurde von Gustav Adolf gesprochen, und ob es Tilly gelingen werde, seinen Marsch aufzuhalten. Für einen alten Hofhund, sagte Wallenstein, verteidige er sein Gut ganz wacker, müsse ja einen langen Zaun auf und ab laufen. Die Gesellschaft lachte, und es wurde weiter erwogen, ob Gustav Adolf nach Wien oder nach Prag ziehen werde.

Das wäre ein auserlesenes Vergnügen, meinte die Gräfin Kinsky, Adam Erdmanns Schwester, die beiden vornehmsten Helden des Zeitalters beieinander zu sehen. Ihr Bruder warf einen besorgten Blick auf Wallenstein, ob ihn diese Bemerkung gekränkt habe, und fügte rasch hinzu, der König

von Schweden verdanke seine Größe bis jetzt der Kleinheit seiner Feinde; er, der König, habe selbst vertraulich geäußert, der Regensburger Reichstag habe ihm ein Brett ins Meer gerückt, sonst wäre er zuletzt doch zu kurz gesprungen.

Im Laufe des Mahles, das unerschöpflich an delikaten Schüsseln war, wobei aber aus Rücksicht auf den Herzog mit dem Trinken zurückgehalten wurde, ereignete es sich, daß die junge Gräfin Terzka, eine geborene Harrach, auf die gegenüberliegende Wand blickend, ihren Schwiegervater fragte, warum er dem Bildnis des Kaisers gegenüber einen freien Platz gelassen habe? Ob ein Bild der Kaiserin oder des Königs von Ungarn dahin solle?

Nein, antwortete der alte Graf, den Platz habe er für ein Bild des Königs von Böhmen freigelassen.

Die Gräfin, eine zierliche blonde Dame, machte große Augen und sagte erstaunt, der Kaiser und der König von Böhmen wären ja dieselbe Person; worauf der alte Graf, laut lachend und mit den Augen zwinkernd, sagte, die Personen wären wohl dieselben, aber die Sache wäre eine andere, und er, als ein Böhme, liebe den Kaiser, der das Reich angehe, nicht so wie seinen König.

Als nach dem Essen die Männer mit der alten Gräfin in einem Seitenkabinett saßen, wo man sich, nicht mehr durch die Dienerschaft gestört, freier herauslassen konnte, seufzte die Alte, ach, warum ihr Sohn auch eine solche Gans geheiratet hätte! Der Herzog möge ihr die ungewaschene Rede verzeihen, denn sie sei ja seine Schwägerin, aber sie, die Alte, könne einmal nicht dissimulieren.

Für eine Frau sei sie recht und gefalle ihm auch ganz wohl, entgegnete Wallenstein; mit ihr, der alten Gräfin, sei es etwas anderes, sie wäre wert, ein Mann zu sein.

„Wenn ich einer wäre," sagte sie schnell, „säße ich nicht

hier." Freilich, fuhr sie fort, seitdem der Herzog da sei, möchte sie mit niemandem tauschen. Es nehme sie nur wunder, daß ihr Mann nicht eifersüchtig sei, sie habe kürzlich sogar von ihm, Wallenstein, geträumt. Er habe die alte böhmische Krone auf dem Haupte getragen, das Zepter gehalten und in allen Dingen wie ein rechter König von Böhmen ausgesehn.

Würde der Traum wahr, sagte Wallenstein, der sich sehr behaglich zu fühlen schien, so sollte sie sein Kanzler sein.

Seine Frau träume oft wahr, fiel der alte Graf eifrig ein; Anno 1621 hätte sie dreimal hintereinander von einem breiten schwarzen Sumpf geträumt, durch den sie gewatet sei, immer tiefer, das letztemal sei ihr das Wasser bis an den Hals gestanden. Daran hätten sie hernach oft denken müssen.

Ob sie denn etwa glaubten, sagte Wallenstein, der Kaiser werde ihm die böhmische Krone zum Namenstage schenken?

Darauf brauchten sie nicht zu warten, rief Adam Erdmann; der böhmische Adel hätte dabei auch ein Wörtlein mitzureden.

Und dann sei auch der König von Schweden da, fügte die Gräfin hinzu.

Wallenstein blickte sinnend auf seine bleichen Hände. Ja, daß er es könnte, sagte er langsam, wolle er wohl glauben. Es sei da aber noch manches zu bedenken.

Der Kaiser habe sich nicht lange bedacht, sagte Adam Erdmann, dem Herzog unverdienten und unerträglichen Schimpf und Despekt anzutun.

Er vergäße das nicht, sagte Wallenstein. Jenes Band sei abgerissen und könne nimmermehr geknüpft werden. Der Kaiser bilde sich ein, seine Diener wären wie Hunde, ließen sich durch einen Tritt fortjagen und kämen nach einer Weile

ſchwänzelnd wieder gelaufen. Es ſei ihm kürzlich hinterbracht worden, der Kaiſer fürchte, völlig in die Gewalt des Bayern zu geraten und wünſche ſehnlich, der Friedländer möchte ihn wieder heraushauen. Aber er wolle ein Hundsfott ſein und die Hand ſollte ihm vom Leibe faulen, wenn er je wieder das Schwert für den Kaiſer zöge. Der Kaiſer ſolle lernen, eines Kavaliers Ehre zu reſpektieren.

Alle ſtimmten bei und brachen in Klagen über die Undankbarkeit des Kaiſers aus. Er wäre ja um Land und Leute gekommen, wenn Wallenſtein nicht geweſen wäre. Viele könnten es nicht faſſen und würden faſt an ihm, Wallenſtein, irre, daß er zu einem ſolchen Streich ſtillgehalten habe.

Wallenſtein lachte leiſe. Die Rache, ſagte er, ſei wie ein edler Wein und werde um ſo feuriger, je ſpäter man ihn ſchlürfe.

Am ſpäten Abend kam noch ein Gaſt auf die Burg, den Graf Adam freudig begrüßte und zunächſt in ein abgeſondertes Zimmer führte: Seſyma Raſchin, ein böhmiſcher Flüchtling aus dem niederen Adel. Wallenſtein pflege eben der Ruhe, ſagte Terzka, und dürfe nicht geſtört werden. Aber er habe gute Nachrichten, die Sachen ſtänden gut, Wallenſteins Zorn wegen der Abſetzung habe keineswegs nachgelaſſen, er werde eine Gelegenheit, ſich am Kaiſer zu rächen, gern ergreifen, nur müſſe es etwas Großes und Abſonderliches ſein. Wenn der König von Schweden den erſten Schritt tun wollte, ſo würde er Wallenſtein bereit finden. Wo der König ſich zurzeit befinde?

Er ſei im Mecklenburgiſchen, erzählte Raſchin. Daß er einen Vertrag mit Frankreich abgeſchloſſen habe, werde Terzka ſchon bekannt ſein; danach müſſe der König von Frankreich bezahlen, dürfe dem Schweden aber nicht dreinreden. An Geld fehle es alſo nicht, aber die Saumſeligkeit

und Unluſt der evangeliſchen Kurfürſten mache Guſtav Adolf zu ſchaffen. Er werde Wallenſteins Hilfe gewiß ergreifen, habe eine hohe Meinung von ihm.

Und wie er die böhmiſchen Genoſſen in Sachſen und anderswo gefunden habe? fragte Terzka.

Da herrſche überall die größte Bereitwilligkeit, ſagte Raſchin. Der Hrzan, Sommersfelde und Berkofsky wollten dem König von Schweden mit ihrem Vermögen beiſpringen, andere, ſo der Bubna und der alte Graf Thurn mit ſeinen Söhnen in ſchwediſchen Dienſt treten. Der alte Graf Thurn gebärde ſich wie närriſch, habe geſagt, die Hoffnung auf das Vaterland quelle wie ein Jungbrunnen durch ſeine Glieder. Nur den Wallenſtein betreffend fehle es noch am rechten Glauben.

„Sie kennen ihn alle nicht wie ich ihn kenne," ſagte Terzka. Er ſtehe Bürge für ihn. Der Herzog ſei keineswegs ein ſolcher Tyrann, als welchen ihn ſeine Feinde verſchreien wollten. Gegen getreue Anhänger ſei er gut und verſchwenderiſch, teile ihnen mit vollen Händen aus, er vermöge es ja. Er ſei gewiß des Adels Feind nicht, nur auf die Übergriffe der Fürſten paſſe er ſcharf.

Raſchin erzählte weiter, keiner ſei ſo eifrig, gutwillig und unermüdlich wie der alte Thurn, ſeiner bedürfe man durchaus zum Verhandeln. Wenn da nur nicht ein alter Hader im Wege wäre, den er mit des Terzka Mutter hätte?

Ja, er wiſſe darum, ſagte Adam Erdmann, es handle ſich um eine Schuld, und ſeine Mutter ſei böſe, weil der alte Thurn darauf poche, als ein armer Flüchtling brauche er ſie nicht zu erſtatten. Der alte Thurn bilde ſich allzuviel darauf ein, daß er evangeliſch geblieben ſei, und habe doch gar kein Verdienſt daran, da er ja ſowieſo ſeine Güter hätte verlieren und exulieren müſſen. Ferner hätte er ſeinen,

Adam Erdmanns Bruder, so an sich gezogen, daß derselbe ihn und seine Eltern wegen des Glaubenswechsels hart angelassen und ungebührlich den Prediger bei ihnen gemacht hätte, so daß fast eine Rebellion im Hause ausgebrochen wäre. Daß sein Bruder Böhmen verlassen und französischen Dienst angenommen hätte, sei auch des alten Thurn Werk gewesen. Dies alles würde seine Mutter aber nicht nachtragen, wenn es die gute Sache gelte. Spüre sie bei jemandem eine rechte Affektion zu dem heißgeliebten, verwüsteten böhmischen Vaterlande, so nehme sie denselben im Herzen als ihren Sohn an, ohne übrigens nach seinem Katechismus oder Vermögen zu fragen.

So habe Graf Thurn trotz der Verfeindung sie auch geschildert, sagte Raschin, als eine heroische Frau und rechte böhmische Mutter. Wenn der Herzog von Friedland eines Sinnes mit ihnen sei, so würden die verstoßenen Söhne gewiß bald wieder in die teure Heimat einziehen können.

Die Landung des Königs von Schweden wurde vom Kurfürsten von Sachsen als eine auf ihn gemünzte Beleidigung angesehen, als sei er, das Haupt der Evangelischen im Reich, nicht allein Manns genug, ihren Sachen vorzustehen. Daß er das, und zwar besser als jener verstehe, beschloß er aller Welt zu zeigen; denn freilich sei es nun nicht anders, als daß dem Kaiser einmal ein Ernst gezeigt werden müsse. Er hatte sein Mißfallen wegen des Restitutionsediktes deutlich ausgedrückt; aber der Kaiser hatte es nicht verstehen oder anderen zuliebe nicht berücksichtigen wollen. Mit trotzigen, ungehorsamen und geringen Ständen, sagte der Kurfürst, möge es der Kaiser immerhin scharf treiben; daß er jedoch mit Beiseitesetzung seines, des Kurfürsten Sohnes August, seinen Sohn Leopold in das Stift Magdeburg setzen wolle,

das habe ein bedenkliches Ansehn; und wenn der Kaiser in solcher Willkür nicht gehindert werde, so könne leicht das Reich darüber zugrunde gehen. Es sei etwas anderes mit dem Brandenburger Christian Wilhelm gewesen, den habe das Domkapitel nicht leiden wollen, sein Sohn August hingegen sei ordentlich gewählt worden, wo also da für den Leopold Platz sei, von seinem katholischen Bekenntnis nicht zu reden. Zwei verschiedene Brillen könne man einem nicht auf die Nase setzen, sonst sehe er zuletzt gar nichts mehr. Es sei auch nicht zu leugnen, sagte er zu seinem Hofprediger Hoë, daß er, Hoë, die römische Posaune allzu fleißig geblasen habe, er solle nun einmal in das evangelische Horn stoßen und zeigen, daß es nicht rostig geworden sei.

Diesem Befehl zufolge eröffnete der Hofprediger die nach Leipzig ausgeschriebene Versammlung evangelischer Fürsten durch eine scharfe Predigt über Psalm 83: Gott, schweige doch nicht also und sei doch nicht so stille; Gott, halte doch nicht so inne. Denn siehe, deine Feinde toben und die dich hassen, richten den Kopf auf. Tue ihnen wie den Midianitern, wie Sissera, wie Jabin am Bach Kison; die vertilget wurden bei Endor und wurden zu Kot auf Erden. Mache ihre Fürsten wie Oreb und Seeb, alle ihre Obersten wie Seba und Zalmuna.

Dann sagte er, wie der einäugige Zyklop dem Odysseus versprochen habe, ihn zuletzt zu verspeisen, so denke auch der Papismus die Lutherischen nicht zu verschonen, sondern nur zuletzt zu verschlingen, er habe den Rachen immer offen, die Kalvinischen füllten seinen unersättlichen Bauch nicht, und wenn dieser abgöttische Moloch einem schöne Worte gäbe, so sei das nur ein süßer Schleim, den er einem anstreiche, damit der Bissen sich desto glatter schlucken lasse. „Auf, auf, du Häuflein," rief er, „rüste dich, gürte dich, daß du nicht

wehrlos überfallen werdeſt! Sei nicht ſchläfrig, ſei nicht wollüſtig, laß dich nicht übereilen! Den wackeren Krieger wird der Herr anſehn; aber die Faulen und Lauen ſollen ausgerottet werden!"

Dieſe Predigt erregte große Verwunderung, und manche meinten, Guſtav Adolf müſſe dem Hofprediger die Räder gut geſchmiert haben, daß er ſo geſchwind laufe. Es entſtand ein Gemurmel, der Kurfürſt werde ſich an die Spitze eines neugeworbenen Heeres ſtellen, geradeswegs auf Wien ziehen und den Kaiſer zwingen, entweder das Reſtitutionsedikt aufzuheben oder vom Throne zu ſteigen. Dem Kurfürſten ſchien es, als ſei bereits etwas zu weit gegriffen, und vorzüglich wenn er einen Teil ſeiner Gäſte betrachtete, den Landgrafen von Heſſen und die Weimaraner, ſeine Neffen, lauter junge Hähne, die verzweifelt im Sande ſcharrten und nach einem guten Miſthaufen ausſchauten, wo man ihre Aufgeblaſenheit ſähe und bewunderte, hielt er es für nötig, ihr Ungeſtüm zu dämpfen. Als er den Konvent eröffnete, ſagte er, daß er den ſchwediſchen Geſandten, der ſich habe einfinden wollen, nicht vorgelaſſen habe; denn der König von Schweden ſei ein Reichsfeind, und gehorſame Reichsfürſten könnten ſich füglich nicht mit ihm einlaſſen. Er wolle auch, bevor geeignete Maßnahmen zum Schutze der Religion und Libertät verabredet würden, noch einmal feſtſtellen, daß er unerſchütterlich in der Devotion des Kaiſers zu verbleiben gedenke. Von den altheiligen Grundſätzen, in denen ſein erlauchtes Haus und ſeine in Gott ruhenden Vorfahren groß geworden wären, wolle er niemals abweichen. Freilich wären die Zeitläufte ſo böſe, daß er einige Fähnlein habe anwerben müſſen, um Hab und Gut ſeiner armen Untertanen vor räuberiſchen Söldnern zu ſchützen; aber er hoffe, weder der Kaiſer noch andere Potentaten und Fürſten,

ausländische und einheimische, bildeten sich ein, es sei dies als eine feindliche Aktion wider das Reichshaupt anzusehn.

Nach einer Pause nahm Landgraf Wilhelm von Hessen das Wort und sagte, mit einem solchen Grundsatz binde sich der Konvent von vornherein die Hände. Wie man sich gegen die Übergriffe des Kaisers wehren und zugleich in kaiserlicher Devotion bleiben wolle, vermöge er nicht einzusehen.

Er habe den Konvent einberufen, sagte Johann Georg, um die alte Vertraulichkeit zwischen den Reichsständen wiederherzustellen; das könne nicht geschehn, wenn man mit Spieß und Schwert drohe. Mit vehementen Entschlüssen sei überhaupt niemals etwas auszurichten.

Mit halben Entschlüssen noch weniger, sagte Landgraf Wilhelm. Man sei doch übereingekommen, daß die Religion in Gefahr stehe, und daß viele Fürsten die Hälfte ihres Landes durch das Restitutionsedikt einbüßen würden.

Er wolle gewiß nicht zusehen, sagte der Kurfürst, daß die Augsburgische Konfession ausgerottet werde. Wenn es dazu komme, dann sei es Zeit, aufzubrechen.

Wenn die Religion ausgerottet sei, sagte Landgraf Wilhelm, nütze das Kriegführen nicht mehr, dann könne man vielmehr einen Spaten nehmen und sie begraben.

Man müsse das eine tun und das andere nicht lassen, sagte der Kurfürst. Man müsse nicht immer ein Wolf oder immer ein Lamm oder ein Hase sein; der feine Diplomat müsse bald dieses, bald jenes Pelzlein überziehn können und dadurch die Politiker irreführen. Es sei genug, dem Kaiser einmal die Wolfszähne zu weisen; aber so gröblich brauche man es nicht zu nehmen.

Bei den Gastmählern ließ sich der Kurfürst zuweilen ein wenig mehr aus und erzählte, wie er den Grafen Trautmannsdorff empfangen habe, den der Kaiser nach Dresden

geſchickt hatte, um ihn wegen des Reſtitutionsediktes zu begütigen. Er habe ſich nämlich eigens zuvor hingeſetzt und auf dem Kamme geblaſen, und nachdem er des Trautmannsdorff Begrüßung entgegengenommen, habe er gefragt: Kann Er, mein lieber Graf, auch auf dem Kamme blaſen? worauf der Graf etwas verlegen geworden ſei und angefangen habe, ſein Sprüchlein aufzuſagen, der Kaiſer habe ungern vernommen, daß der Kurfürſt einen Argwohn wider ihn gefaßt habe, und ſo weiter. Er habe ihn eine Weile reden laſſen und dann geſagt: Wenn Er es nicht verſteht, mein lieber Graf, ſo will ich Ihm eins blaſen und habe geblaſen: Erhalt uns Herr bei deinem Wort, deutlich und richtig, welches Liedlein papiſtiſchen Ohren bekanntlich vor allen unleidlich ſei, bis der Graf ſich ganz deſperat empfohlen habe.

War aber einmal ein kräftiger Satz zu einem Brief an den Kaiſer aufgeſchrieben worden, ſo verlangte er allemal eine gelinde Klauſel anzuhängen; denn, ſagte er, die Beſtie müſſe doch ein Schwänzlein haben, an der man ſie etwa wieder zurückziehn könne.

„So kommen wir nicht weiter," rief Herzog Bernhard entrüſtet. Wolle der Kurfürſt dem Kaiſer predigen, ſo ſolle er den Hoë nach Wien ſchicken, wolle er aber kämpfen, ſo ihn mit dem Schwert.

„Rühme dich auch noch ein Söldner zu ſein," ſagte der Kurfürſt. Was ihn betreffe, ſo ſei er kein Schnapphahn, ſondern ein vornehmer Reichsfürſt und müſſe ſich danach halten.

„Es iſt nicht meine Schuld," ſagte Bernhard höhniſch, „daß ich und meine Brüder ärmer ſind, als unſere Väter waren."

„Sieh dich vor," ſagte der Kurfürſt, „daß ich dir nicht einmal derb übers Maul wiſche; denn das ſteht mir als

deinem Oheim und Vormund zu." Wenn sie sich durch ihr unbesonnenes Dreinfahren in den Sumpf gebracht hätten, dann müsse er heran und helfen, wie damals, als Wilhelm als kaiserlicher Gefangener in Wien gewesen sei und er ihn habe losbitten müssen, was er dann ihm und kaiserlicher Majestät übel gedankt habe.

In vollem Unmut reisten Landgraf Wilhelm und Herzog Bernhard ab, bevor es zum Schlusse gekommen war, und auch dem Kurfürsten wurde der Aufenthalt sehr verleidet durch den Umstand, daß ein Pomeranzenhändler, der auf der Straße seine Früchte feilgeboten hatte, von der Pest befallen wurde und innerhalb einer Stunde verschieden war. Johann Georg führte beim Magistrat Klage, daß dergleichen fremdes Gesindel in die Stadt eingelassen würde, wodurch ganz Leipzig und noch darüber hinaus verseucht werde. Der Magistrat erwiderte, es sei doch niemals und nirgends Sitte gewesen, daß man allen Ausländern die Stadt verschließe, würde sich auch mit der Leipziger Meßfreiheit schlecht vertragen. Da kämen Händler, Musikanten, Künstler und Quacksalber aller Art aus mancherlei Ländern, an denen sich der Kurfürst auch zu belustigen pflege. Das sei keine Entschuldigung, antwortete der Kurfürst, man solle der Sache besser auf den Grund gehen. Wenn noch mehr dergleichen Pomeranzenhändler in der Stadt wären, sollten sie ausgewiesen werden, er könne sein fürstliches Leben nicht aussetzen.

Am 12. April kam der Leipziger Schluß zustande in der Form, daß sich alle seine Mitglieder in wehrhafte Verfassung setzen wollten, um sich vor den Ausschreitungen der kämpfenden Heere zu schützen; daß aber solche Rüstungen nicht gegen den Kaiser gemeint wären, in dessen Devotion sie getreulich verbleiben wollten.

Zu Anfang April waren faſt alle Außenwerke der Feſtung Magdeburg von den Kaiſerlichen eingenommen. Zwei Ratsherren, deren einer Otto von Gericke war, gingen mit dem Marſchall Dietrich von Falkenberg, den Guſtav Adolf im November des vergangenen Jahres nach Magdeburg geſchickt hatte, um als ſein Vertreter die Leitung des Kriegsweſens in die Hand zu nehmen, auf den ſüdlichen Wall und verſuchten durch den ſtark und gleichmäßig fallenden Regen nach den Schanzen hinüberzuſehen. Die Windmühle werde von den Schanzen aus beſtrichen, ſagte Gericke, es könne nicht mehr dort gearbeitet werden. „Um Geld finden ſich wohl noch ein paar Waghalſige, die das Leben daranſetzen," ſagte Falkenberg, „das iſt die kleinſte Sorge. Brot haben wir noch eine Weile."

Gericke ſagte, er hätte nicht gedacht, daß die Außenwerke ſo ſchnell fallen würden; freilich ſehe er jetzt, daß ſie nur aus Sand gemacht geweſen wären. Wie hätte er ſie anders machen ſollen, entgegnete Falkenberg, da die Zeit gedrängt hätte und niemand hätte arbeiten wollen. Die Zollſchanze würde nun auch nicht mehr zu halten ſein.

Die Ratsherren erbleichten: „Dann liegt die Stadt dem Feinde offen," ſagte Gericke. Daß die Stadt im Süden unbefeſtigt ſei, hätten ſie ja doch gewußt, ſagte Falkenberg. Es ſei das beſte, die Zollſchanze gutwillig zu verlaſſen, wenn man ſie doch nicht halten könne. „Herr Marſchall," ſagte Gericke, „ſo legen wir ſelbſt das Haupt auf den Block." Ob man ein Werk halten könne, ohne zu ſchießen? rief Falkenberg heftig. So ſei es aber; wenn es zum Sturme komme, würden ſie kein Pulver mehr haben.

Nach einem langen Schweigen fragte Gericke, ob Falkenberg keine Botſchaft mehr vom Könige gehabt habe. Nein, ſagte Falkenberg, ſeit etwa 14 Tagen nicht mehr. Die

Verheißungen des Königs seien aber so bestimmt gewesen, daß er immer noch auf Entsatz rechne.

Man möchte das Wort doch noch einmal bekräftigt haben, sagte der andere Ratsherr. Vielleicht wisse der König nicht, wie gefährlich ihre Lage sei. Sie wollten alles aufbieten, um einen Boten zu ihm gelangen zu lassen, der ihm ihre Not vor Augen stellte.

Eine geeignete Person fand sich in dem Advokaten Hermann Cummius, einem leichtsinnigen, prahlerischen und unordentlichen Manne, der das Abenteuerliche dem Alltäglichen vorzog. Da er bei Nacht aufbrechen wollte, um sich in der Dunkelheit durch das feindliche Lager zu schleichen, brachte er den Abend im Gasthause mit guten Freunden zu, unter denen mehrere Geistliche und auch Frauen waren. Er trank viel und sagte, die Hauptsache sei, daß er einen ordentlichen Rausch habe; denn die Berauschten gingen so sicher wie die Nachtwandler. Er erzählte von vielen Gelegenheiten, wo er durch Trunkenheit einem Unfall entgangen sei; einmal, sagte er, sei er sogar im Rausch in das Schlafzimmer eines schönen Frauenzimmers herein- und vor Tagesanbruch wieder herausgekommen, ohne daß der Ehemann oder sonst jemand ihn erwischt hätte. Es wurde ihm denn auch eifrig zugetrunken, und als er aufbrach, wurde er mit Umarmungen, Tränen und Segenswünschen entlassen. Eine Frau drängte ihm als Amulett ein Fingerknöchlein von einer der 11000 Jungfrauen auf, welches er zuerst nicht nehmen wollte, da er kein Papist sei, endlich aber doch ihr zuliebe behielt und um den Hals hängte.

Nach etwa 8 Tagen kam er zurück und berichtete, er habe den König zu Frankfurt an der Oder selbst gesehen und gesprochen. Derselbe habe ihn freundlich aufgenommen und wegen seines Mutes hoch belobt, ihm auch eine stattliche

Belohnung versprochen und gesagt, die Stadt Magdeburg solle nicht verzagen, er werde ihr königlichen Entsatz bringen und unfehlbar vor Anfang Mai da sein. Solange solle sie aushalten um jeden Preis. Dem Rat und dem Marschall von Falkenberg berichtete er insgeheim, er habe den König merken lassen, daß der Rat schnellerer Hilfe von ihm gewärtig gewesen sei, worauf er verlegen oder ungeduldig geantwortet habe, er habe sich das Ding auch anders vorgestellt, der Administrator habe alles überstürzt, ehe es reif gewesen, er müsse doch einen Schritt vor den andern setzen, könne nicht fliegen. Es habe ihm, Cummius, so scheinen wollen, als sei der König kein so verliebter Freier, wie die Jungfrau Magdeburg sich einbilde, sondern wolle vorher noch ein oder das andere Schäferstündchen abhalten oder denke, sie könne ihm doch nicht entgehen. Er möchte nur wünschen, daß ihm nicht ein anderer zuvorkomme, der der Braut weniger willkommen sei.

Am 4. Mai brachte ein Trompeter aus dem feindlichen Lager Briefe Tillys an den Rat der Stadt Magdeburg, an den Marschall Falkenberg und an Christian Wilhelm, in denen er sie zum Gehorsam gegen den Kaiser ermahnte und gütlichen Akkord anbot. Wenn sie in ihrem Eigensinn und Ungehorsam verharrten, werde er zum Sturm schreiten müssen und wolle dann für die Folgen entschuldigt sein.

Das Ende des Monats sei nun vorüber, sagte der Ratsherr Gericke, und der König nicht gekommen. Sie würden nun, um die Stadt nicht dem Ruin auszusetzen, dennoch daran denken müssen zu akkordieren. Derselben Ansicht waren die anderen Ratsherren; der Bürgermeister Martin Braun meinte, sie könnten die Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen und der Hansestädte nachsuchen, darauf werde

Tilly eingehen, und es werde Zeit damit verfließen, so hätten sie eine Frist gewonnen, in der der König doch noch ankommen könne.

Zu später Abendstunde ging Christian Wilhelm zum Kloster der Liebfrauenkirche und suchte den Priester Sylvius auf, der nach der Restitution dort eingezogen war. Dieser empfing den Markgrafen freundlich und herzlich, schon vermutend, was er im Sinne hätte, sagte, daß ihm die Sendung des Trompeters wohl bekannt und daß er in Unruhe sei, ob die Stadt nun endlich zur Pflicht zurückkehre; denn sie müsse doch einsehen, daß sie von dem Schweden betrogen sei, und daß es jetzt um Leib und Leben gehe.

Ja, sagte Christian Wilhelm, die Lage sei böse, und er werde zu spät inne, daß er den Menschen zu viel vertraut habe. Da sei der Schneidewind, der abscheuliche Verräter, der sich gestellt habe, als wolle er Kaiserliche und Ligisten miteinander auffressen, und der nun zum Pappenheim übergegangen sei; da sei der Falkenberg, dem er sich immer bescheidentlich nachgestellt habe, als einem erfahrenen Manne, obwohl er doch ein Fürst sei, der halte mit seinen Gedanken zurück, niemand wisse seine wahre Meinung, außer daß er brause und koche wie ein speiender Berg, wenn man von Zweifeln oder Vernünftigkeit oder Akkordieren rede. Er, Christian Wilhelm, sei ein gerader deutscher Mann, der es gut mit jedem meine und immer das Rechte gewollt habe, und sei sich so vielfacher Bosheit und Untreue nicht vermuten gewesen. Da habe er Glück und Reputation an die Stadt Magdeburg gewagt, und nun sei er verachtet und verlassen und die Schuld des Unglücks werde ihm zugeschoben; die feige, wankelmütige Stadt sei eines solchen Opfers nicht wert.

Wenn er reden und raten dürfte, sagte Pater Sylvius,

so wolle er nicht verhalten, daß der Markgraf geirrt habe, wenn auch aus großmütiger Gesinnung. Er hätte dem Kaiser, seinem Herrn, nicht ungehorsam werden und sich mit fremden Potentaten nicht einlassen sollen. Des Kaisers Clemenz sei weltbekannt, es sei noch immer nicht zu spät zur Umkehr, den Reuigen werde er mit offenen Armen empfangen, wovon so vielfaches Beispiel sei, als mit dem Fürsten von Anhalt und den Prinzen von Altenburg und Weimar, die die kaiserliche Gnade so schnöde mißbraucht hätten.

Das sei alles wahr, sagte Christian Wilhelm, und er habe den Kaiser auch stets geliebt und geehrt und in allen seinen Widerwärtigkeiten treu zu ihm gehalten. Um so mehr habe es ihn gekränkt, daß der Kaiser ihm sein Erzstift genommen habe, das ihm nach Recht und Billigkeit gehöre. Ob Sylvius glaube, daß der Kaiser ihn dabei belassen werde, wenn er jetzt Frieden mit ihm machte?

Das sei nun freilich eine schwierige Sache, sagte Pater Sylvius. Das Erzstift sei durch das Restitutionsedikt der Kirche wieder eingeräumt und sei dem Erzherzog Leopold verliehen. Es sei ja auch nicht einmal in des Kaisers Macht, etwas dazu zu tun, da dem Kapitel die Wahl zustehe. Aber der Kaiser würde ihn gewiß reichlich entschädigen, es fehle ja leider Gottes nicht an konfiszierten Rebellengütern im Reiche.

Das sei weit aussehend und dunkel, sagte Christian Wilhelm, indem er aufstand; wenn er schließlich doch leer ausginge, könne er ebensowohl bei seinen Glaubensgenossen bleiben. Er wolle es sich noch überlegen.

Auf dem Rückwege von dem Priester ärgerte er sich mehr und mehr, daß er sich so weit herausgelassen hatte. Er hatte erwartet, Pater Sylvius werde voll Rührung und Dankbarkeit sein über die Aussicht, daß er zum Kaiser übertreten

wolle, anstatt dessen hatte er ihn, so schien es ihm jetzt, nicht mit der Ehrerbietung behandelt, die einem Reichsfürsten zukomme.

Da er Falkenberg antraf, fragte er diesen, was denn seine Meinung sei, wie Tillys Brief zu beantworten wäre? Was ihn angehe, so wolle er nicht nachgeben; lieber wolle er als evangelischer Christ und Fürst sterben, als mit der verfluchten päpstlichen Rotte unterhandeln. Es sei wohl auch noch nicht so weit, daß man verzagen müsse; die Stadt sei ja fest, habe bisher jeder Belagerung widerstanden, und der König könne ja auch jeden Augenblick eintreffen.

Gewiß, sagte Falkenberg; ein Schuft sei, wer seinen Posten verlasse und mit dem Feinde traktiere.

Leider, sagte Christian Wilhelm, dächten nicht alle so. Es gebe viele Verräter in der Stadt. Da wären zum Beispiel die Mönche vom Liebfrauenkloster, die ständen in Verbindung mit den Belagerern, denn sie wüßten alles was draußen geschehe und berichteten auch gewiß heraus, wie es drinnen sei.

Dem wolle er sogleich ein Ende machen, sagte Falkenberg, wendete sein Pferd und ritt zum Liebfrauenkloster, trat unangemeldet ein und herrschte Pater Sylvius an, er unterhalte hochverräterische Verbindung mit den Feinden der Stadt.

Wer denn die Feinde der Stadt wären? fragte Pater Sylvius. Die Stadt beteuere ja beständig, daß sie gut kaiserlich sei, und Tilly sei des Kaisers General.

Er wolle nicht um Buchstaben streiten, sagte Falkenberg rauh, die Stadt werde belagert, und wer mit den Belagerern heimlich Brief und Nachricht wechsele, sei ein Hochverräter. Dabei begann er die Kasten, die im Zimmer standen, zu öffnen und die Fächer eines Schreibtisches zu durchwühlen.

Er ſpiele umſonſt den Häſcher, ſagte Sylvius, werde nichts finden.

Er brauche nichts zu finden, um zu wiſſen, daß die Mönche Verräter wären, ſagte Falkenberg mit einem drohenden Blick auf den unerſchrockenen Prieſter; er werde ſie alle in den Kerker werfen laſſen, wo ſie der Stadt keinen Schaden mehr zufügen könnten.

Von wem der Stadt Schaden widerfahre, werde die Zukunft lehren, entgegnete Sylvius.

„Du haſt den Tod verdient", fuhr Falkenberg auf, indem er den Prieſter am Arm faßte, „und ſollſt ihn von meiner Hand leiden."

Sylvius lächelte und ſagte, indem er freundlich an der hohen Geſtalt Falkenbergs hinaufſah, das wäre freilich keine Kunſt für einen großmächtigen Ritter, ein kleines wehrloſes Mönchlein umzubringen.

Falkenberg ließ ihn los und lachte ein wenig. Nein, ſagte er, Sylvius habe recht, er habe andere Taten zu tun. Die Mönche ſollten immerhin ihren Gott und ihren Kaiſer behalten; aber er warne ſie, mit dem Feinde Korreſpondenz zu führen, erfahre er das, werde er Maßregeln treffen müſſen, ſie zu hindern.

Das Volk, das den Marſchall aufrecht, mit ernſter Miene geradeausſehend durch die Straßen reiten ſah, ſchöpfte keinen Troſt aus ſeinem blaſſen Geſicht. Die Kunde von der Ankunft des Tillyſchen Trompeters und dem Inhalt ſeiner Botſchaft hatte Schrecken und Angſt verbreitet; viele begannen zu ahnen, daß die Stadt in ernſtlicher Gefahr ſchwebe. Im Hinblick auf dieſe Stimmung der Bürgerſchaft ſagte der Pfarrer der Ulrichskirche, Gilbert de Spaignart, der am eifrigſten für das ſchwediſche Bündnis geſtimmt hatte, eine beſondere Predigt an, um die Wankenden aufzurichten.

Er habe vernommen, sagte er, daß die Stadt schwachherzig sei, daß sie aus Angst, Habe und Leben einzubüßen, sich der päpstlichen Tyrannei unterwerfen möchten. Es schmerze ihn bitter, zu denken, daß unter diesen Schwachmütigen auch seine Beichtkinder sein könnten. Wären das Gottes Kinder, die bei der ersten Prüfung irre würden? Wenn nun auch das Äußerste geschähe, die Feinde erstürmten die Stadt, die entmenschten päpstlichen Soldaten plünderten; was könnten sie denn verlieren? Gold und Goldeswert, Fleisch und Blut, nicht mehr als verweslichen Staub. Was aber setzten sie aufs Spiel, wenn sie mit den Päpstlichen unterhandelten? Ihre unverwesliche Seele. Wer könne da zögern? Aber es sei ja nicht an dem! Sie hätten ja Wort und Brief des Königs von Schweden, daß er sie königlich entsetzen wolle, was zweifelten sie? Sie wüßten ja, daß der Held nur ein paar Tagereisen von der Stadt entfernt sei; er werde schon den rechten Augenblick ergreifen, sich auf den Feind zu werfen und sie zu retten. Er, der Gottesstreiter, wage eine Krone, ein Reich, ein treues Volk, Weib und Kind, Glück und Leben, um seine bedrängten Glaubensgenossen im Reich, und sie wollten an ihm zweifeln! Schande über ihre Kleinmütigkeit! Ihr Ausharren werde gekrönt werden, der Held werde sein königliches Wort halten und sie herrlich erlösen.

Das glühende Auge, das aus dem gelben, spitzbärtigen Gesicht des Pfarrers herauszückend die Herzen der Gemeinde zu durchbohren suchte, feuerte die Zuhörer an, so daß sie sich ein wenig gehoben und getröstet fühlten; aber sowie sie zu Hause waren, bemächtigte sich ihrer die Unruhe wieder, die Männer gingen in die Schenken oder auf die Wälle, und auch die Frauen liefen hinaus, um etwas Neues zu hören und nicht allein zu sein.

In die Wirtschaft zur Eierwiese kam in der Frühe, nachdem die Nachtwache auf dem Walle abgelöst worden war, ein großer schwerer Mann und verlangte etwas Heißes zu essen. Während die Wirtin in das Haus ging, um eine Suppe zu holen, setzte er sich auf eine von den langen Holzbänken, die unter Birnbäumen und Pflaumenbäumen im Garten standen, stützte den Arm auf den Tisch und ließ den Kopf in die Hand fallen; dann aß er hastig und schweigend die Suppe, die ihm vorgesetzt wurde. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, über das Gras kroch feuchter, kühler Dunst, und man hörte das Zirpen der erwachenden Vögel. Allmählich füllte sich der Garten, einer stieß den schlafenden Mann an, der zuerst gekommen war, und hielt ihm einen Krug Bier hin. Der tat einen Zug und sagte, saufen, saufen sollte man jetzt, bald sei doch alles aus, was nütze die Schinderei, das Hungern und Nachtwachen? Es habe sich ihm in der Nacht angezeigt, daß Magdeburg hin sei. Nachdem er noch einen Zug getan hatte, wurde er vollends munter und erzählte, er habe um 10 Uhr abends die Wache am Südtor bezogen, sei eine Stunde auf und ab gegangen; habe sich dann auf einen Stein gesetzt, das Gewehr fest in der Hand, und nach der zerstörten Vorstadt Sudenburg hinübergeblickt, wo er früher gewohnt habe. Über die schwarzen eingerissenen Mauern weg habe er die Lichter des feindlichen Lagers gesehen, allmählich sei es ganz dunkel geworden, fast als sitze er in einem Faß mit kleinen Löchern, das seien die Sterne gewesen, die am Himmel aufgezogen wären. Auf einmal habe er das Trappeln von Pferdehufen gehört, habe sich erschrocken aufgerichtet und um sich gespäht. Da sei zuerst ein schwarzer Hund vom Krökentore hergekommen, dem die Zunge aus dem Rachen gehangen habe, dann ein Reiter auf einem schwarzen Pferde. Er habe ein spanisches Hütlein mit roter

Hahnenfeder getragen, sein Gesicht sei bleich gewesen, übrigens habe er eine krumme Nase und ein spitzes Kinn gehabt. Das ist der Tilly! habe er gedacht und ohne sich zu besinnen laut gerufen: Wer da? Eine hohle Stimme habe wie aus weiter Ferne geantwortet: Runde um Mitternacht! Da ihm das Wesen seltsam vorgekommen sei, habe er wiederum gerufen: Im Namen Gottes wer bist du? Da habe er ein häßliches Lachen wie von einer Eule gehört, und der Reiter sei vor seinen Augen verschwunden gewesen wie ein Rauch in der Luft.

Es war der Teufel, riefen einige, andere sagten, es sei Tilly leibhaftig gewesen, er verstehe die schwarze Kunst, noch andere, er könne auch gestorben sein, und es sei sein Geist gewesen.

Es sei gewiß und wahrhaftig der leidige Teufel gewesen, sagte der Mann. Aber das sei nicht das Ärgste gewesen. Er habe noch bestürzt und am ganzen Leibe zitternd nach der leeren Stelle gestarrt, da habe er plötzlich ein Sausen in der Luft gespürt, habe über sich geblickt und gesehen, daß es Vögel gewesen wären, die hätten sich aus der Stadt hinaus in das Land geschwungen. Erst wären es wenige gewesen, dann wären viele gekommen, Störche, Schwalben und Stare, und es wäre wie ein schwarzer Fluß über ihn hingezogen, daß die Luft kalt davon geworden wäre, bis es sich in der Ferne verloren hätte.

Das sei freilich ein gewisses Vorzeichen, sagte ein alter Schiffer; denn als er ein Kind gewesen sei, sei seinem Vater die Hütte abgebrannt, und da hätten in der Nacht vorher die Schwalben das Nest verlassen, das sie unter dem Dache seit vielen Jahren bewohnt gehabt hätten.

Nun, sagte einer, ob denn das Unglück so groß sei, wenn die Stadt erstürmt werde? Die Soldaten plünderten doch

nur da, wo sie reiche Beute zu finden hofften, sie, die Armen, würden nicht davon betroffen, vielleicht fiele noch etwas ab für sie.

Gewiß wäre es eine gerechte Gottesstrafe für die Reichen, sagte der Mann, der das Gesicht gehabt hatte, weil sie die Vorstädte zerstört hätten unter dem Vorwande, daß sich sonst der Feind darin festsetze. Das sei nichts als Mißgunst gewesen, und unchristlicher könne der Feind auch nicht hausen.

Viele meinten, sagte ein Mann halblaut, das arme Volk würde sich sogar besser stehen, wenn durch den Kaiser eine gänzliche Reformation eintrete und das üble Wirtschaften des Rates abgestellt würde. Er wüßte es von solchen, die heimlich draußen im Lager gewesen wären, daß der Kaiser und Tilly es gut mit ihnen meinten.

Es gehe doch aber um die Religion, sagten dagegen andere, und es sei auch nicht an dem, daß nur die Reichen geplündert werden würden, im Gegenteil, die kauften sich los, und die Armen müßten mit ihrer Haut zahlen. Ein Streit drohte auszubrechen, als die junge Wirtin, ein halbjähriges Kind auf dem Arme, unter die Lärmenden trat und zu plaudern anfing. Es verspreche ein gutes Obstjahr zu werden, sagte sie, indem sie zu den blühenden Bäumen aufblickte, eine so gute anhaltende Witterung sei seit Anno 1619 nicht dagewesen. Lachend hielt sie das Kind hoch, und über ihrem blonden Kopf schwebten die durchsichtigen, von Bienen umsummten Kronen wie ein Baldachin aus leichter weißer Seide. Was sie betreffe, sagte sie, so wären sie zufrieden, das Jahr lasse sich gut an für sie, und Gott werde schon alles zum Guten wenden. In diesem Augenblick trat ein schwedischer Leutnant ein, der einen Trupp Soldaten anführte, ließ sich Branntwein geben und fragte in herrischem Ton, indem er

sich umsah, was die Männer hier trieben? ob sie nicht zur Wache zögen?

Einige schwiegen, andere sagten trotzig, sie gingen, wann sie Lust hätten, sie wüßten wohl, daß von den Reichen keiner käme, obwohl es doch alle gleich treffen sollte.

Der Leutnant entgegnete, das wären Ausreden, sie erhielten ihren ausgemachten Lohn dafür, den steckten sie ein und verzechten ihn in den Wirtschaften.

Nun wurden die Leute böse und schrien durcheinander, was das ihn angehe, das sei seine Sache nicht, die Soldaten hätten den Wall zu bewachen, dafür würden sie von der Bürgerschaft ernährt, sie sollten sich dazuhalten, oder sie würden ihnen Beine machen.

Sie sollten sich schämen, rief der Schwede in gebrochenem Deutsch, sie ließen sich von Fremden verteidigen und beschimpften sie noch. Er wisse wohl, daß die Schweden in der Stadt nicht gern gesehen würden, sie müßten hungern und sollten doch ihr Blut für die Stadt vergießen.

Nein, es sei umgekehrt, sagten die Magdeburger dagegen, die Schweden saugten ihnen das Blut aus; und es wäre trotz des gütlichen Zuredens der jungen Wirtin zu einer Rauferei gekommen, wenn der Marschall von Falkenberg nicht vorbeigeritten wäre und den Lärm gehört hätte. Die Soldaten, entschied er, gehörten auf die Wache und sollten sich in den Wirtshäusern nicht aufhalten. Aber ein schwedischer Offizier dürfe auch keine Schmähreden von den Bürgern dulden, sie müßten sich deswegen entschuldigen oder sollten bestraft werden. Endlich sollten auch die Bürger ihre Pflicht tun und rechtzeitig die Posten beziehen. Die Wirtin erzählte entschuldigend, was für ein Gesicht ein Mann diese Nacht auf dem Walle gehabt habe, und daß sie nun meinten, Magdeburg sei doch hin, und es nütze kein Wachehalten mehr.

„Das sind Narrheiten," sagte Falkenberg streng. „Mein Helmbusch soll euch ein Zeichen sein, solange der flattert, steht Magdeburg."

Am 18. Mai schickte Tilly wieder einen Trompeter in die Stadt wegen der Kapitulation: es sei nun das letztemal, wenn die Stadt jetzt noch in ihrer Verblendung verharre, so müsse er das Gnadenpförtlein schließen und stürmen; dann könne er selbst die Stadt nicht mehr vor schwerem Schaden und Ruin retten. Der Rat versammelte sich und war einmütig darin, daß man kapitulieren müsse; verteidigen könne man die Stadt ja nicht, da es an Pulver fehle. Auch die Pfarrer der Hauptkirchen traten zusammen, um einen Beschluß zu fassen. Es werde hoffentlich keiner unter ihnen sein, sagte Gilbert de Spaignart, der für die Übergabe spreche; denn das wäre Verrat an Gottes Wort.

Man müsse doch auch das Heil der Menschen bedenken, wandte der Domprediger ein, über die man zu wachen habe. Ob sie genugsam bedacht hätten, welches Los der Stadt zufiele, wenn sie erstürmt würde und sich dem Kaiser gänzlich unterwerfen müsse? Dann könne sie sich wegen der Religion nichts mehr reservieren, und bei der Plünderung würde nichts geschont, weder Geschlecht noch Alter, die Schwachen müßten am meisten leiden. Dann müßten sie das Geschrei der kleinen Kinder hören, die ihren Eltern entrissen, gespießt und ins Feuer geworfen würden, wie man dergleichen Greueltaten genug in diesem Kriege vernommen habe.

Wenn es sich um die Seelen handle, dürfe man des Leibes nicht achten, sagte Spaignart. Ob die ersten Christen auch so heikel gewesen wären, die man den Löwen vorgeworfen, in Pech gewälzt und angezündet hätte, daß ihre zuckenden Leiber weithin geleuchtet hätten? Das lese und höre man,

als seien es Fabeln zur Unterhaltung; es seien aber Beispiele, die Christen zur Nacheiferung zu reizen.

Jene Christen, sagte Bake, hätten ihren Gott abschwören sollen; aber das werde von ihnen nicht verlangt. Tilly hätte deswegen gute Zusicherungen gegeben, und es sei auch noch nicht vorgekommen, daß die Lutherischen in ihren Ländern mit Gewalt von ihrem Glauben gezwungen worden wären.

Ja freilich, rief Spaignart zürnend, man kenne solche Lockmittel und betrüglichen Worte. Es sei doch bekannt, daß der Kaiser das Erzstift seinem Sohne gegeben habe, wie sich damit der evangelische Glaube reime? Versprechungen machten den Papisten nichts aus, da sie doch Ketzern das Wort zu halten sich nicht verpflichtet hielten.

Ja dann, sagte der Domprediger traurig, wenn man einander nicht Glauben schenke, dann müsse Handel und Wandel aufhören. Man solle doch nichts übereilen! Er sei in der Stadt geboren und aufgewachsen, ihr Kind und ihr anhänglich und treu. Er könne ihren Fall nicht ansehn. Sein Herz werde brechen, wenn er ihren Untergang erleben sollte. Gott verlange ein solches Opfer nicht, da er doch der Menschen Vater sei.

So? rief Gilbert de Spaignart mit flammenden Augen, ob Gott niemals schwere Opfer verlangt habe? Bessere Menschen als sie wären, hätten ihr Leben unter Martern aushauchen müssen; aber jetzt leuchte ihr Leib in der ewigen Glorie. Er glaube nicht, daß es Verräter unter ihnen gebe; aber schwache Seelen, die den eitlen irdischen Zauber allzuhoch anschlügen.

Nachdem Gilbert de Spaignart noch eine Weile so weitergeredet hatte, ohne daß ihm jemand etwas zu entgegnen wagte, verstummte auch der Domprediger. Sie gingen miteinander auf das Rathaus, wo Gilbert de Spaignart das

Wort ergriff und den Rat ermahnte, nicht zu akkordieren. Sie wären ihre Beichtkinder und müßten ihre Stimme hören. Sie, die Pfarrer, wären für ihre Seelen verantwortlich. Der König von Schweden werde sicherlich kommen; wie sollten sie dann vor ihm bestehen, wenn sie trotz seiner vielfältigen Verheißungen nicht ausgeharrt hätten?

Am Nachmittage des folgenden Tages hielt Gilbert de Spaignart wieder eine Predigt. Von der Kanzel herunter sah er zu, wie seine Zuhörer in die Kirche kamen, Männer, Frauen und Kinder waren schwarz gekleidet, die Frauen hielten die Gesangbücher auf einem weißen Tüchlein in der Hand, und sie suchten mit feierlichen Schritten ihre Plätze auf. Durch das geöffnete breite Portal und durch die hohen Fenster floß das Licht der Maisonne und rieselte über die vielen holzgeschnitzten und steinernen Figuren, mit denen die Kirche ausgeschmückt war. Da waren Engel mit Flöten und Trompeten, Heilige, die ihre Marterinstrumente trugen und lächelten, und die trauernden Gestalten der Verstorbenen auf den Grabmälern der vornehmen Geschlechter; sie glühten rosig und festlich wie große, seltsame Frühlingsblumen. Des Pfarrers schwarze Augen ruhten eine Weile auf den ernsten, stillen Menschen, die unter ihm auf den Bänken saßen, dann sagte er, es freue ihn, daß sie in Feiertagsgewändern gekommen wären; denn dies sei eine Prüfung, die Gott in Freude verwandeln werde. Es zieme sich, daß sie ernsthafte Gedanken über ihre Sünde und die Nichtigkeit alles Zeitlichen hätten; aber sie sollten nicht an dem König zweifeln, der ihnen Rettung zugesagt habe. Vielleicht sei er nicht mehr weit; vielleicht sähen die Wächter auf den Türmen schon den Staub, den seine fliegenden Rosse aufjagten.

Auf dem Rathause saßen die Ratsherren noch zusammen. Sie waren alle willens zu akkordieren, der Trompeter sollte

sogleich an Tilly zurückgeschickt werden und ihre Bereitwilligkeit anzeigen. Da kam Falkenberg von den Wällen zurück und sagte, atemlos vom eiligen Ritt, sie sollten noch eine einzige Nacht warten; wenn der König bis zum Morgen nicht da sei, wolle er nicht länger wider die Kapitulation reden. Der Trompeter sei ja noch in der Stadt, also sei nichts Ernstliches zu besorgen, Tilly werde nicht stürmen, bis der Trompeter mit der Antwort zurück sei. Jetzt komme alles darauf an Zeit zu gewinnen. Darüber könnten sie den kostbarsten Augenblick verlieren, sagte einer der Ratsherren. Falkenbergs Gesicht zuckte vor verhaltener Erregung: sie wären wie jene Jünger, zu denen Christus gesagt hätte, könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?

Die Ratsherren wiesen diesen Vorwurf zurück. Sie müßten für das Wohl der Stadt sorgen, sagten sie, es wären böse Vorzeichen vorgefallen, ein Mann habe kürzlich bei Nacht den Tilly auf einem schwarzen Roß auf dem Wall erscheinen gesehn und dies mit einem Eide bekräftigt, auch wäre vom nördlichen Walle, wo Pappenheim liege und wo die größte Gefahr sei, Bericht gekommen, es würden heimliche Anstalten zum Sturme getroffen. Falkenberg erbot sich, mit einigen Ratsherren dorthin zu gehen und sich darüber zu vergewissern. Die Sonne war untergegangen, bis die Herren oben waren; wie sie sich im Zwielicht zum Unterwall hinunterbeugten, konnten sie Sturmleitern daneben liegen sehen, die augenscheinlich neuerdings von den Belagerern dorthin geschafft waren. Voll Schrecken wies der eine der Ratsherren darauf hin: die Feinde hätten sichs bequem gemacht, sagte er, daran könnten sie hinaufsteigen wie über eine Freitreppe. Die Leitern wären viel zu kurz, sagte Falkenberg, wer Erfahrung im Belagerungswerk hat, könne das sofort erkennen. Sie dienten den Feind zu täuschen,

sonst zu nichts. Übrigens könne er nachts noch einen Ausfall unternehmen, um Pappenheim die Lust zum Sturm zu vertreiben. Er stand still mit gesenktem Kopfe in einer Mauerlücke, während Fledermäuse mit unhörbarem Taumelfluge an ihm vorüberhuschten; sein Gesicht schimmerte matt in der Dämmerung.

Daß es auf einen Sturm in dieser Nacht nicht abgesehen sei, könne man annehmen, berichteten die Zurückkehrenden auf dem Rathause, es sei alles still drüben.

So wolle man denn in Gottes Namen noch einmal zuwarten, wurde beschlossen; sei aber die Nacht vorüber und der König nicht erschienen, wolle man kapitulieren. Um 4 Uhr wolle man sich wieder auf dem Rathause versammeln, bis dahin aber sich ein wenig des Schlafes getrösten. So wolle er um 4 Uhr sich auch einfinden, sagte Falkenberg, und die Befehle des Rates vernehmen.

Spät am Abend hielt Tilly Kriegsrat. Der Trompeter sei noch nicht zurückgekommen, sagte er, er besorge, es sei daraus zu schließen, daß die Magdeburger steif in ihrem Widerstande verharren wollten. Es sei nicht zu leugnen, daß nach allerlei aufgefangenen Nachrichten der Schwedenkönig etliche Stunden von hier, zu Saarmünd, stehe und also demnächst zum Entsatz anrücken könne, insofern dränge die Zeit, wenn man etwas unternehmen wolle. Andrerseits werde die Stadt sich gut vorgesehen haben, man laufe Gefahr, mit blutigen Köpfen abziehen zu müssen.

Als Tilly schwieg, fiel Pappenheim rasch ein, er halte es für seine Pflicht, den Sturm zu votieren, und zwar schleunig dazu zu schreiten, denn es sei schon allzuviel Zeit verloren. Die Stadt möge im Osten und Westen gut verwahrt sein, im Norden, wo er stehe, sei der Eingang frei. Auch habe er

täglich Briefe aus der Stadt empfangen, die Stimmung sei schlecht, die Bürgerschaft verzagt und des Dienstes auf den Wällen müde. Man sei es dem Kaiser schuldig, mit Warten nicht die Gelegenheit zu verspielen.

Tilly entgegnete mit einem ernsten Blick auf Pappenheim, dieser habe die Belagerung einer starken Festung noch nicht mitgemacht. Das sei ein anderes Werk, als offene, von Bauern verteidigte Plätze einzunehmen, wie er in Unterösterreich getan habe.

Er sei allerdings jung, antwortete Pappenheim, habe nicht so viel Erfahrung wie Tilly, dem er sich deshalb auch stets untergeordnet habe. Aber einmal müsse er doch anfangen Erfahrung zu erwerben. Er habe den Festungskrieg gründlich studiert, sei auch in den Niederlanden gewesen und wisse, daß die Werke der Stadt Magdeburg nichts taugten. Er wolle stürmen, nicht weil er ein Hitzkopf sei, sondern um seine Pflicht gegen Kaiser und Kurfürsten zu erfüllen.

Daß auch er das zu tun gewillt sei, werde niemand bezweifeln, sagte Tilly. Es sei aber vielerlei zu bedenken. Magdeburg sei eine schöne, große, volkreiche Stadt. Bevor man Hand an sie lege, müsse man ihr Zeit lassen, sich zu bekehren. Der Trompeter, den er abgesandt habe, sei noch nicht zurückgekehrt.

Einige andere Offiziere meinten, dem Trompeter könne auch etwas zugestoßen sein. Die Staatsräson gehe schließlich über alles, es sei hochwichtig für den Kaiser, daß Magdeburg, der Schlüssel zum Elbepaß, nicht in Feindes Hand falle.

Wenn Tilly nicht jetzt sogleich stürmen wolle, schlug Erwitte vor, so könne man es ja in der Frühe des folgenden Tages tun, da man doch einmal einen Zeitpunkt festsetzen müsse. Damit erklärte sich Pappenheim einverstanden. In der Frühe sei auch im grauen Altertum Sagunt erobert worden;

die Bürgerschaft pflege, nachdem sie die Nacht durchgewacht habe, sorglos zu werden und sei desto leichter zu überwältigen. Tilly willigte ein; doch solle niemand losbrechen, bis er selbst um 7 Uhr das Zeichen durch einen Kanonenschuß gegeben habe. Um 3 Uhr erwachte der General nach kurzem, unruhigem Schlummer und erteilte Befehle, wie es gehalten werden solle, wenn der Sturm mißglücke; in dem Falle wollte er von Magdeburg abziehen. Nachdem er dann eine Messe gehört hatte, kniete er lange vor dem Bilde des Gekreuzigten, das in seinem Zelte aufgestellt war, ohne daß das Gebet seinem Herzen Gewißheit gegeben hätte. Er sagte sich, daß Pappenheim im Rechte sei, wenn er es für erforderlich hielt zu stürmen, aber gleichzeitig beruhigte ihn der Gedanke, daß niemand beginnen dürfe, bis er selbst das Zeichen dazu gegeben hätte.

Um 4 Uhr kam Falkenberg auf das Rathaus, wo einige Ratsherren eben eingetroffen waren; sein braunes Haar, das an den Spitzen rötlich schimmerte, klebte an seiner blassen Stirn. „Ihr seht aus, als ob Ihr wenig geschlafen hättet," sagte Bürgermeister Braun zu ihm. Ein Kriegsmann müsse den Schlaf entbehren können, antwortete er. Was die Herren nun zu tun willens wären? Sie wären noch zu wenige, um einen Beschluß zu fassen, hieß es; worauf der Marschall erklärte, er wolle inzwischen die Wachen besichtigen, und fortritt. Als er zurückkam, wurde ihm mitgeteilt, sie wären entschlossen zu kapitulieren. Gott habe sie diese Nacht noch beschirmt, jetzt sei keine Zeit mehr zu verlieren, längeres Warten hieße Gott versuchen. Der Administrator, der anwesend war, sagte seufzend, er glaube auch, es müsse so sein. Gegen die Notwendigkeit solle der Vernünftige sich nicht stemmen. „Notwendig ist

nur der Wille," sagte Falkenberg. Wo sei hier Notwendigkeit? Hätten die Belagerer stürmen wollen, so hätten sie es diese Nacht getan. Wenn sie jetzt kapitulierten, sei es unwiederbringlich. Eine Stunde, nur eine Stunde noch sollten sie warten. Von den Ratsherren standen mehrere ärgerlich auf, und einer sagte mit einem feindlichen Blick auf Falkenberg, es müsse jetzt ein Ende gemacht werden; sie könnten die Stadt nicht wegen der Hartnäckigkeit eines Fremden dem Untergang preisgeben.

In diesem Augenblick hörte man eilige Schritte auf der Straße, der Bürgermeister öffnete das Fenster und sah hinaus; gleich darauf kam ein Ratsdiener und meldete, der Türmer vom Johannesturm schicke seinen Buben, es sei große Bewegung im feindlichen Lager nach Norden zu, hinter Büschen und Mauerwerk lebe es von Reitern, es gehe etwas vor, er besorge, sie wollten stürmen. „Sie sollen kommen," sagte Falkenberg, „sie werden gut empfangen werden, die Wälle sind besetzt." „Aber wir haben ja kein Pulver mehr," schrie der Bürgermeister Kühlmann außer sich, „wenn sie kommen, so sind wir alle verloren." Falkenberg sagte, er wolle nach der südlichen Stadt und sein dort liegendes Regiment nach den bedrohten Mauern führen; er lief die Treppe hinunter, und man hörte das scharfe Aufschlagen der Hufe seines Pferdes auf das Pflaster. Christian Wilhelm eilte ihm nach; nun sei ihm wieder wohl, da er kämpfen könne, rief er fröhlich, die verräterischen Schufte sollten sich an der heißen Morgensuppe die Kehle verbrühen. Indessen kamen Leute gerannt und jammerten, der Feind sei schon auf den Wällen, habe die Wachen überrumpelt und dringe in die Stadt; auf der Straße wurde durcheinandergelaufen und geschrien. Die großen Glocken fingen an Sturm zu läuten; heulend rasten die schweren Töne durch

den heiteren Morgen. Die Ratsherren eilten nach ihren Häuſern, um für ihre Familie und ihre Habſeligkeiten zu ſorgen, viele flüchteten zu denen, von welchen man wußte, daß ſie mit den kaiſerlichen Befehlshabern im Einvernehmen geweſen waren und Schutzwachen wegen der Plünderung von ihnen erhalten würden.

Zwiſchen 6 und 7 Uhr hielt ein Feldprediger auf dem nördlichen Walle die Frühpredigt. Er ſagte, daß, wie Gott durch Simſon die Philiſter geſchlagen habe, ſo würde er auch den Antichriſt Tilly und ſeine Horden treffen. Aber es wären nicht alle rechte Bekenner des Worts, die ſich Evangeliſche nennten. Die Wölfe im Schafpelz, die Maulfrommen, die wären noch ſchlimmer als die Katholiſchen, und daß ſolche in der Stadt wären, wiſſe ein jeder, ohne daß er ſie nennte. Während der arme Soldat ſich Wurzeln ſuchte und um ein ſchmales Süpplein froh wäre, ſäßen ſie an der Tafel voll Spanferkel, Würzwein und Marzipan, ſchickten geheime Brieflein an den Feind und ſteckten dafür das Geld in die Taſche, das dem armen Mann als Kontribution abgepreßt wäre. Sie meinten wohl, nur dem Feinde Brieflein verkauft zu haben; aber ſie hätten dem böſen Feind Satanas ihre Seele verhandelt, wie ſie deſſen in der Todesſtunde innewerden würden. Da ſtehe der Teufel an ihrem Kopfkiſſen und erwarte die ausſchlüpfende Seele und fahre mit ihr kopfüber in die Hölle. Bei dieſen Worten, die der Prediger mit gellender Stimme ſchrie, während er mit den Armen in der Luft herumfuchtelte, wurde er durch das laute Geſchrei der anſtürmenden Pappenheimer unterbrochen. Viele Soldaten waren ſo beſtürzt, daß ſie wie gelähmt ſtehenblieben und ſich abſtechen ließen, andere mit dem Prediger ſprangen blindlings über Stock und Stein und kamen atemlos in die

Stadt, das Unglück zu melden. Als Falkenberg an der Spitze seines Regiments angesprengt kam, waren die äußersten Straßen schon vom Feinde erfüllt; nach kurzem, wildem Kampfe fiel er und wurde von einem seiner Pagen sterbend in ein Haus geschleppt.

Während die Soldaten sich noch wehrten, rannten von den Bürgern die meisten nach Hause, um bei ihrer Familie und ihrer Habe zu sein. Hinter ihnen drein stürmten die Sieger, trunken von dem Wein, den ihnen Pappenheim, um sie anzufeuern, hatte reichen lassen, und von gieriger Ungeduld; denn es galt nun in den zwei Stunden, die ihnen zum Plündern zustanden, sich die lohnendste Beute zu verschaffen.

Als Tilly in die Stadt einritt, um zuerst den Pater Sylvius im Liebfrauenkloster aufzusuchen, sah er, daß aus einem Hause in der alten Stadt Flammen schlugen; steil und durchsichtig rein flog der Feuerspringbrunnen in den Frühlingshimmel. Der General spornte sein Pferd und rief den Soldaten, die hierhin und dorthin liefen, zu, mit ihm zu kommen und zu löschen; aber es hörte oder achtete niemand darauf. Als er zur Stelle kam, brannten zwei Häuser lichterloh, und wenn nicht schleunig gewehrt wurde, mußten die benachbarten, ja mußte die ganze Straße ergriffen werden. Voll Schrecken gebot er den Offizieren, die in seiner Begleitung waren, Leute zum Löschen zusammenzubringen, sie sollten drohen und versprechen, damit der Brand nicht um sich greife und unsägliches Verderben verhindert werde. Feuriger Schein fiel auf das bräunliche Gemäuer des Johanneskirchturms und Schwärme von Funken rieselten, wie Samen von der Hand eines dämonischen Sämanns geworfen, auf das Dach des Langhauses.

In der Nähe der brennenden Straße sah Gilbert de Spaignart, der planlos umherirrte, um zu helfen und zu retten,

eine ihm bekannte Kaufmannsfrau mit ihrer zwölfjährigen Tochter im aufgeregten Gespräch oder Streit mit einem auffallend herausgeputzten, bärtigen Offizier. Er hatte, wie sich herausstellte, das kleine Mädchen am Arme gefaßt und suchte es unter dem Vorwande, er wolle es vor dem Feuer und der Roheit der gemeinen Soldaten schützen, mit sich fortzuziehen, das sich angstvoll an das Kleid seiner Mutter klammerte. Die Frau, die die Absicht des begierig blickenden fremden Mannes durchschaute, stürzte sich flehend auf den Pfarrer, der, um ihr beizustehen, auf den Offizier zuging, ihm höflich dankte und ihm erklärte, er kenne die Frau und werde sie beschützen. Ohne das Kind loszulassen schrie der Offizier den Pfarrer an, was ihm einfalle sich einzumischen, er sei ein Pfaff und habe den Tod verdient. Flüchtende Bürger, die es hörten, blieben stehen und stimmten ein: ja, das sei der Verfluchte, der sie verführt und ins Verderben gestürzt habe; von allen Seiten geschlagen und gestoßen wehrte er sich atemlos, die Augen fortwährend auf die Frau und das Kind gerichtet. Bevor er sich freimachen konnte, schlug der Offizier die Frau mit der Klinge seines Säbels vor die Brust und riß das kleine Mädchen mit sich. Spaignart sah das runde rosenrote Gesichtlein unter der schwarzen Haube, das jetzt von verzweifelter Angst zerrissen war, und die weiche Kinderhand, die ohnmächtig nach der Mutter griff; in einem Augenblick erinnerte er sich, wie er das Neugeborene über die Taufe gehalten hatte, und wie das Kind ihn während des Unterrichtes anzusehen pflegte, ein wenig zögernd und trotzig, als wenn es lieber gespielt und sich draußen getummelt hätte, als seine Sprüche aufzusagen. Wütend riß er sich los, packte die halb ohnmächtige Frau und rannte, sie hinter sich herziehend, dem Entführer nach, den er bereits nicht mehr sah. Plötzlich fiel von einem Hause brennendes

Gebälk auf die Straße und traf die Frau; ohne sich nach ihr umzusehen taumelte er vorwärts, Staub und Qualm in den Augen, von Getöse und Gebrüll betäubt. Vor dem Rathause, wo er sich auf einmal fand, brach er, unfähig weiterzugehen, zusammen. Über den Stufen der Treppe sich windend, das Gesicht auf die Steine gepreßt, schrie er: Verflucht wer sich auf Menschen verläßt! Er wünschte nichts weiter, als daß dies eine Kanzel wäre, und daß alles Volk in Magdeburg, nein alle Menschen auf der Erde ihn hören könnten, wie er schrie: Verflucht, wer sich auf Menschen verläßt! und daß sie es verständen, wie er es jetzt verstand, und wie Gott es zur Warnung hatte ausgehn lassen: Verflucht wer sich auf Menschen verläßt! Er versuchte es zu schreien und zu heulen, daß es von allen Mauern widerhallte und fürchterlich zum Himmel aufstiege; aber es kam nur als ein trockenes Geflüster von seinen Lippen.

Indessen wälzte sich die Feuersbrunst weiter, obwohl an einzelnen Stellen Soldaten und Bürger unter der Anleitung von Offizieren zu löschen suchten; doch gelang es durch Niederreißung von Häusern den Dom abzusperren. Als Tilly bei der Kathedrale ankam, die der singende Flammenkreis umgab wie ungeheure, im feierlichen Siegesjubel geschwungene Scharlachfahnen, und die dort versammelten Offiziere, die Hüte lüftend, glückwünschend an ihn heranritten, nahm auch er seinen Hut ab und faltete die Hände. Der Herr habe ihm vergönnt, sagte er, dies Heiligtum der wahren Kirche zurückgeben zu können; sein Herz sei voll des Dankes. Nach einer Pause, während welcher die Herren schweigend die Hüte in der Hand hielten, wendete der General sich ihnen zu und dankte ihnen für den Eifer, mit dem sie ihre Pflicht getan hätten. Pappenheims Valor und Unermüdlichkeit werde er dem Kaiser besonders rühmen; daß er

das verabredete Zeichen zum Sturm nicht erwartet habe, schreibe er seinem löblichen Kriegseifer zu. Die Offiziere meldeten ihre geringen Verluste; ein so vollkommener und herrlicher Sieg sei seit Jahrhunderten nicht errungen worden. „Doch besorge ich," sagte Tilly mit verdüsterter Miene, „daß er sich in unsern Händen in Schimpf verwandelt. Wir werden statt einer Festung einen Aschenhaufen erobert haben, was wir vor dem Kaiser und aller Welt werden verantworten müssen." Gott möge es demjenigen verzeihen, setzte er langsam hinzu, der dies Verhängnis aus Übermut oder Unbedacht angestiftet habe. Pappenheim, der den vorwurfsvollen Blick des Generals aufgefangen hatte, warf den Kopf zurück und sagte mit lebhafter Empfindlichkeit, er hoffe, Tilly wolle nicht ihn solcher Barbarei und sträflichen Vorwitzes fähig halten. Er wisse, wieviel an der Konservation der Stadt gelegen sei. Der Brand sei wohl ein Strafgericht Gottes; viele meinten auch, und es sei leicht möglich, daß die frevelmütigen Rebellen das Feuer selbst angelegt hätten, um lieber unterzugehen als in des Kaisers Hand zu fallen. Es sei jetzt nicht der Ort darüber zu reden, antwortete Tilly, indem er Miene machte, wieder nach der brennenden Stadt umzukehren, jetzt müsse man nach Kräften Schaden zu verhüten suchen. Er bestimme den Dom zu einem Zufluchtsort für alle, jeder solle sorgen, daß seinen Befehlen nachgelebt werde. Der Freiherr von Schönberg ritt ihm nach und flüsterte ihm zu, ob er gestatte, daß er sich als Entgelt für gewisse Forderungen, die er an die Kriegskasse habe, einen Teil des Materials aus den abgebrannten Häusern, etwa das Kupfer, zueigne; jetzt greife jeder zu, am Ende bleibe dem Säumigen nichts übrig. Tilly sagte, er habe nichts dawider, wenn die Gelegenheit dazu da sei; vorerst sei Wichtigeres zu tun, und er hoffe, dabei werde sich niemand säumig finden lassen.

In einer engen Gasse scheute Tillys Pferd vor dem Leichnam einer Frau, der quer über das Pflaster hingestreckt lag; abspringend sah er, daß neben ihr, an ihre volle blütenweiße Brust geklammert, aus der es kurz vorher gesogen haben mochte, ein kleines weinendes Kind kroch. Das Blut stieg ihm heiß ins Gesicht, und er bückte sich und zog mit einer ungeschickten Bewegung das Hemd über den Körper der Toten; dann sah er das Kind an, das einer schönen lebendigen Frucht gleich vor ihm lag und sein Weinen unterbrechend seinen stillen großen Blick auf ihn richtete. Mit zitternden Händen nahm er es und wollte es in seinen Mantel einhüllen; aber er wußte es nicht anzustellen und winkte einem seiner Diener. Ob er Kinder habe? fragte er ihn; so solle er das Kind sorgfältig zu sich aufs Pferd nehmen und bis zum Liebfrauenkloster tragen. Es sollten auch alle Kinder, befahl er, die elternlos weinend gefunden würden, nicht beiseitegelassen sondern mitgenommen werden, denn er wolle ihr Vater sein. Im Weiterreiten gelobte er alle diese Kinder, die ihm verliehen sein würde dem allgemeinen Untergang zu entreißen, Gott und der heiligen Jungfrau; sie würde mütterlich die hilflose Unschuld schirmen und einst vielleicht würden ihre reinen Herzen an Gottes Thron für ihn beten.

Um Mittag mußte die brennende Stadt verlassen werden; viele, die die Hoffnung auf Beute noch zurückhielt, kamen mit ihren Opfern in den Flammen oder unter einstürzenden Mauern und Fachwerk um.

Einige Tage später kam die Kunde vom Falle Magdeburgs nach Dresden. Es wären Wagen voll Geflüchteter angekommen, berichtete man dem Kurfürsten bei der Mittagstafel, die erzählten haarsträubende Dinge. Es sei seit der Eroberung Jerusalems dergleichen nicht vorgekommen. Man

glaube, daß mehr als 30000 Menschen umgekommen wären, nur ein paar hundert möchten das Leben davongebracht haben. Nicht nur die Bürgerhäuser, sondern auch das Rathaus und das Zeughaus und die mächtigen Kirchen bis auf den Dom wären mit Stumpf und Stiel niedergebrannt.

Ganze Kirchen abgebrannt! rief der Kurfürst erschrocken, das gehe freilich zu weit! Niemand könne ihm verargen, wenn er sich das empfindlich zu Herzen nehme! Da müsse einer ein Stein sein, wenn einem da die Augen nicht naß würden.

Wie Stroh wären die Menschen verbrannt, die Keller und Speicher steckten voll Leichen. An der Brust der Mutter habe man die Kinder aufgespießt. Jungfrauen hätten sich von der Brücke ins Wasser gestürzt, um ihre Ehre zu bewahren. Die Elbe sei weithin blutrot und voll von Toten, die reckten die steifen Arme aus dem Wasser, als ob sie den Himmel um Rache für solchen Greuel anschrien.

Ach Gott, ach Gott, rief der Kurfürst, was nur die unschuldigen Kindlein den Mordbrennern zuleide getan hätten. Und die Arme reckten sie aus dem Wasser! Freilich wären es Rebellen und Aufrührer gewesen und hätten ihr Los verdient, aber das sei doch ungerecht, erschlagene Christenmenschen wie Unrat in das Wasser zu schütten.

Ob sich der Kurfürst des von Körbitz erinnere, der einmal im Auftrage des Administrators in Dresden gewesen wäre? Der sei mit seiner Frau und sieben Kindern, nachdem die Tillyschen sein Gut abgebrannt hätten, nach Magdeburg gezogen und zur Zeit der Erstürmung anwesend gewesen. Während der Mann dem Feind entgegengegangen sei, habe die Frau wegen des Brandes das Haus verlassen müssen, habe zwei Kinder, von denen eins schwerkrank gewesen sei, auf einem Arme getragen und eins an der Hand geführt,

die vier andern hätten sich an ihr Kleid hängen müssen. Darüber habe sie eins verloren, und als sie es bemerkt hätte, hätte sie den drei übrigen, die laufen konnten, befohlen, nicht von der Stelle zu gehen, bis sie zurückkäme, und hätte das verlorene Kind zu suchen angefangen. Es wären brennende Scheite und Funken auf sie niedergefallen; denn ihr Kleid wäre hernach voller Brandlöcher gewesen; aber sie wäre, ohne darauf zu achten, weitergelaufen. Gerade sei sie von einem Haufen trunkener Soldaten angefallen, da sei plötzlich ein junger Offizier auf sie zugetreten und habe gesagt: er sei der von Pflug, ob sie ihn nicht erkenne? er habe ihr auf ihrer Hochzeit als Page die Fackel vorangetragen. Dieser habe sie, nachdem sie die drei Kinder am selben Flecke wiedergefunden, nach dem Dome geführt, wo eine Zuflucht sein sollte, und unterwegs habe sie nichts anderes gesagt, als sie höre das Kind weinen, sie höre das Kind rufen. Danach habe der von Pflug auch ihren Mann gefunden, und als nach zwei Tagen der Dom geöffnet worden sei, habe er, ihr Mann, zu ihr wollen, aber kaum gewagt, ohne das Kind vor sie zu treten; da habe sie gesessen wie ein Bild auf einem Grabstein, das kranke Kind, das inzwischen gestorben sei, in den Armen, und die Tränen seien ihr immerfort über das Gesicht gelaufen. Der Mann wäre voller Schrecken auf die Knie gefallen und hätte laut gebetet. Am anderen Tage habe Tilly ausrufen lassen, im Liebfrauenkloster wären viele gefundene Kinder beieinander, und diejenigen Mütter, die Kinder vermißten, dürften sich unter soldatischem Schutze dorthin begeben, um etwa die ihrigen auszulesen. Da sei die Frau plötzlich lebendig geworden und sei allen voran mit fliegenden Haaren gelaufen, daß der Mann kaum habe nachkommen können, und habe wirklich das verlorene Kind gefunden. Aber viele andere Mütter hätten vergeblich gesucht, und

mehrere wären wegen der wiedererweckten und getäuschten Hoffnung in Wahnsinn verfallen.

„Das, das sind die Folgen," sagte der Kurfürst, „da sieht man es nun. Da konnte der Brandenburger sich nicht begnügen, obwohl er doch abgesetzt war und kein Recht mehr auf das Stift hatte, und der Kaiser wollte es mit Gewalt an seinen Sohn bringen. Der alte deutsche Biedersinn ist nirgends mehr zu finden, der mit dem Seinigen zufrieden ist und nicht nach fremdem Gute trachtet."

Christian Wilhelm, erzählte ein Herr von Bünau, solle tapfer gefochten und dreingehauen haben. Auch habe er, nachdem er gefangen sei, dem Tilly frei ins Gesicht gesagt, wider das Geschick vermöge er nichts; aber die Rache für den blutigen Untergang der Stadt Magdeburg stelle er Gott anheim.

Das sei recht wie ein großmäuliger Brandenburger gesprochen, sagte der Kurfürst. Wäre er bescheiden und vernünftig gewesen, würde es nicht so weit gekommen sein. Man sähe nun auch, was es denen einbrächte, die zu dem Schweden gehalten hätten. Bei dem sei Überfluß an Worten und Mangel an Taten, wie heutzutage bei so manchem Prahlhans und Sausewind. Er wolle durchaus kein Bündnis mit Fremden machen, weder mit Schweden noch mit Franzosen. Ein deutscher Fürst solle auf sich selbst stehn, es sei genug, wenn er Gott für sich habe. Er wolle es auch Hoë sagen, daß er eine Schrift darüber ausgehen lasse.

Arnim, der kürzlich in sächsischen Dienst getreten war, sagte, vielleicht hätte der König doch etwas für Magdeburg getan, wenn der Kurfürst sich mit ihm verbündet hätte. Die Lauheit der deutschen Fürsten habe ihn verstimmt, und er hätte allerdings nicht wohl zwei mächtige Fürsten, ohne ihrer sicher zu sein, im Rücken lassen können. Flausen, sagte

Johann Georg, er hätte wohl gewußt, daß er ihn nicht hinterrücks angefallen hätte, wenn er Magdeburg zu Hilfe gezogen wäre.

Es sei noch nicht zu spät, sagte Arnim; es komme der evangelischen Christenheit immer noch zugute, wenn der Kurfürst sich mit Gustav Adolf verbündete. Jetzt könne er dem Kaiser mit einem Schlage zeigen, was er vermöchte. Hernach, wenn er den Kaiser zur Räson gebracht habe, könne er sich ja wieder mit ihm verständigen und sich von dem Schweden so oder so loswinden.

Johann Georg kraute mit der Hand in den Haaren. Gustav Adolf sei hochmütig, sagte er, und obenhinaus gegen die deutschen Fürsten. Das möchten sich die kleinen gefallen lassen, mit ihm sei das eine andere Sache. Außerdem mache er die Untertanen rebellisch, daheim habe er ein scharfes Regiment, und im Reich predige er den Umsturz wie ein kalvinischer Schelm. Er wolle nichts mehr von ihm hören.

Plötzlich fiel dem Kurfürsten ein, daß ein Bauer namens Werner vor einigen Wochen eine Offenbarung gehabt haben wollte, Gott werde Magdeburg wunderbar erretten, und er sagte, nun sehe man ja, daß der Kerl ein Lügenprophet sei und an den Schandpfahl und Galgen gehöre. Man solle nach ihm fahnden und ihn gehörig abstrafen, was dem aufgeblasenen Narren einfalle, sich bei Hofe mit unrichtigen Visionen gehen zu lassen.

Die Nachforschungen ergaben indessen, daß Werner sich nicht mehr in Sachsen, sondern im schwedischen Lager in der Umgebung des Hofpredigers Fabrizius aufhalte, der ihn um so mehr beschütze, als Werner fortwährend Gesichte von zukünftigen Triumphen und Herrlichkeit des Schwedenkönigs habe. Fabrizius wolle auch ein Buch über Werner ausgehen lassen, zum Beweise, daß es auch in neuer Zeit

Offenbarungen gebe, womit er dem lübeckischen Pastor Stolterfoth eins zu versetzen gedenke, der alle Gesichte der neuen Zeit, und auch die Werners, für Anstiftung des Lügenteufels erkläre. Der Streit sei bei der theologischen Fakultät zu Wittenberg anhängig, sagte man dem Kurfürsten, und es sei ratsam, die Entscheidung derselben zu erwarten.

Als die Kunde vom Falle Magdeburgs in das Lager von Saarmünd kam, fuhr Gustav Adolf zornig auf und wollte es nicht glauben. Es könne nicht sein, rief er, könne nicht sein! Falkenberg habe ihm in die Hand gelobt, diese Stadt nicht in Feindes Hand fallen zu lassen. Falkenberg, so wurde ihm erzählt, habe sich den eindringenden Kaiserlichen entgegengeworfen und sei tödlich verwundet in das nächste Haus gebracht; das sei nun abgebrannt und von Falkenberg keine Spur mehr. Der König begann mit großen Schritten auf und ab zu gehen; es müsse Verrat im Spiele sein, sagte er, eine so große, starke Stadt, wohl befestigt und besetzt! Hätte er gewußt, was für ein feiges und lügnerisches Gesindel die Deutschen dieser Zeit wären, so wäre er nie über das Meer gekommen. Nun werde man den Untergang der reichen Stadt ihm aufbürden, ihm, der sein Reich und Volk den armen Deutschen zuliebe verlassen habe. Er habe es den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen genug gesagt und sie gewarnt, sie hätten nicht hören wollen. Und wie habe sich Magdeburg gerühmt und gebrüstet! Und der Faselhans, Markgraf Christian Wilhelm! Aber wenn es zu Taten käme, so zögen sie alle den Schwanz ein.

Er verbrachte den Tag in gereizter Stimmung, die Luft schien ihm nach Rauch zu schmecken. Verschiedene Offiziere sagten, sie erinnerten sich jetzt, gegen Abend eine dunkle Röte am Horizont gesehen zu haben, und wie sie sich ge-

wundert hätten, daß die Sonne so düster untergehe, da der Tag so lieblich und hell gewesen sei. Ein Soldat wollte um die Mittagszeit eine Wehklage gehört haben, langgezogen und durchdringend, so daß es ihn schaurig überlaufen habe, weil sie von keinem Tier oder lebenden Wesen in Erde, Luft oder Wasser hätte hervorgebracht werden können.

Flüchtlinge, die nach Saarmünd kamen, wurden teilnahmsvoll aufgenommen und bewirtet. Der König fragte sie aus und redete ihnen ins Gewissen, sie hätten nicht, wie Christen sollten, alles Gott geopfert, sondern das irdische Behagen vorangestellt, darum wären sie nun so ganz in Elend und Verlassenheit. Viele von ihnen wären Feiglinge und Verräter gewesen, hätten mit den Papisten durchgesteckt, sich nicht tapfer gewehrt, sonst wäre es anders gekommen.

Plötzlich, als er die verstörten Blicke der heimatlosen Leute auf sich gerichtet sah, hielt er ein, gab ihnen die Hand und sagte, er wolle ihr Freund sein und für ihre nächsten Bedürfnisse Sorge tragen. Wenn er reich wäre, würde er sich nichts Lieberes wissen, als ihnen ihre schöne Stadt wieder aufzubauen. Er habe großes Verlangen getragen, die unüberwindliche Jungfrau zu sehen, deren Ruhm die Fama nach Nord und Süd geblasen habe; nun sei sie durch eigene Schuld dahin, und nur Gott könne sie wieder aufrichten.

In den nächsten Tagen entwarf der König eine umständliche Rechtfertigung, warum er Magdeburg nicht entsetzt habe; denn die Spanier im Reich würden das Unglück ihm aufhalsen und ihn dadurch verhaßt zu machen suchen. Er sprach darin von seinen Märschen und der Ermüdung seiner Soldaten, und wie die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihn durch ihre Lauigkeit und ihr Zögern hingehalten hätten, denen es doch viel mehr als ihm zugekommen sei, die

Stadt zu retten. Schließlich ſagte er, daß er für dieſe barbariſche, entſetzliche Freveltat eine Rache nehmen werde, von der bis an der Welt Ende geredet werden ſolle.

Es werde nicht eher anders werden, ſchrieb Pappenheim an Wallenſtein, als bis er den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer wieder übernehme. Nach der herrlichen Viktoria von Magdeburg, habe er gehofft, werde man ſich flugs auf den Feind werfen, allein Tilly laſſe ſich zu keiner heroiſchen Tat bewegen und verliere die teure Zeit mit Schwanken und Zaudern. Sei es nun die Unvermöglichkeit des Alters oder die Angſt vor dem Schweden, dieſer ſonſt ſo vortreffliche Mann ſei einer Gemütsperplexität verfallen, aus der niemand und nichts ihn zu reißen vermöge. Die Ungeduld ſteche ihn, Pappenheim, wie ein Schwarm giftiger Mücken; er habe ſeine Hoffnung nächſt Gott auf Wallenſtein geſetzt, wenn er nicht hervortrete und helfe, ſo ſtehe der Ruin des katholiſchen Glaubens und des Reiches bevor.

Am 25. Mai gab Tilly den geretteten Magdeburger Dom dem katholiſchen Gottesdienſt zurück. Aus dem Schutt der gefallenen Stadt ſtieg hie und da ein zartes Wölklein von Rauch und Staub in die Luft, um ſpurlos im heißen Blau zu verſiegen. Glorreich ſchwang ſich das ſteinerne Rieſenbild aufwärts, als dürſte es, ſich in die ungetrübte Quelle des Lichtes einzutauchen. „Die Kathedrale ſteht über dieſen ausgebrannten Trümmern Magdeburgs, wie das himmliſche Jeruſalem über unſerer armen irdiſchen Welt ſchwebt," ſagte Schönberg, der neben Tilly herging, „und Eure Exzellenz mögen froh ſein, als erſter Bürger in die ſelige Stadt einzuziehen."

„Es iſt ſchwerer," antwortete Tilly, „den Himmel zu

erobern als eine Festung auf Erden, und muß mit anderen Mitteln versucht werden."

Während die Zeremonie ausgeübt wurde, saß er klein und verschrumpft auf seinem Sitze, kniete schwerfällig nieder, wenn die Zeichen gegeben wurden und hatte Mühe wieder aufzustehen.

An den Kaiser und an den Herzog von Bayern schrieb er, daß man das zugefallene Kriegsglück nützen könne, um den Frieden zu erzielen. Kursachsen habe ein großes Heer geworben, ebenso Hessen-Kassel, und er habe Ursache zu fürchten, daß sie es mit dem Schweden hielten. Ihnen zusammen sei er nicht gewachsen, wenn er nicht mit mehr Geld versehen würde. Sollte er nun aber auch in einer Feldschlacht siegen, was damit gewonnen sein würde? Holland und Frankreich hätten immer noch Geld, und der Soldaten würden stets mehr statt weniger. Jetzt, jetzt solle man Frieden machen, bevor ein allgemeiner Brand entstehe, den niemand mehr zu löschen vermöge. Würde aber der Friede nicht beliebt, so wolle er seine ihm übrigbleibende Kraft weiter an den Krieg setzen, dringe dann aber darauf, daß er instand gesetzt werde, den Sold auszuzahlen und bitte um Erlaubnis, Kursachsen und Hessen-Kassel als Feinde behandeln zu dürfen, damit nicht er das Opfer ihrer Praktiken würde.

Als die Erlaubnis des Kaisers eintraf, Tilly dürfe Kursachsen, wenn es beim Leipziger Schluß verharre, als Feind behandeln, stand die Einwilligung Bayerns noch aus, die Tilly durchaus erwarten wollte. Das wären die Prinzipien der alten Schule, sagte Pappenheim ärgerlich, womit große Dinge nicht könnten ausgerichtet werden. Die Herren in der Residenz könnten nicht wissen, wie allemal die Lage auf dem Kriegsschauplatz sei, und Schnelligkeit des Entschlusses sei mehr wert als ein ganzes Regiment.

Das sei richtig, sagte Tilly, wenn es darauf ankomme, ein feindliches Heer zu vernichten.

Worauf es denn sonst ankomme? fragte Pappenheim erstaunt.

In diesem Kriege, sagte Tilly, ständen die Glieder des Reichs gegen das Haupt und ein Glied gegen das andere; dabei könne das ganze Reich zugrunde gehn, und es komme darauf an es zu erhalten.

Vor allen Dingen müsse der König von Schweden geschlagen werden, entgegnete Pappenheim, der Reichsfeind sei.

Inzwischen richtete Tilly Mahnschreiben an Kursachsen und Hessen-Kassel und erinnerte sie an ihre Pflicht gegen den Kaiser, und wie das uralte heilige Reich, an dem Jahrhunderte gebaut hätten, und das so lange die Krone und der Hort aller Völker gewesen sei, nun durch die Felonie seiner Fürsten zu wanken beginne. Im geheimen wurmte Tilly das Verhalten der geistlichen Fürsten und vor allen Dingen das seines Herrn, des Herzogs von Bayern. Sie, die als katholische Kurfürsten, des Kaisers vornehmste Stütze sein sollten, paktierten mit Frankreich, das dem Kaiser nachstellte, und wollten Kursachsen als ihren Mitkurfürsten geschont wissen, der vom Kaiser abzufallen im Begriffe war. Lange lag er vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knien und betete, ohne seine Gedanken dabei halten zu können, die zu einer Wolke von Schwermut geballt auf seinem Herzen lasteten.

Um die Mitte des September endlich forderte Tilly den Kurfürsten von Sachsen auf, sich zu erklären, ob er Freund oder Feind des Kaisers sei, und im ersteren Falle die von ihm geworbenen Truppen mit denen des Kaisers zu vereinigen, damit sie zusammen den Reichsfeind angreifen könnten. Johann Georg antwortete, er sei von jeher dem

Kaiser getreu und gehorsam gewesen und wolle es auch ferner sein; aber als ein freier Kurfürst des Reichs habe er das Recht, ein Heer zu unterhalten, wie dasselbe den Fürsten der Liga gestattet sei. Wie die Notdurft es erfordere, behalte er sich vor, es zu verwenden.

Nunmehr rückte Tilly in Sachsen ein und zog vor Leipzig, das ihm nach kurzen Verhandlungen die Tore öffnete. Das den Schweden geneigte niedere Volk hatte die Vorstädte abgebrannt, und so traf es sich, daß nur des Totengräbers Haus in einem geeigneten Zustande war, um die Offiziere zu einem Kriegsrate aufzunehmen. Da es schon dunkelte, forderte Tilly den Totengräber auf, Licht zu machen, worauf dieser ein brennendes Scheit von einem nebenan befindlichen Herde holte, auf einen Stuhl kletterte und einige Oellämpchen anzündete, die im Inneren mehrerer von der Decke herabhängenden Totenschädel befestigt waren. „Das sind wunderliche Ampeln," sagte Oberst Erwitte, indem er erschrocken zurücktrat; er habe sie in der Dämmerung für Kürbisse angesehen. „Dies liebe Gebein wächst mir auf meinem Acker zu wie Unkraut," sagte der Totengräber, „und so mache ich einen schönen Gebrauch davon, indem ich den ausgeblasenen Köpfen einstweilen wieder ein Lichtlein einsetze, womit sie vielleicht besseren Nutzen als zu ihren Lebzeiten stiften!" Es zeigte sich bei der trüben Beleuchtung, daß auch auf einer Truhe kleine Pyramiden von Schädeln errichtet und andere Knochen als Zieraten an der Wand aufgehängt und verteilt waren. „Ich möchte den Herren zu bedenken geben," sagte Schönberg, „ob diese Totenlaternlein nicht als Omina oder Vorzeichen zu betrachten seien, welche Gott ausgehängt hat, um uns vor Schaden zu bewahren. Wir können es billig nicht als einen Zufall betrachten, daß wir in diese Höhle geraten sind, die mehr einem

Grabe als einer menschlichen Behausung gleicht und uns ein Bild dessen vorstellen zu sollen scheint, was uns nach einer mutwillig ertrotzten Schlacht erwartet."

Das sei kein guter Soldat, sagte Pappenheim, der sich durch den Gedanken des Todes von der Schlacht zurückschrecken lasse.

Nicht der Tod dürfe den Soldaten schrecken, fiel Tilly ein, aber Gottes Hand. Ein Feldherr dürfe Gott nicht versuchen und das ihm anvertraute Heer nicht in offensichtliche Gefahr stürzen; denn es sei eine kostbare lebendige Waffe und lasse sich nicht so schnell ersetzen wie eine eiserne. Er sei der Meinung, daß eine Schlacht jetzt stattfinden müsse; aber er halte es für gut, zuvor den aus Italien zurückkehrenden Aldringen zu erwarten, damit man dem Feinde besser gewachsen sei. Man dürfe den Feind nicht verachten und habe keine Ursache, sich wegen bisher erfochtener Siege zu überheben. Gustav Adolf habe seine ganze Regierung hindurch Kriege geführt und dabei Kunst, Umsicht und Tapferkeit bewiesen. Auch werde viel von einer neuen Kriegsweise und neuen Kriegswaffen gesprochen, deren er sich bediene, um den Gegner zu überraschen.

Er solle auch eine solche Gewalt über die Soldaten besitzen, setzte Schönberg hinzu, daß es der Zauberei gleichkomme; sei ja auch nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Sturmwind oder eine Meerflut jählings einhergebraust und habe das Reich überschwemmt.

Im Kriegswesen gebe es keine andere Hexerei, sagte Pappenheim, als drauf, dran und vorwärts. Wenn der König ein Magnet und er, Pappenheim, ein Stück Eisen sei, könne es ihn nicht ungeduldiger ihm entgegentreiben, gerade weil der König ein Held sei. Mit der Erwartung Aldringens werde wiederum die unersetzliche Zeit verloren.

Indeſſen fand trotz Pappenheims Widerſpruch Tillys Anſicht Anklang, daß bei Breitenfeld eine feſte Stellung genommen, die Schlacht aber nicht angeboten werden ſolle, bevor man ſich mit Aldringen vereinigt hätte. Nachdem dieſer Beſchluß gefaßt war, wurde ſofort aufgebrochen und das Heer zwiſchen zwei Hügel verteilt, die beſetzt wurden; den Rücken deckte die Stadt Leipzig.

An einem lieblichen Septembernachmittage kam Kaiſer Ferdinand mit dem Oberjägermeiſter Grafen Bruno von Mansfeld von der Jagd zurück, ließ ſich einen bequemen Schlafrock und Socken anlegen und Obſt und Mandelmilch zur Erfriſchung bringen. Viel dürfe er nicht nehmen, ſagte er abwehrend zu ſeinen Töchtern, die ihn nötigten, das wüßten ſie ja, er müſſe mäßig ſein. Wäre ſeine Schweſter von Spanien mäßiger geweſen, ſo lebte ſie vielleicht noch; aber ſie hätte nie auf die Warnungen des Beichtvaters und der Ärzte hören wollen. Dies Geſpräch wurde durch den Grafen Mansfeld unterbrochen, der etwas betreten hereinkam und mitteilte, es ſei eben ein Rittmeiſter mit einem Brief des Aldringen angekommen; er wolle gleich vorausſchicken, daß nichts Vergnügtes darin ſtehe, er behandle ein ungeſchicktes Treffen, das Tilly mit dem Schwedenkönige gehabt habe.

Kaiſer Ferdinand ließ die Feige ſinken, die er gerade in der Hand hielt. Ach, ſagte er, wäre er nur lieber ſtatt zur Jagd in den Nachmittagsgottesdienſt zu den Franziskanern gegangen, wie er eigentlich gewollt hätte; wenn er aus der Kirche käme, erhielte er immer Glücksbotſchaften vom Kriegsſchauplatze.

Ja, ſagte Mansfeld, das ſei wahr, es ſei ſchon jedermann aufgefallen; aber das leidige Treffen habe ſchon am 17. ſtattgefunden, und es ſei nun doch wohl nichts mehr daran zu ändern geweſen.

Auf des Kaisers Befehl las Mansfeld den Brief vor, welcher meldete, Tilly habe sich bei Leipzig gut verschanzt gehabt und sei durch Pappenheim wider Willen in die Schlacht verwickelt worden. In währender Schlacht sei der Wind umgesprungen und habe dem kaiserlichen Heere den Staub ins Gesicht getrieben, das habe sehr zu dem unglücklichen Ausgang beigetragen. Der erste Kartaunenschuß von schwedischer Seite habe den kaiserlichen Obersten Baumgärtner getötet, was billigerweise als ein häßliches Vorzeichen gedeutet worden sei. Außerdem wären Schönberg, Erwitte und der Herzog Adolf von Holstein, an Obersten noch Blankard, Lerma und Gonzaga gefallen. Tilly selbst sei durch einen schwedischen Rittmeister schwer verwundet und würde den Todesstreich von demselben empfangen haben, hätte Herzog Max von Lauenburg nicht jenem den Garaus gemacht; mit diesem Herzog und dem Grafen Egon von Fürstenberg sei dann Tilly in einer Kutsche glücklich nach Halle gekommen, wo er nun krank liege.

Der arme alte Mann, sagte der Kaiser, er wolle ihm schreiben, daß er herzliches Mitleiden mit ihm trage.

Inzwischen war Werdenberg dazugekommen und sagte, da sei man in einen hübschen Sumpf geraten, der Schwedenkönig im Anzuge und Wallenstein nicht am Platze!

Er wolle gleich vierzigstündige Gebete in allen Kirchen anordnen, sagte der Kaiser, damit die Gefahr aufgehalten werde.

Und dann erscheine es ihm als das Beste, bei Wallenstein anzufragen, was er rate, sagte Werdenberg.

Allmählich kamen nähere Nachrichten von dem erlittenen Verluste, von der unaufhaltsamen Furie der schwedischen Soldaten und Gustav Adolfs Verwegenheit, daß die sächsischen Regimenter davongelaufen wären, der König aber, um dem Kurfürsten die Laune nicht zu verderben, sich ange-

ſtellt habe, als wiſſe er nichts davon. Tilly, hieß es, ſei ſo perplex, daß nichts Tröſtliches von ihm zu erwarten ſei.

Geſandte eilten nach allen katholiſchen Höfen, um Geld aufzutreiben, und erhielten auch eine namhafte Summe von Spanien, ſowie vom König von Ungarn, dem Sohne des Kaiſers, und ſeiner Gemahlin. Beſonders große Vorſchüſſe ſpendeten Fürſt Eggenberg und ferner der Kardinal Dietrichſtein, der Biſchof von Wien und der aus Mecklenburg eingewanderte Vizekanzler von Strahlendorff.

Was jedoch den Kaiſer ſehr bekümmerte, war die ſchlechte Aufnahme, die der an den Papſt abgeordnete ungariſche Kardinal Pazmany, Erzbiſchof von Gran, bei Urban VIII. fand. Derſelbe ſagte mit dem Anſchein der Unbefangenheit, es nehme ihn wunder, daß der Kaiſer in Italien Geld zu finden hoffe, da er doch wiſſe, wie es durch den letzten grauſamen Krieg in gänzlichen Ruin geſtürzt ſei. Damit ſpielte er auf die Eroberung und Plünderung Mantuas durch die kaiſerlichen Truppen unter Aldringen an, wobei es ſehr räuberiſch zugegangen war, und weswegen der Papſt dem Kaiſer grollte. Auf das Zureden des Kardinals, Seine Heiligkeit möge doch die gefährdete Religion bedenken, antwortete der Papſt, er finde nicht, daß es in dieſem Krieg um die Religion gehe, was man daraus ſehen könne, daß der katholiſche König von Frankreich mit Schweden verbündet ſei. Spaniſche Kardinäle hätten ihm im Vertrauen erzählt, berichtete Kardinal Pazmany in Wien, der Papſt gebärde ſich faſt verliebt in den Schwedenkönig und habe geſagt, der nordiſche Löwe ſolle nur noch einmal brüllen, damit gewiſſe ſchnappende Hunde den Schwanz einzögen.

Wallenſtein unterhielt um dieſe Zeit durch Vermittelung des Oberſten Heinrich Holk eine lebhafte Korreſpondenz mit dem König von Dänemark; es war derſelbe Holk, der im

Jahre 1628 Stralsund gegen die Kaiserlichen hatte verteidigen helfen sollen, und der damals mit Wallenstein bekannt geworden und in seinen Dienst getreten war. Christian IV. wünschte einige feste Plätze in Mecklenburg zu besitzen, die ihm abzutreten Wallenstein auch erbötig war. Es würde ihm nichts lieber sein, schrieb er, als sich dem Könige gefällig zu erweisen; freilich, seit der Kaiser ihn abgedankt habe, könne er über die in Mecklenburg eingelagerten Offiziere nicht mehr verfügen, wolle aber den Kaiser bitten sie anzuweisen, daß sie die Plätze dem Könige zedierten. Übrigens, schrieb er, nachdem die Lage des Kaisers kürzlich so verfänglich geworden sei, scheine ihm der Zeitpunkt geeignet für den König, nach den Bistümern Bremen und Verden zu greifen. Wenn der König dazu geneigt sei, so sei er erbötig, die Sache beim Kaiser zu betreiben.

Der neuerwählte Fürstbischof von Würzburg, Graf Franz von Hatzfeld, erhielt in der Frühe des 11. Oktober die Nachricht, daß die würzburgische Grenzfestung Königshofen an den König von Schweden übergegangen sei, womit diesem denn der Weg gegen die Hauptstadt freigelegt war. Die Entrüstung des Bischofs über den Kommandanten der Festung war außerordentlich: so übel lohne er das in ihn gesetzte Vertrauen, sei ohne Pflichtgefühl und Gottesfurcht, habe den Untergang des ganzen Landes verschuldet und den Tod verdient. Zwar vertröstete ein gleichzeitig eintreffender Brief des Abtes von Fulda, Tilly solle in der Nähe sein; aber da dies doch unsicher war, beschloß der Fürstbischof, wenn er bis zum Abend keine Gewißheit über das Vorhandensein des ligistischen Heeres hätte, bei Nacht in der Stille nach Frankfurt zu entweichen und die dort wegen eines Universalfriedens versammelten katholischen Reichsfürsten um Hilfe

anzugehen oder solche in Mainz und Köln zu betreiben. Er berief Stadtrat und Bürgerschaft in das Juliusspital, setzte sie von dem vorgefallenen Unglück und der bevorstehenden Gefahr in Kenntnis und schalt auf den Kommandanten von Königshofen. Der Stadtrat war erschrocken und sagte, wenn nur wenigstens die Traubenernte vorüber wäre, ehe die Schweden kämen; denn sie würden gewiß alles verwüsten. Ja, sagte der Fürstbischof, es solle sich nur jeder schicken, daß es damit vorwärts ginge, das sei besser als mit Sack und Pack davonzulaufen, wie so viele täten. Sie wollten gewiß ausharren, versprach der Stadtrat, und sich auf Gott und den Fürstbischof verlassen, der ihr Vater und ihr Schild sei. So sei es recht, sagte der Fürstbischof, auf ihn könnten sie bauen, er sei am Platze, wolle das Unwetter mit seinem Volke bestehen und es womöglich von ihnen abwenden. Sie sollten sich nicht zur Flucht bereden lassen, es sei schimpflich genug, daß die Jesuiten ihr Kloster verlassen hätten und aus der Stadt gezogen wären.

Der Oberschultheiß Truchseß von Henneberg sagte, das dumme Volk halte die Schweden gar für Teufel oder Riesen und nehme Reißaus, bevor sie noch da wären; die Festung Marienberg könne durch ein paar Männer, es müßten nur rechte Männer sein, verteidigt werden. Dahin könne ja jeder seine Habe oder was ihm am teuersten sei flüchten.

Den ganzen Tag über war ein Hin- und Wiederlaufen und Fahren, indem viele sich aus der Stadt entfernten, um nach Mainz oder München zu ziehen, andere vom Lande in die Stadt hineinkamen, wieder andere sich auf die Festung retteten. Um Mitternacht bestieg der Fürstbischof, in einen Mantel gehüllt, mit einem Diener und einem Vorrat von 300000 Gulden eine Kutsche und fuhr davon, nachdem er den Domdechanten zum Statthalter ernannt hatte.

Zu diesem eilten, sowie die Flucht des Bischofs bekannt geworden war, die beiden Bürgermeister und einige Stadträte in banger Sorge und fragten, was für Befehle der Bischof wegen etwaiger Übergabe der Stadt hinterlassen habe, oder was er, der Domdechant, ihnen in solchem Falle zu tun riete. Befehle, sagte der Domdechant verdrießlich, habe der Bischof keine hinterlassen, er habe es sehr eilig gehabt und alles ihm aufgebuckelt. Was sie denn aber tun sollten? fragte der Bürgermeister; ob sie ohne weiteres kapitulieren sollten? Die Stadt könne sich ja doch nicht verteidigen, und sie würden den König, der sehr empfindlich sein solle, durch fürwitzigen Widerstand nur reizen.

Da hätten sie recht, sagte der Domdechant, und er wisse nichts weiter dazu zu sagen. Übrigens sei er ja da und werde zur Zeit schon einen Entschluß fassen. Er finde zwar bei niemandem Dank oder Gehorsam, wie denn der Kommandant der Marienburg, Hauptmann Keller, ganz tue was ihm beliebe und seinen Rat in den Wind schlage; aber er wolle ausharren und ein Exempel geben, wie man sich in solchen Okkasionen verhalten solle.

Indessen ärgerte er sich im Laufe des Tages über den Hauptmann Keller dergestalt, daß er sich von dem zufällig anwesenden Bamberger Domdechanten bereden ließ, mit ihm gemeinsam die Stadt zu verlassen, was die übrigen Domherren als ein Zeichen betrachteten, gleichfalls die Flucht zu ergreifen. Einzig der älteste von ihnen, Ehrhard von Lichtenstein, blieb zurück, indem er meinte, es werde ja nicht zum Äußersten kommen, jedenfalls wolle er das Seine tun, um das Unglück entweder abzuwenden oder zu mildern.

Nachdem der König am Sonntage Schweinfurt genommen hatte, das als eine vornehmlich protestantische Stadt, die unter dem Reformationseifer des letzten Bischofs sehr

gelitten hatte, und da außerdem Widerstand aussichtslos gewesen wäre, sogleich kapituliert hatte, zog er am Montag weiter und erschien am Dienstag, den 14. Oktober, vor Würzburg. Im Gasthof zum Kleebaum am Spitaltor waren der Hauptmann Keller, der Oberschultheiß Truchseß, die Bürgermeister und Stadträte versammelt und berieten wegen der Übergabe, zu welcher die letzteren so gut wie entschlossen waren. Dazu könne er nur pfui sagen, rief der Oberschultheiß, wenn er Männer von Übergabe reden höre. Er habe gemeint, die Pfaffen wären jetzt draußen; aber es schienen immer noch nichts als Weiberröcke vorhanden zu sein. – Es wären mehr Exempel aus diesem Kriege vorhanden, sagte der eine Bürgermeister spitz, wo sich Besatzung und Bürgerschaft mit vollem Maule gebrüstet hätten, wenn es dann zum Sturme gekommen wäre, hätten Weiber und Kinder es büssen müssen, und der Kommandant sei wohl gar für seine unverschämte Widersetzlichkeit vom feindlichen Feldherrn gehängt worden.

Das viele Klügeln und Bedenken stehe Untertanen schlecht an, sachte Truchseß von Henneberg, wenn er der Fürstbischof wäre, würde er solche rebellischen Köpfe springen lassen.

Er wäre der Fürstbischof nicht, sagte der Bürgermeister, und er glaubte, der hätte sich mit der Kapitulation nicht so lange besonnen.

Da in diesem Augenblick der schwedische Trompeter wiederkam und bereits ziemlich aufgebracht die Entscheidung zu beschleunigen mahnte, begannen die Stadträte die Bedingungen aufzusetzen, indessen Hauptmann Keller und der Oberschultheiß Truchseß beschlossen, die Festung Marienberg bis aufs äußerste zu verteidigen.

Am folgenden Tage jedoch mußte nach kurzer Beschießung auch diese kapitulieren, und als der König, bald nach 7 Uhr,

oben anlangte, fand er die Burg voll Geschrei, Blut und Leichen und seine Soldaten im Taumel der Siegesfreude hierhin und dorthin laufen, Gold, Gewänder und Schmuckstücke aus Kisten reißen und umherwerfen oder mit Gefangenen um das Lösegeld feilschen. An der Tür der Kapelle, wohin er sich hatte retten wollen, lag der noch röchelnde Leichnam des ermordeten Schultheißen Truchseß von Henneberg und auf den Stufen des Altars der tote Geistliche, der die Frühmesse gehalten hatte. Der König runzelte die Stirn und befahl einem Adjutanten, dem Blutvergießen schleunig Einhalt zu tun; er habe daran kein Wohlgefallen, besonders nicht am Morde von Geistlichen. Indem er weiterging, sah er in einem Seitengemach drei Soldaten um einen ledernen Beutel herum knien, den sie mit ihren Messern aufzutrennen bemüht waren, und aus welchem ein beträchtlicher Haufen von Goldstücken bereits auf den Boden gesickert war. Der König sprang schnell hinzu und rief, das sei Staatsgut und komme ihm zu, sie sollten den Beutel fahren lassen, und da sie nicht hörten, schlug er den einen von ihnen mit der flachen Klinge seines Schwertes auf den Rücken. Auf starkes Schütteln sah sich endlich einer flüchtig nach dem Könige um, fuhr aber, ohne ihn zu erkennen, hastig fort, das Gold in Haufen zu ordnen und zu teilen. „Die sind besessen, so mögen sie ihren Raub behalten," sagte der König lachend zu seinem Begleiter; trug aber Sorge, daß von den vielen auf der Burg befindlichen Schätzen nichts weiter entwendet wurde. Nachdem einige Ordnung hergestellt war, trat er an ein Fenster und blickte auf das hingestreckte Maintal hinunter, das die Sonne mit einem Morgenbad warmen Lichtes überschüttete. Die Hügel waren mit Rebengärten übersponnen, zwischen denen Apfelbäume zum Teil schon lachende Früchte trugen; es quoll, strömte und duftete von allen

Seiten, als ob irgendwo im Laube ein Götterherd stände, wo Ambrosia kochte. „Diesen goldenen Becher", sagte der König, indem er sich lächelnd zum Herzog Bernhard von Weimar wendete, „kredenzt die Erde gewiß lieber einem Ritter als einem Pfaffen."

Unterdessen war der Fürstbischof von Frankfurt nach Mainz gefahren, wo sein Bericht Angst und Schrecken erregte. Der Erzbischof rang die Hände und richtete seine blauen Augen verzweifelnd gegen den Himmel; in was für einer Bedrängnis das Unglück ihn treffe, sagte er, könne niemand sich einbilden. Die Stadt Mainz sei durch die Übergriffe der spanischen Besatzung ganz verkehrt und widerspenstig geworden, es sei ja auch ein Kreuz, daß man sich mit diesen Schelmen beladen müsse, ihm werde es übel, wenn er eine von den gelben Fratzen sehe, er glaube, die sogenannten Chinesen und Japaner wären in der Art. Die Mainzer liefen sicherlich dem Teufel zu, wenn sie nur der Spanier ledig würden, und ob die ebensoviel Lust zum Kämpfen wie zum Huren und Müßiggehn hätten, wisse er auch nicht. Was er aber mit seinem Kapitel für eine Not habe, das sei vollends nicht zu beschreiben; Löwen und Bären könnten ihre junge Brut nicht hitziger verteidigen als die Domherren ihr Geld, wo sie den lieben Gott verstauten, wisse er nicht, das Kalb, um das sie tanzten, sei einzig und allein der leidige Mammon.

Der Erzbischof sei wahrscheinlich zu milde, meinte Würzburg; diese Herren gehörten gemeinhin unter eine eiserne Hand, sonst täten sie nicht gut.

Er möchte doch nicht, sagte Mainz, daß es mit ihm dahin komme wie mit Trier, der sich mit seinen Domherren gegenseitig verfluchte. Jedenfalls sei er zu hilflos, um anderen zu helfen, Köln habe ja seinen Bruder von Bayern hinter

sich und einen noch größeren Herren dazu; denn soviel er wisse, wollten die ihre Zuflucht zu Frankreich nehmen. Von Frankreich hänge eigentlich alles ab, indem Schweden mit französischem Gelde kriege, und lieber als Spanien sei Frankreich ihm auch. Köln behaupte, Frankreich ziele nur gegen den Kaiser, nicht gegen die Liga und wolle dieser gern eine gute Neutralität bei Gustav Adolf verschaffen, wenn sie sich nicht in seine Angelegenheit mit dem Kaiser mischten.

Dies bestätigte der Kurfürst von Köln, welcher dem Fürstbischof seine ganze Korrespondenz mit Frankreich vorlegte, und dem er vorschlug, er solle nach Paris reisen und dem König und Richelieu die klägliche Lage der rheinischen Fürsten auseinandersetzen. Er wisse durch den Pater Joseph genau, daß der König von Frankreich sehr ungehalten über den Schweden sei wegen seines Angriffs auf die rheinischen Fürstentümer, und daß er ihm schleunig einen Zügel anlegen wolle. Es sei ja gewiß bedauerlich, daß die geistlichen Kurfürsten nicht zum Kaiser halten könnten, aber jetzt frage es sich, ob man stehen oder fallen solle, und da sei die Antwort bald gegeben. Der Kaiser würde einem doch noch den Wallenstein über den Hals schicken, das heiße den Teufel mit Beelzebub austreiben; sei man einmal mit Frankreichs Hilfe den Schweden losgeworden, könne im Reich die alte Ordnung wiederhergestellt werden. Übrigens müßten alle Verhandlungen mit Frankreich im tiefsten Geheim betrieben werden, der Kaiser wisse natürlich nichts davon und brauche es auch nicht zu wissen, im Grunde geschehe ja alles zu seinem Besten.

In Mailand sah Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, nunmehr Herzog von Jülich-Cleve, die Augen eines jungen Fräuleins aus dem Hause Crivelli auf sich gerichtet und fühlte unter ihrem Feuerblick ein angenehmes Erschauern.

Seit dem Tode seiner Gemahlin, der bayrischen Magdalena, war ihm zuweilen so zumute, als sei ihm eine Kerkertür geöffnet worden. Er war der Meinung, er habe die Prüfung dieser Ehe wohl bestanden, und Gott werde ihm nun zum Lohne ein außerordentliches Glück bescheren. In den Palästen der mailändischen Aristokratie fühlte er sich sehr wohl; er erzählte seinen Gastgebern, wie er sich im Norden gar nicht heimisch fühle, und was er schon getan habe, um das Düsseldorfer Schloß zu einer Stätte seinen Geschmacks umzuschaffen, beschrieb die Bilder, die er hatte malen lassen, und verglich sie mit den italienischen aus gegenwärtiger und früherer Zeit. Daß die Gräfin Crivelli den Wunsch aussprach, das ferne, von ihm beherrschte Land kennen zu lernen, gab ihm die Gewißheit ihrer Zuneigung, und er vergaß in ihrer Gesellschaft zuweilen, daß er bei seinem Vetter, dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, bereits um dessen zweite Tochter geworben hatte. Zu dem Plane dieser Verbindung hatte ihn die Nachricht von dem bevorstehenden Einfall Gustav Adolfs bewogen; denn durch die mit dem Schwedenkönig nah verwandten Zweibrückner würde er sich mit diesem gefährlichen Monarchen gut stellen können, was ihm um so wichtiger war, als er weder beim Kaiser noch bei seinem Schwager von Bayern genügende Berücksichtigung fand. Einstweilen kehrte er also, ohne daß er sich ein bindendes Wort hätte entschlüpfen lassen, nach Deutschland zurück, beschloß aber, wenn die zweibrückensche Heirat sich etwa zerschlüge, der welschen Leidenschaft weiteren Raum zu geben. Als er, etwas übellaunig, in Zweibrücken einkehrte, empfing ihn die Nachricht, daß seine Erwählte, weil er, Wolfgang Wilhelm, so lange nichts von sich habe hören lassen, überhaupt so dunkel und verwickelt in seinen Ausdrücken gewesen sei, sich inzwischen mit einem anderen Vetter, dem Pfalzgrafen

von Birkenfeld, vermählt habe. Obwohl Johann II. dem Herzog die Mitteilung im Beisein seiner Mutter machte, konnte Wolfgang Wilhelm einen Ausbruch der Entrüstung nicht ganz zurückhalten. Was das heißen solle? fragte er. Ob man ihm einen Schimpf antun wolle? Ob Treu und Glauben gar nichts mehr gelte? Pfalzgraf Johann fühlte sein Gewissen nicht ganz frei, weil er in Wahrheit die Hochzeit beschleunigt hatte, um die Möglichkeit einer Verbindung mit dem konvertierten Vetter ein für allemal abzuschneiden; aber er konnte doch das unschlüssige Verhalten Wolfgang Wilhelms für sich anführen, und daß man in dieser bösen Zeit darauf sehen müsse, seine Töchter zu versorgen. Wolfgang Wilhelm nahm diese Entschuldigungen nicht an; er habe geglaubt, jeder Fürst des Reiches könne sich durch seine Werbung geehrt fühlen, er sei nicht der, welcher mit sich spielen lasse, und werde noch am selben Tage abreisen. Er bemerkte, daß dies seinem Vetter gar nicht so unlieb sein würde, und gerade deshalb verging ihm sehr bald die Lust, die Drohung auszuführen. Die Crivelli zog er ohnehin nicht mehr recht in Betracht, wohingegen die Wichtigkeit einer evangelischen Heirat sich ihm immer mehr aufdrängte; vor allen Dingen aber hielt er es für nicht vereinbar mit seinem Ansehen, schimpflich als ein abgewiesener Freier abzuziehen. Wie er darüber nachdachte, fiel ihm plötzlich ein, daß der Pfalzgraf noch eine Tochter hatte, die zur Zeit seines letzten Besuches noch ein Kind gewesen war, jetzt aber etwa so weit sein mochte, und daß die Sache sich einfach erledigen lasse, wenn er diese anstatt der älteren Schwester heiratete. Er erinnerte sich eines kleinen Mädchens, das mit klugen dunklen Augen in scheuer Ehrfurcht zu ihm aufgesehen hatte, und er malte sich aus, wie das unverhoffte Glück sie überwältigen würde. Wenn sie seine Frau wäre, würde er sie in den

Schoß der Kirche führen, und diese Himmelsgabe von ihm empfangen zu haben, würde ihre Dankbarkeit gegen ihn noch vermehren. Er nahm sich vor, ihr weder ihre Jugend noch ihre Unscheinbarkeit oder ihre Armut nachzutragen, sondern Milde und Nachsicht gegen das Kind zu üben.

Der Pfalzgraf und seine Frau waren über den Vorschlag Wolfgang Wilhelms nicht erfreut und schützten Katharinas Jugend vor; sie sei 15 Jahre alt, dazu von zarter Gesundheit, leide an Kopfschmerzen, es könne ihm mit einer solchen Gemahlin unmöglich gedient sein. Der Anblick der kleinen Prinzessin indessen bestärkte ihn in seinem Wunsche; in ihrem schwarzen Kleid glich sie einer Nonne, prunken konnte er nicht mit ihr, aber er war stolz darauf, nicht zu den albernen Männern zu gehören, die sich durch eitle, aufgeputzte, pfauenhafte Weiber den Kopf verrücken lassen. Die wenigen Worte, die sie sprach, zeugten davon, daß sie verständig und anspruchslos war und ihre eigenen Gedanken hatte, und das gefiel ihm; für das fürstliche Repräsentieren wollte er selbst aufkommen. Durch vieles Zureden erreichte er endlich, daß er mit der Kleinen eine Viertelstunde allein gelassen wurde, welche er benützte, ihr von seinen Absichten zu sprechen. Ihr Erschrecken und Zittern, ihre angstvollen Worte, daß sie, ein unscheinbares, unerfahrenes kleines Mädchen, seiner nicht würdig sei, befriedigten ihn durchaus, und er beschloß, seinen Willen um jeden Preis durchzusetzen. Freilich ging es nicht so glatt, wie er gehofft hatte; denn der Pfalzgraf stellte die Bedingung, daß seine Tochter in Ansehung der Religion keine Kränkung oder Gewalt leiden dürfe, und darauf beharrte auch Katharina selbst, obwohl es ihr sichtlich schwer wurde, ihm zu widersprechen. Er setzte ihr auseinander, die Frau müsse dem Manne unbedingte Hingabe weihen, mehr als ihren Eltern; er sehe, daß sie ihn nicht so liebe,

wie seine Zuneigung es verdiene. Sie könne ihm doch vertrauen, daß er ihr nichts Unrechtes oder wider ihr Gewissen zumuten werde; oder ob sie ihn für unedel und grausam halte?

Sie halte ihn für den edelsten und großmütigsten aller Menschen, sagte das Kind, und wenn er ihr nichts wider ihr Gewissen zumuten wolle, so könne er sich die Bedingung ja gefallen lassen.

Er sehe aber darin einen Mangel an Hingabe ihrerseits, sagte Wolfgang Wilhelm, und daß sie ihrem Vater mehr als ihm folge.

Sie sei doch noch in ihres Vaters Hause, sagte Katharina, und sei ihm kindlichen Gehorsam schuldig, liebe und verehre ihn. Sie werde ihm, Wolfgang Wilhelm, in allen irdischen Dingen eine gehorsame Frau sein; aber Gott stehe über ihnen allen, von seinem Wort werde sie nie weichen, und wenn es sie Glück und Leben kosten sollte. Er solle doch barmherzig sein und sie nicht ferner versuchen.

Im Grunde zweifelte Wolfgang Wilhelm nicht an Katharinas Liebe und auch nicht daran, daß sie sich von ihm würde bekehren lassen, wenn sie seine Frau sei; aber heikliger war es mit den Eltern, welche ihm vorhielten, daß der Papst in die Ehe mit einer Protestantin nicht willigen würde, und daß Wolfgang Wilhelm eine Ehe ohne päpstlichen Konsens nicht schließen könne, davon zu schweigen, daß sie dann für ihn gar keine Gültigkeit hätte. Er beschied sie dahin, daß er bereits mit seinem Beichtvater gesprochen und dessen Zustimmung erhalten habe, es stehe dem Vollzuge der Ehe nichts im Wege. Katharina solle einen Geistlichen ihres Glaubens mitnehmen und den Gottesdienst in ihrer Weise, wenn auch nicht öffentlich, ausüben. Er wolle sie nicht auf Tyrannenweise zwingen, Gott könne ja einen jeden erleuchten, wie er

es mit ihm gemacht habe. Nebenbei ließ es sich Wolfgang Wilhelm angelegen sein, die Mutter des Pfalzgrafen zu gewinnen, und brachte sie denn auch bald so weit, daß sie erklärte, man würde unrecht tun, wenn man einem so edlen Manne mißtraute, womit die Sache entschieden war.

Johann II. benützte die Frist bis zur Hochzeit, die am 16. Geburtstage seines Kindes stattfinden sollte, um sie noch durch einen Geistlichen in der Religion unterweisen zu lassen, ihr selbst die Wahrheit des reformierten Bekenntnisses einzuprägen, und daß sie als Christin und Fürstin doppelt zur Standhaftigkeit verpflichtet sei. Es könne ja Gottes Wille sein, sagte er ihr, daß der Herzog durch sie dem alten Glauben wiedergewonnen werde, jedenfalls werde sie den armen evangelischen Untertanen ihres Gatten Erleichterung verschaffen können. Sie dürfe zwar nicht drängen und trotzen, denn das würde ihr als Frau nicht anstehen, sondern müsse bescheiden die Gelegenheit suchen, wozu sie ja verständig genug sei. Sollte sie aber Gott und Gottes Wort verleugnen, so würde sie nicht nur den Ehrenschild ihrer fürstlichen Ahnen beflecken, die von jeher Kämpfer für die Wahrheit gewesen wären, sondern sein Herz brechen, da er demjenigen Wesen werde fluchen müssen, das er auf Erden am meisten liebe.

Wolfgang Wilhelm verbrachte diese Zeit in großer und mühevoller Geschäftigkeit; es verhielt sich nämlich keineswegs so, daß der Papst in seine Heirat gewilligt hätte, und er mußte die Trauung auf Umwegen zu erreichen suchen, wobei ihm sein Beichtvater zur Seite stand. Er verfuhr dabei so, daß er dem Erzbischof von Utrecht seinen Fall schilderte und sich auf eine gewisse kirchenrechtliche Abhandlung eines spanischen Jesuiten berief, auf die sein Beichtvater ihn aufmerksam gemacht hatte; in diesem Schreiben nannte

er sich Wilhelm von Bleienstein und seine Braut Charlotte von Lichtenberg, weil in ihren beiderseitigen Gebieten Grafschaften dieses Namens lagen und es also, nach seiner Ansicht, nicht gelogen war. Gleichzeitig verehrte er dem Erzbischof ein Faß Rotwein und seinem Vertreter, mit welchem er verhandelte, ein Faß Moselwein; und da dieser dem Erzbischof die Angelegenheit in günstigem Lichte darstellte, und sie dem Erzbischof nicht wichtig schien, erteilte er den gewünschten Dispens, worauf sich leicht ein Kaplan fand, der gegen geringes Entgelt die Trauung in der Stille vollzog. Wolfgang Wilhelm war stolz auf die feine und gelinde Art, wie er seinen Zweck erreicht hatte; denn es war sein Grundsatz, stets alles zu seinem Vorteil, aber ohne Geschrei und so, daß er tadelfrei dabei dastände, zu lenken. Freilich erschrak der Erzbischof nicht wenig, als er erfuhr, wer sich hinter dem Namen Bleienstein versteckt hatte; aber er sah ein, daß er selbst unvorsichtig gehandelt hatte, und ließ sich deshalb durch das Versprechen des Herzogs, er werde ihm gelegentlich beim Papst eine Prälatur erwirken, begütigen. Nicht so leicht war es, mit dem Papst fertig zu werden, der die Ehe voll Zorn für null und nichtig erklärte; hier, sagte der Beichtvater, müsse man Geduld haben und warten, bis die junge Frau sich zur Kirche bekehrt hätte, worauf der Papst den Konsens nachträglich erteilen würde. Wolfgang Wilhelm nahm sich den Groll des Papstes nicht sehr zu Herzen, weil er die Jesuiten für sich hatte und weil er der Meinung war, der Papst wäre gerade ihm gegenüber zu viel größerer Rücksichtnahme verpflichtet gewesen; hingegen war es ihm nicht angenehm, daß er seine nunmehrige Frau in die Sache einweihen mußte, was ihre Unerfahrenheit und die Schlichtheit ihres Geistes schwierig machte. Sie wußte durchaus nicht, wie sie es anstellen sollte, dies Ver-

fahren zu rechtfertigen oder die lebhafte Abneigung zu überwinden, die es ihr einflößte; aber sie gab sich Mühe zu begreifen, daß der Herzog es aus Liebe zu ihr, um sie heiraten zu können, getan hatte, und daß sie ihm dafür dankbar sein mußte, um so mehr als er ihr nicht mit Strenge, wie er es wohl hätte tun können, sondern höchstens durch Blicke und gelegentliche Andeutungen ihr liebloses, überhebliches Bekritteln vorwarf. Auch übrigens warf er ihr Lieblosigkeit und Überheblichkeit vor; denn eine wahrhaft liebende Frau würde es nicht ertragen, einen anderen Glauben als ihr Mann zu haben, und sie scheine sich für klüger als ihn zu halten, da sie ihre Gründe für besser als seine achten müsse. So weh ihr das tat, blieb sie doch fest bei der Antwort, daß man eine Person liebhaben und doch anderes Glaubens sein könne, wisse er ja aus sich selbst; daß ein jeder seine Gründe für besser halte, als die des andern, sei bei Meinungsverschiedenheiten nicht anders möglich, sonst wäre ja sogleich einer vom andern überzeugt; übrigens habe sie den evangelischen Glauben und seine Gründe nicht erfunden, sondern sie seien ihr gelehrt worden. An sein Versprechen, sie ungekränkt bei ihrem Glauben zu lassen, erinnerte sie ihn nicht, da das dem Gehorsam und der Bescheidenheit einer Ehefrau nicht zu entsprechen schien.

Im Pfarrhause von Wernsbach standen der Pfarrer Treu und mehrere Bauern mit ihren Frauen an einer Dachluke und betrachteten eine große Feuersbrunst, von der sich dicker Rauch über den südlichen Himmel wälzte. Es leide keinen Zweifel, sagte der Pfarrer, daß Eschenbach brenne, die Kroaten hätten es angezündet und würden wahrscheinlich am folgenden Tage ihren Marsch nach Wernsbach fortsetzen. Sie müßten nun beschließen, was sie tun wollten. Kämen

die Kroaten ins Dorf, so müßten sie Leib und Leben Gott befehlen, sie hätten von diesen Teufeln keine Gnade zu erwarten. Was der Pfarrer angebe, das wollten sie tun, riefen einige Frauen, ihm wollten sie sich in Gottes Namen unterwerfen. Wohlan, sagte der Pfarrer, so wollten sie miteinander über den Berg nach Ansbach wandern, das sei ein ummauerter Platz, wo sie dem Feinde nicht so preisgegeben wären. Sie sollten sich aber nicht mit allen ihren Habseligkeiten beladen, wodurch sie im Gehen behindert sein würden, sondern nur das Notwendige mitnehmen und das übrige vergraben oder verstecken, wo es ihnen gut schiene. Einer wandte ein, es gebe etliche böse Buben, die würden aufmerken und zurückbleiben, um zu rauben. Er wolle ihnen allen ins Gewissen reden, sagte der Pfarrer nach einigem Nachdenken; übrigens habe der Mensch nicht Macht über alles, er müsse einiges auch Gott anheimstellen. Sie sollten nun ihr Haus bestellen, vor Mitternacht müßten sie aufbrechen. Der Pfarrer ging zu seiner Frau, die hochschwanger war, berichtete ihr, was ausgemacht war, und fragte, ob sie den Weg wohl zu Fuß zurücklegen könne. Er wolle sie gern auf einem Karren ziehen, nur über den Berg, fürchte er, werde es sich nicht tun lassen. Er solle nur den Karren lassen, sagte die Frau, sie sei gut auf den Füßen. Wenn nur die Wehen sie nicht unterwegs anfielen, so werde es gewiß gut gehen. Die beiden Kleinen freilich könne sie nicht die ganze Zeit tragen, da müsse er helfen. Ja freilich, sagte der Pfarrer, und sie noch dazu, wenn es nötig sei, er habe starke Arme.

Dann ging er in die Kirche, um den Kelch zum Mitnehmen zu richten und einige Heiligtümer zu verbergen, und trug dem Küster auf, inzwischen die Dorfleute zusammenzurufen, daß keiner fehle. Nachdem er vor dem Altar ein

kurzes Gebet verrichtet hatte, trat er aus der Kirche auf den Platz, wo sich die Bauern inzwischen versammelt hatten. Sie standen in einem Haufen unter den kahlen Linden und Kastanien, an deren vom Winde bewegten Zweigen der Mond wie ein aufgespießter und zerfetzter Schmetterling hin und her wehte.

Gott suche sie schwer heim, so etwa redete er sie an, und es werde gewiß ein jeder wissen, um welcher Sünde willen er die Strafe verdient habe. Sie wollten zuversichtlich als rechte Christen das Kreuz auf sich nehmen ohne Wehklagen und Winseln. Er werde sie wie ein Vater zu einem sicheren Obdach führen; wenn sie ihm folgten, so könnten sie mit Gottes Hilfe das Leben retten und, nachdem das Wetter vorübergebraust sei, umkehren und sich in ihrer lieben Heimat wieder zusammenrichten.

Plötzlich unterbrach er sich mit der lauten Frage, wo denn der Rodemacher sei? Und wo der Hans Bacher und der Schlenker? Man solle sie eilend suchen und herbeibringen. Als die Vermißten nach einer Weile auf den Platz geschleppt waren, fuhr er mit erhobener Stimme fort: Wenn etwa sich etliche das allgemeine Verderben wollten zunutze machen und sich nach dem Auszuge der andern ans Plündern begeben, etwa gar mit den Teufelskroaten unter einem Decklein arbeiten wollten, so wolle er diesen sagen, sie sollten nicht etwa meinen, daß ihre Übeltat in der Finsternis unentdeckt bliebe. Der Satan sei von allen Betrügern der ärgste, führe seine Diener an, locke sie in den Schlamm und lasse sie stecken, wenn Gott seinen allmächtigen Arm zur Strafe ausrecke. Die bleibe niemals aus, sei es hier oder dorten. Die Strahlen von Gottes Augen führen wie Spieße durch die dickste Mitternacht, so daß es vor Gott nicht einen Winkel in der Welt gebe, der nicht im hellsten Sonnenfeuer stände.

Daneben sollten sie aber auch bedenken, daß sie nicht für immer auszögen, sondern bald wiederkämen und wohl wüßten, wer zurückgeblieben sei, und daß er es zwar gut mit ihnen allen meine wie ein Vater, aber auch Fäuste habe, die einen Missetäter schütteln könnten, daß ihm die Knochen wie alte Roßkastanien in einem Sack im Leibe klapperten. Nun, fuhr er fort, wollten sie noch miteinander beten und fing an: Herr, der du dein Volk aus der Knechtschaft in Ägypten in das Gelobte Land geführt hast, geleite uns aus Gefahr durch Nacht und Wildnis in den Frieden, und so weiter.

Nach diesen Vorbereitungen machten sich alle auf den Weg, so daß der Pfarrer mit Weib und Kind den Zug beschloß. Es wolle kälter werden, sagte der Totengräber, der neben dem Pfarrer herschritt, besorglich, die Luft rieche nach Schnee. Das möge wohl sein, antwortete der Pfarrer, im vorigen Jahr sei der erste Schnee schon vor dem hl. Leodegar gefallen. Er habe gestern auch schon eine Meise am Fenster gesehen, die sich einzustellen pflegten, wenn Schnee komme. Nach Verlauf von zwei Stunden verspürte die Frau Wehen, verbiß aber den Schmerz, bis sie nicht mehr weiterkonnte und es also ihrem Manne sagen mußte. Er übergab das Kind, das noch nicht laufen konnte, dem Totengräber und stützte seine Frau, trug sie auch zuweilen, wenn es nicht anders ging, so daß sie langsam von der Stelle kamen. Von einer Anhöhe blickten sie zurück und glaubten wiederum eine Röte am Himmel zu sehen; der Pfarrer meinte, es sei die Feuersbrunst in Eschenbach, die noch nicht erloschen sei; aber die Pfarrerin sagte, es sei Wernsbach, und die Kroaten wären gewiß schon angelangt, und sie müßten eilen, daß sie sie nicht einholten. So wollten sie Waldpfade einschlagen, sagte der Pfarrer, wo sie niemand entdeckte; der Toten-

gräber, der des Weges kundig sei, solle einstweilen voranlaufen und das Häuflein führen; er folge mit der Frau nach. Als noch ein paar Stunden vergangen waren, sagte die Pfarrersfrau, sie könne nun nicht mehr weiter, ihr Mann solle gehn und sie hier liegenlassen. Ach, sagte der Pfarrer, das könne er nicht übers Herz bringen, er wolle sie lieber auf den Armen tragen, Gott werde ihm die Stärke geben. Nein, erwiderte die Frau, das sei nicht möglich, selbst wenn er sie tragen könnte, was er doch höchstens eine Viertelstunde lang vermöchte, so könne sie es nicht aushalten, denn die Geburt stehe nah bevor. Auch sei ja das Kind da, das schon übermüde sei. So wolle er bei ihr bleiben, sagte der Pfarrer, er könne nicht weitergehen, wenn er sie hier hilflos in der kalten Frühe in ihren Schmerzen wisse. Aber er habe ja der Gemeinde versprochen sie zu führen, sagte die Frau, und sie wären wie verirrte Schafe ohne ihn. Sie könnten hier vom Feind überfallen und erschlagen werden, und was dann aus dem kleinen Kind werden solle, das er dem Totengräber gegeben habe? Er solle doch ein Christ sein! Wenn sie sterben müsse, werde er ein anderes Weib finden, das ihren Kindern eine Mutter sein werde; er solle es Gott anheimgeben. Nun wohlan, sagte der Pfarrer, kniete nieder und betete mit starker Stimme: „Herr, in deine Hände befehle ich mein liebstes Gut. Behüte und bewahre es. Sieh, wir gehorchen dir als deine Knechte, verlasse du uns auch nicht. Du hast verheißen, daß du uns nicht über unsere Kraft versuchen wollest.“ Dann nahm er seinen Mantel ab und deckte ihn über die Frau, hob das weinende Kind auf den Arm und ging fort; aber nachdem er einige Schritte getan hatte, kehrte er wieder um, kniete noch einmal nieder und betete: „Du gerechter, du allmächtiger Gott, halte deine Hand über dieser Frau, daß Frost und Nässe

und die Wut des Feindes ihr nicht ſchaden. Halte mir deinen Bund, wie ich ihn dir gehalten habe!" Die Frau, die ſich in Schmerzen wand, verſuchte zu lächeln und ſagte: Geh! Geh mit Gott!, worauf er aufſtand und mit großen Schritten in den Wald hineinging, um die andern einzuholen.

Als er am übernächſten Tage zurückkam, fand er die Frau mit dem neugeborenen Kinde tot unter dem Schnee, der ſeitdem unabläſſig gefallen war, und grub ſie einſtweilen an der Stelle ein, hoffend, daß er ſie einſt chriſtlich in Wernsbach beſtatten könne, wenn wieder Friede und er heimgekehrt ſei.

Als Guſtav Adolf nach dem großen Siege bei Breitenfeld zwiſchen Hanau und Frankfurt lagerte, erwartend welche Antwort ihm ſeine in die Reichsſtadt abgeſandten Deputierten bringen würden, baten einige aus der Oberpfalz vertriebene Pfarrer, dem König ihre Aufwartung machen zu dürfen und wurden vor ihn gelaſſen. Es war ein Novembermorgen, und noch hatte die eben aufgehende Sonne den Nebel nicht durchdrungen. Der König, der in ſeinem Zelt vor einem Tiſche ſitzend in der Bibel las, begrüßte die Eintretenden freundlich und fragte ſie nach ihren Schickſalen. Sie hatten zuerſt bei dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel neue Anſtellung gefunden, waren aber, da die betreffenden Landesteile bald hernach an ſeinen Vetter von Darmſtadt kamen, als Kalviniſten auch von dort wieder vertrieben und lebten ſeitdem in Frankfurt von ſpärlichen Almoſen. Einer von ihnen war ſehr alt, hatte die Hände eingewickelt und humpelte an zwei Krücken, die weißen Haare hingen in Strähnen um ſeinen zitternden Kopf.

„Warum seid ihr nicht bei der Augsburgischen Konfession geblieben," sagte der König streng. „Ich liebe das Tüfteln und Haarspalten nicht. Aber laßt es gut sein," fuhr er freundlicher fort, „wir sind alle rechte Christen und bieten dem Papst und Teufel Trotz, wir sollen zusammenhalten!"

Die Prediger lobten den König, daß er niemanden um des Glaubens willen verfolge. Sie erzählten, es sei kürzlich ein alter vertriebener Pfarrer aus Siebenbürgen nach Frankfurt gekommen; der habe ein Büchlein bei sich gehabt, das ihm ein Pestkranker auf dem Totenbett gegeben, weil der Prediger bei dem von allen Verlassenen ausgeharrt habe. In diesem uralten Büchlein sei eine Prophezeiung gedruckt gewesen, die habe gelautet: es werde sich ein Löwe aus Mitternacht erheben, der werde des Pfauen bunte Federn ausreißen. Dann werde jeder Acker zwiefältig Frucht tragen und das Deutsche Reich seiner Drangsal vergessen, auch die ganze Christenheit in unaussprechlicher Freude stehn.

Nun sei diese Prophezeiung durch des Königs herrliche Taten erfüllt. Er, der König, sei wie der Heiland, da er dem Lazarus zugerufen habe: stehe auf und wandle! So werde sich das arme gekreuzigte Volk, das erwürgte und begrabene römische Reich auf sein Wort wieder erheben und in neuer Jugend und Schöne über der Erde ausbreiten.

Die Feldmarschälle Banér und Horn und der alte Graf Thurn, welche diese feierlichen Worte gehört hatten, blickten voll Bewunderung auf den König, und Thurn sagte, wenn man zurückblicke, wie die Szene sich durch sein Auftreten verändert habe, wie der mächtige Feind in einer einzigen Schlacht niedergeworfen sei, und die Städte sich vor ihm beugten, so müsse man freilich sagen, daß die

Schweden eines solchen Königs wegen glücklich zu preisen wären.

„Nein," rief der König, indem er aufsprang und seine blauen Augen zornig auf die Anwesenden richtete, „das sind sie wahrlich nicht! Wohl dem Volk, dessen Fürst ein stiller, einfältiger Mann ist, der sich genügen läßt und mit seinen Untertanen im Frieden grau wird. Ein Held ist einem Feuer gleich, das einen Wald oder eine Steppe ergreift und unersättlich rast, bis es alles Lebendige gefressen hat und dann sich selber verzehrt!"

„Da sei Gott vor," sagte der eine Prädikant nach einer Pause, „daß wir des Königs Majestät mit einer verderblichen Brunst vergleichen sollten."

„Ich sage das auch nicht von mir," sagte der König langsamer, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, „sondern von den ehrgeizigen Königen, die Gott nicht vor Augen haben. Ihr seht, ich suche mir mein Gesetz in der Bibel bei Gott, da die Menschen es einem Könige nicht geben können. Wenn ich auch jetzt Krieg bringe, so tue ich es doch um des Friedens willen, wie ja auch Christus Krieg entzündete, um das Reich Gottes zu stiften." Darum, fuhr er fort, sei es notwendig, daß alle, die den Frieden wünschten, zu ihm hielten und ihm gehorchten. Ob die Frankfurter Bürgerschaft, fragte er die Prädikanten, sich dessen wohl bewußt wären, und wie sie ihn zu empfangen gedächten?

Die Frankfurter, antwortete zögernd der eine, lebten vom Handel, und der König wisse wohl, daß aller Krämer Gott das Geld und der Nutzen sei. Sie fürchteten auch, als Reichs- und Krönungsstadt, von ihren Privilegien und Einkünften vieles einzubüßen, wenn sie den Kaiser gegen sich aufbrächten. Der gemeine Mann aber, dessen höchstes Gut Gottes Wort sei, frage nichts nach dem Jesuitenkaiser

und habe alle Hoffnung auf den König von Schweden gesetzt.

Diese Aussage des Prädikanten bestätigten die mit den zurückkehrenden Abgeordneten des Königs eintreffenden Frankfurter Ratsherren; nachdem sie den König zu seinem Siege beglückwünscht hatten, sagten sie, sie hofften von der Großmut des Königs, er werde sie bei ihrer gelobten und verpflichteten Neutralität lassen, da sie als vornehme Reichsstadt in der Devotion des Kaisers verbleiben müßten.

Gustav Adolf runzelte die Stirn und sagte, er verwundere sich, daß er in Deutschland so oft das Wort Neutralität vernehmen müsse. Was denn das für ein Ding sei? Das sei nicht kalt nicht warm, nicht weiß nicht schwarz, nicht gut nicht böse, ein unaufrichtiger, unbrauchbarer Zwitter, damit wolle er sich nicht abgeben. Was sie sich von ihrem Kaiser einbildeten? Ob sie nicht wüßten, daß er sie den Jesuiten in die Hände spielen wolle? Ob sie sich einer solchen Tyrannei unterwerfen möchten?

Dergleichen, sagten die Ratsherren, glaubten sie sich von der kaiserlichen Majestät nicht versehen zu müssen, die Augsburger Konfession sei durch unangreifliche Reichsgesetze geschützt. Der König solle doch bedenken, daß sie vom Handel lebten, und daß die Messe gleichsam ihre Lunge sei, ohne welche sie den Atem nicht ziehen könnten. Was denn aus ihnen werden sollte, wenn durch Auflehnung gegen den Kaiser und das leidige Kriegswesen ihre Messen in Abgang kämen?

„Was Messen!" rief der König. „Hier handelt es sich um Freiheit und Gewissen!"

Wenn der Mensch auf die Welt komme, sagten die Ratsherren bedächtig, sei er nicht viel mehr als ein Bäuchlein, das man füllen müsse, wenn er bestehen wolle; hernach komme das Gewissen.

Darum eben taufe der Christ das heidnisch Geborene, rief der König triumphierend, um es zu heiligen. Sie sollten doch zu Gott und zu ihm Vertrauen haben. Anfangs hätten sie wohl zweifeln dürfen; aber jetzt habe Gott weithin sichtbare Zeichen gegeben, und jeder könne sehen, wo Gott sei. Den alten bösen Teufel Tilly, vor dem der Erdkreis gezittert habe, den habe er aufs Haupt geschlagen und kümmere sich nicht einmal darum, wohin er geflohen sei, so wenig fürchte er ihn. Die Stadt Erfurt habe ihm gehuldigt, ebenso Aschaffenburg, wo des Kurfürsten von Mainz herrliche Burg stehe, er habe Schlüssel, die jede Stadt aufschließen könnten, nämlich seine Kanonen. Solche Schlüssel hoffte er aber bei der Stadt Frankfurt, deren Weisheit weltberühmt sei, nicht anwenden zu müssen. Er liebe die Stadt und werde ihren Flor treiben, statt ihn zu zerstören, habe darüber schon viel gedacht und geplant. Er habe in Schweden eine Ostindische Kompagnie gegründet, zu der schon viel Geld geflossen sei, die werde den Handel in der Neuen Welt an sich bringen und werde den Goldstrom, der bisher Spanien zugeflossen sei, auch nach Deutschland leiten, wenn die großen Städte ihren Vorteil wahrnähmen und beiträten.

Sie wollten sich mit dem Kurfürsten von Mainz bereden, antworteten die Ratsherren ausweichend.

Was Kurfürst von Mainz! rief der König aus, der sei jetzt er, nachdem er Aschaffenburg erobert habe.

Noch niemals, seit Frankfurt stehe, fuhren die Frankfurter fort, habe ein fremder Eroberer den Fuß hineingesetzt, auch der Kaiser sei nie eingezogen, ohne zuvor die Privilegien zu bestätigen. Als ein pflichtbewußter Magistrat müßten sie darauf bedacht sein, daß die Stadt unter ihrem Regiment nicht ihrer edelsten Kleinodien beraubt, und daß ihre Herrlichkeit nicht verringert werde.

Die Zeiten wären geschwind, sagte Gustav Adolf, wer einstmals Schritte gegangen sei, müssen jetzt laufen lernen.

Am folgenden Tage ritt der König in Frankfurt ein, lüftete rechts und links grüßend den weißen Filzhut mit der grünen Feder, den er in der Schlacht bei Breitenfeld getragen hatte. Die vornehmen Familien, die abschätzig gespöttelt hatten und beiläufig von den Fenstern herunterfahen, konnten ein gewisses Wohlgefallen nicht unterdrücken; man brauche nicht zu fragen, welcher der König sei, sagten sie, kein andrer sei so stattlich gewachsen oder trage eine so festliche Miene.

Freilich sah der Schultheiß und kaiserliche Geheimrat Baur von Eyseneck, der dem König zur Seite ritt, im schwarzen Staatsgewande mit goldener Kette pompös genug aus; aber sein Gesicht glich einem strafenden Ungewitter, das noch ein wenig anhält, um sich desto ausgiebiger zu entladen. Als sie bei ihrem Umritt durch die Stadt an einer wüsten, durch eine Schandsäule bezeichneten Stelle vorbeikamen, und der König fragte, was das zu bedeuten habe, erklärte der Bürgermeister, hier habe das Haus des Lebkuchlers Fettmilch gestanden, der das Volk gegen die Regierung aufgehetzt habe und im Jahre 1616 rechtgemäß justifiziert sei. Dieser habe der Stadt viel zu schaffen gemacht und sich zuletzt in diesem Hause verschanzt, wo niemand ihn anzugreifen sich getraut habe, bis er, damals Zeugherr, es sich mit Gott unterfangen und auch endlich den Sieg davongetragen habe. „Das muß ein Goliath gewesen sein," rief der König laut lachend, „daß er Euch so hat schwitzen machen." Das blinde Volk in seiner Wut sei in der Tat einem gefährlichen Riesen zu vergleichen, sagte Baur, die Stirne faltend. Nicht einmal dem Kaiser hätten sie sich beugen wollen, und hätten schimpflich diejenigen, die gehorcht hätten, die Parierer genannt. Er habe den Vorwitzigen das Parieren

beigebracht, und seit er das Regiment führe, wären die Böcke allesamt zu folgsamen Lämmern geworden.

„Ihr seid ein trefflicher Mann, und ich lobe solche Grundsätze," sagte Gustav Adolf. Bei einem großen Werk müsse einer der Führer sein, die andern müßten unbedingt gehorchen. Auch er habe sich in den schweren Krieg nur so begeben wollen, daß er der einzige und unbeschränkte Direktor desselben sei, und die übrigen parieren müßten, sonst könne er für ein glückliches Ende zu allgemeinem Nutzen nicht stehen. – Dies und Ähnliches sprach der König deutlich mit lauter Stimme, so daß es alle hören mußten.

Vor dem Ehrenmahle, zu dem der König geladen war, führte ihn der Bürgermeister in den Römer, zeigte ihm die Bilder der Kaiser, eine in Kupfer gestochene Darstellung der Krönung des Kaisers Matthias aus der berühmten Merianschen Offizin, und den Krönungsmantel.

„Das ist ein Stück, um eine kaiserliche Vogelscheuche auszustaffieren," sagte Gustav Adolf lustig, „ich meine, ihr Frankfurter hättet Geld genug zu einem neuen." Der Bürgermeister zog die dichten Brauen über seine Adlernase zusammen und sagte ernst: „Gerade weil er alt ist, ist er uns heilig." Der König antwortete nichts darauf; aber nach einer Weile sagte er: „Ihr habt mir mit Eurem staubigem Trödel Hunger und Durst gemacht," und wünschte zu speisen und auszuruhen.

Trotz aller Einwände des Rates setzte der König durch, daß die Bürgerschaft den Treueid leisten mußte, nur so viel erreichte der Bürgermeister, daß keine schwedische Besatzung in die Stadt gelegt wurde außer 600 Mann in die Vorstadt Sachsenhausen. „Ein lahmer Gaul", sagte der König, „trabt wohl auch so mit; aber einem edlen Rosse muß man einen kleinen Sattel aufzäumen, wenn es parieren soll."

In Frankfurt vereinigte sich Oxenstierna mit dem Könige und sagte ihm, er freue sich, ihn, den König, im Mittelpunkte des Reiches zu treffen, lieber aber hätte er ihn in der kaiserlichen Hofburg zu Wien aufgesucht. — Im Kriege müsse man sich nach der Gelegenheit richten, entgegnete der König. Er brauche Geld, das habe er hier gefunden und würde am Rhein und Main noch mehr auftreiben; in Wien wäre es ihm vielleicht wie jenem Räuber gegangen, der den Überfallenen aus Barmherzigkeit mit einem Almosen entlassen habe.

Oxenstierna sagte, was dieser Feldzug ihm einbringe, könne er ihn auf der anderen Seite kosten. Es werde Frankreich mißfallen, daß er die zugestandene Neutralität der Ligafürsten verletze, und es werde deshalb vielleicht mit der versprochenen Geldsumme zurückhalten.

Das müsse er, Oxenstierna, dem Richelieu ausreden, sagte Gustav Adolf. Er wolle jetzt auf München, hätte er Bayern, müsse der Kaiser von selbst fallen. Wolle man ein Gebäude umwerfen, müsse man zuerst an der morschesten Stelle rütteln, das wären im Reich die Kirchenfürsten.

Wenn einem nur die herabfallenden Balken nicht den Kopf dabei zerschlügen, wandte Oxenstierna ein.

Der König wurde ungeduldig. „Ich sage dir," rief er, „daß ich diesen Weg eingeschlagen habe, weil der Weiser in meiner Brust dahin zeigte."

Das sei ein Grund, womit er immer recht behalte, erwiderte Oxenstierna lächelnd. An ihm solle es nicht liegen, daß es nicht zum Guten ausschlage.

Auf den Befehl Gustav Adolfs hatte Sachsen die Eroberung Schlesiens übernommen, Arnim jedoch zog es vor, in Prag einzurücken, einige meinten, weil er von Wallenstein heimlich dazu aufgefordert und weil es kaum verteidigt

gewesen sei, andere, weil er gewußt hätte, daß es in Prag mehr zu rauben gäbe. Von dort aus meldete er Wallenstein, der sich auf das dem alten Grafen Terzka gehörige Schloß Kaunitz zurückgezogen hatte, er werde seine Fürstentümer, Güter und Besitzungen mit jeder Kontribution oder Einquartierung verschonen, und bat um die Erlaubnis, ihm persönlich seine Aufwartung machen zu dürfen. Um die Mitte des November traf er, von Wallenstein eingeladen, auf dem Schlosse ein; der Wind schnob kalt um die Mauern und jagte Regen und braune Blätter in Wirbeln gegen die Fenster. Auf der Mittagstafel brannten Wachskerzen in silbernen Leuchtern und erhellten doch den düsteren Saal nicht; von den geschliffenen Gläsern und Kannen zückten diamantene Strahlen durch den Raum.

Arnim nahm einen mit Wein gefüllten gläsernen Pokal in die Hand, auf dem eine Jagd der Diana und ihrer Nymphen eingeätzt war; jubelnd umkreisten die amazonenhaften Gestalten die stille, goldgelbe Flamme. Arnim betrachtete das Kunstwerk aufmerksam und sagte, es stamme wohl aus Kaiser Rudolfs Zeit; derselbe müsse doch ein kluger Herr gewesen sein, daß er die Künste in Böhmen so hoch getrieben habe.

Er hätte einiges getan, sagte der alte Terzka; aber es hätte sich nun wieder verlaufen. Weil es nichts Einheimisches gewesen sei, habe es keinen Bestand gehabt. Wenn die Böhmen einmal mit ihren reichen Erzeugnissen allein gelassen würden, dann solle die Welt Wunder sehen.

Wallenstein sagte, es sei immerhin noch manches aufzutreiben, er besitze viel aus dem Nachlasse seiner ersten Gemahlin und wolle Arnim damit ein Zeichen seiner Freundschaft geben.

Arnim bedankte sich eifrig; er habe an keinem andern Fürstenhofe so viel Pracht und Geschmack gesehen, sagte er.

Der alte Terzka erklärte, daß der gesamte Tafelschmuck Wallenstein, nicht ihm, gehöre; denn heute habe Wallenstein der Wirt sein wollen, habe auch seine Küche aus Prag mitgeführt. Aber er bemerke, sagte er, daß es keine Rebhühner gebe, und es sei doch Wallenstein nichts anderes zuträglich; ob er sie für heute nicht befohlen habe?

Ein paar Diener liefen hin und her, worauf ein Küchenmeister erschien und sich angstvoll entschuldigte, es seien keine Rebhühner von den fürstlichen Gütern eingetroffen, obwohl er sie rechtzeitig bestellt hätte. Wallensteins Gesicht war zornrot geworden; Graf Terzka erhalte alle Tage Rebhühner, sagte er, werde also besser bedient als er. Seine Diener schienen ihn für eine Vogelscheuche zu halten. Der Schuldige solle auf der Stelle gehängt werden, ob es der Jägermeister oder ein Knecht oder sonst jemand sei.

Einstweilen sollten Rebhühner in seiner Küche für den Herzog gebraten werden, sagte Terzka begütigend. Er solle die Schuldigen gehörig bestrafen, sichs aber nicht weiter zu Gemüt ziehen. Bei ihm könne leicht gute Ordnung herrschen, er sei ja nichts weiter als ein Gutsbesitzer, könne sich mit Wallenstein nicht vergleichen. Auf ihn blicke ganz Böhmen, dazu noch Kaiser und Reich. „Ja," sagte er zu Arnim, „der Herr hätte keinen Fuß in Böhmen gesetzt, wenn der Herzog es nicht gewollt hätte."

Er habe schon gemerkt, sagte Arnim, daß kein Wallenstein wider ihn gestanden sei. Es gehe aber das Gerücht, daß Wallenstein wieder kaiserlicher Generalissimus zu werden gedenke; ob etwas an dem sei?

Wallenstein warf über den Tisch herüber seinen langen, verschleierten Blick auf Arnim. Er sei krank, sagte er, mit dem Kriegswesen werde er sich schwerlich wieder beladen können. Wenn er es aber doch täte, fuhr er in schärferem

Tone fort, so geschehe es deshalb, weil dem Kaiser seine Verhandlungen mit Gustav Adolf bekannt geworden wären. Die Buben pfiffen sein Sekretissimum auf der Gasse und legten es nach ihrem Verstande aus. Um des Kaisers Argwohn zu widerlegen, werde er zuletzt gezwungen, das Generalat zu übernehmen.

Wallenstein werde wohl wissen, sagte Arnim, wem er das zu verdanken habe, dem geschwätzigen alten Thurn, dem löcherigen Sieb, der zum Staatswesen weniger tauge als irgendeine alte Vettel. Er sei hart mit ihm aneinandergeraten in Prag. Der hätte am liebsten alle Katholiken auf der Stelle ausgeschafft, hätte sich überhaupt wie der Herr im Hause gebärdet und die Köpfe der justifizierten Rebellen von 1621 vom Tore herunternehmen lassen.

Nun, das sei wirklich an der Zeit gewesen, fiel Terzka heftig ein; er hätte nur ein paar Papistenköpfe an die leeren Stellen stecken sollen.

An Thurns gutem Willen dazu habe es nicht gefehlt, sagte Arnim; aber davor sei er, Arnim, gestanden.

Er habe gemeint, Graf Arnim sei lutherisch, sagte Terzka.

Ja, das sei er auch, antwortete Arnim, und er habe gemeint, Graf Terzka sei katholisch.

Ja, das sei er auch, rief Terzka höhnisch lachend, und vom Kaiser geprägt noch dazu; ob er die Art kenne?

Wallenstein fuhr dazwischen; die, denen man 1621 die Köpfe abgeschlagen habe, sagte er, wären Rebellen gewesen, und es wäre ihnen ihr Recht geschehen; aber daß man das Tor einmal gesäubert habe, finde er in der Ordnung. Der Kaiser brauche die Toten nicht mehr zu fürchten.

Besonders mit Wallenstein als General, setzte Arnim hinzu. Es schien ihm, als gebe Wallenstein dem Grafen Terzka, der wütende Blicke um sich warf, ein verstohlenes Zeichen mit

den Augen; aber in dem düsteren Raume war nichts genau zu unterscheiden. Falls er sich des kaiserlichen Heeres annehme, sagte Wallenstein, so wünsche er, daß der König von Schweden das nicht als eine Feindseligkeit gegen ihn auffasse. Er habe große Achtung vor dem König von Schweden und möchte ihm gefällig sein, hoffe auch noch, Gelegenheit dazu zu haben. Er werde sich der Armee nicht bedienen, um das Kriegsübel zu vermehren, sondern um Ordnung und dauernden Frieden zu schaffen.

Der alte Terzka legte laut seine Bewunderung für den Schwedenkönig an den Tag; seine Frau, sagte er, trage sein Bild an einer goldenen Kette an der Brust. Wenn sie nicht zu fett um den Leib herum und zu kurz von Atem wäre, hätte sie gesagt, möchte sie Mannskleider anziehn und mit ihm in den Krieg ziehn, und er habe ihr versprochen, sich von Arnim von der Leipziger Schlacht erzählen zu lassen.

Arnim erzählte, es sei ein Vergnügen gewesen, wie die neue Kampfesweise des Königs gegen die alte, niederländische Tillys funktioniert habe. Tilly habe es sofort bemerkt und sich nicht dagegen zu wehren gewußt, Pappenheim habe sich wie ein Rasender gebärdet; aber damit richte man wenig aus, der Verstand und der Zufall machten den Ausgang der großen Schlachten. Die Sachsen hätten sich schlecht gehalten, es sei im allgemeinen verderblich, wenn der Fürst sich beim Heere befinde.

Ja, sagte Wallenstein lächelnd, darum lasse er bei sich keinen zu. Der König von Schweden, meinte er, scheine aber eine Ausnahme zu machen.

Der sei kein König, sondern ein Eroberer, sagte Arnim nicht ohne Mißbilligung. Und ein rechter Feldherr sei er trotz seiner Klugheit und Erfindungsgabe auch nicht. Er lasse sich vom Augenblick hinreißen und werde deshalb auch

vom Augenblick verraten werden. Im Grunde sei er ein Phantast.

Arnim habe doch in früherer Zeit einen großen Enthusiasmus für den König von Schweden gehabt, sagte Wallenstein.

Arnim zuckte die Schultern; er liebe jeden Herrn, in dessen Dienst er stehe, sagte er, Wallenstein sei seinerzeit doch auch zufrieden mit ihm gewesen. Das bestätigte Wallenstein; er habe sich auf keinen wie auf Arnim verlassen.

Wie lange Arnim in Böhmen zu bleiben gedenke, fragte er nach einer Pause.

Das hänge von vielem ab, antwortete Arnim zögernd. Er hoffe, Wallenstein werde zu einem guten Frieden helfen. Ob Aussicht sei, daß eine oder die andere Kirche den Lutherischen wieder geöffnet werde?

Seinetwegen könnten sie hindostanisch oder türkisch predigen, sagte Wallenstein kurz auflachend. Aber Arnim kenne ja die Vorurteile des Kaisers, da greife man in ein Wespennest. Auch sei zu sagen, daß die Böhmen sich eben an die Messe gewöhnt hätten; es hätte allerlei Bedenken, ihnen nun wieder andere Speisen aufzutischen und den Gaumen zu reizen. Das müsse scharf und behutsam zugleich behandelt werden.

Der alte Terzka rückte auf seinem Stuhle und schien von einer heftigen Bemerkung durch einen schnellen Blick Wallensteins zurückgehalten zu werden. Als Arnim sich entfernte, gestand er sich ärgerlich, daß er keinen deutlichen Einblick in Wallensteins Absichten getan habe. Es war ihm aufgefallen, wie viele Furchen sich in des Herzogs hohe Stirn und um seinen Mund gesenkt hatten, und wie viele späte, schwere Schatten sein Gesicht verdunkelten; sie machten es noch undurchdringlicher, als es früher gewesen war. Er hatte mehrmals betont, wie seine Ansichten in allen Dingen mit denen Arnims übereinstimmten; aber hatte er selbst

denn bestimmte Ansichten ausgesprochen? oder solche, die Wallenstein für aufrichtige halten würde? Das eine glaubte Arnim sicher, daß Wallenstein voll Rachsucht gegen den Kaiser sei; vielleicht, dachte er, habe das tägliche Hinunterwürgen der Rache sein Gesicht so gallig und verlarvt gemacht.

In einem Zimmer des Schlosses Kaunitz, das sich Wallenstein nach seinem Geschmack und Bedürfnis hatte einrichten lassen, saß der Herzog im Gespräch mit Seni, der am Fenster stand. Der Schwedenkönig, sagte Seni, habe den Scheitel seiner Bahn noch nicht erreicht, er führe die großen Planeten Mars und Venus wie Hündlein am Bande hinter sich; nicht lange aber, so würden diese heidnischen Geister sich losreißen, und er würde jammervoll zu Tode stürzen. Ob sie dann einem andern dienstbar sein würden? fragte Wallenstein. Seni sah sorgenvoll aus dem Fenster; der Himmel sei allnächtlich voll Sturm und Wolken, sagte er, die Zukunft wolle sich noch nicht enthüllen. So solle Seni ohne Zeitverlust die Nativität des Königs von Ungarn stellen, sagte Wallenstein; er habe damit begonnen, aber die starken Schmerzen am Bein hätten ihn gehindert. Bevor er gehe, solle er den Vorhang dicht über das Fenster ziehen, damit er die kalte Luft nicht spüre. Ob er Licht befehle? fragte Seni. Nein, sagte Wallenstein, er wolle im Dunkeln sitzen; er leide zu starke Schmerzen, um zu arbeiten.

Sein Halbschlummer wurde durch den Eintritt seines Leibarztes unterbrochen, der nach dem Befinden des Herzogs fragte. Die Schmerzen wären so arg noch nie gewesen, sagte Wallenstein, sie gingen bis an den Hals hinauf. Es müsse anders werden. Der Leibarzt zündete eine Kerze an, stellte sie neben sich auf den Boden, wickelte den Verband

um des Herzogs Bein auf und untersuchte die Wunde. Der Herzog müßte sich ruhig halten, sagte er, bis die Wunde vollständig geschlossen sei, sonst könne es nicht besser werden. Ob es denn kein Mittel gebe, den Prozeß zu beschleunigen? sagte Wallenstein. Der Leibarzt schüttelte den Kopf; das würde nicht gut sein, meinte er; der schädlichen Materie, die noch vorhanden sei, müsse ein Ausgang offen bleiben, verschließe man diesen gewaltsam, so würde sie nach innen steigen und endlich das Herz vergiften.

Ob er etwa in Gefahr des Lebens stehe? fragte Wallenstein scharf.

„Das tun wir alle zu jeder Stunde," sagte der Arzt, der das kranke Bein noch auf seinem Schoße hielt.

„Mensch," sagte Wallenstein nach einigen Augenblicken des Schweigens, „wenn dir dein Leben lieb ist, so sage mir auf dein Gewissen, als wenn du vor Gott ständest, wie lange du mir noch zu leben gibst."

Der Arzt besann sich eine Weile und sagte dann: „Wenn der Leib von Euer Fürstl. Gnaden ein Pferd wäre, und Euer Fürstl. Gnaden wäre ein adliger Herr, so es kaufen wollte, würde ich ihn warnen, daß er es nicht zu teuer bezahlte, denn länger als drei Jahre würde er es schwerlich mehr reiten können."

„Ist das gewiß?" fragte Wallenstein, indem er den Atem anzog und sich langsam in seinen Sessel zurücklehnte.

„Nein," sagte der Arzt, „das ist das Urteil eines gebrechlichen Dieners Eurer Fürstl. Gnaden. Daneben steht es bei Gott, Wunder zu tun."

Er hatte inzwischen das Bein des Herzogs wieder umwickelt, stand auf und sagte, das Feuer im Kamin sei erloschen; ob er nicht einen Diener schicken solle, es frisch anzuzünden? Der Abend sei kühl.

Wallenstein schüttelte den Kopf und hob die Hand ein wenig zum Zeichen, daß der Arzt sich entfernen solle.

Eine Zeitlang blieb er mit geschlossenen Augen sitzen, dann öffnete er sie wieder und sah sich langsam in dem dämmrigen Zimmer um. Durch das hohe, schmale, von schwarzem Tuch umrahmte Fenster fiel trüber, gelber Schein, der den Winkel, wo er saß, nicht erreichte; nur das Messinggestell, das eine Himmelskugel faßte und auf dem Tische stand, entzündete er zu gelbem Glimmen. Die Wände waren, um Geräusche abzuhalten, überall mit schwarzem Tuch verkleidet, nur ein Teil war von einem Gobelinteppich bedeckt, der das Paradies vorstellte. Auf der einen Seite sah man Löwen, Elefanten, Papageien und Meerkatzen, die mit lächelnden Gesichtern bunte Früchte von Palmbäumen pflückten, auf der anderen Seite die Vertreibung Adams und Evas, über deren tiefgebeugten Nacken sich eine Mähne ährengelber Locken ergoß. Die Dunkelheit schien diese Szenen mit einem Zauberstabe berührt und inmitten ihrer Wonne und Trauer entseelt zu haben. Während Wallenstein darauf hinstarrte, ging es ihm durch den Sinn, wie er vor vielen Jahren durch die heiße friaulische Ebene nach Venedig gefahren war, und wie er mit dem nun verstorbenen Astronomen Argoli auf der Zinne seines Hauses in Padova, von einem mächtigen Sternenhimmel umflammt, gesessen hatte. Es war ihm, als sei das gestern gewesen; und doch sollte ihm seitdem das ganze Leben entronnen sein?

Und wo war die prophezeite Herrlichkeit?

Von neuem verfiel er in einen unruhigen Schlummer, aus dem ihn plötzlich das Gefühl schreckte, als sei jemand im Zimmer. Wie er sich scheu umblickte, glaubte er in den schweren Falten des Tuchvorhangs etwas stehen und ein fahles Antlitz lächeln zu sehn. War das der Tod, dessen

kühlen, weichen Blick voll nachsichtigen Hohnes er fühlte? Er erhob sich so schnell er vermochte und setzte die Glocke, die auf dem Tische stand, in heftige Bewegung. Ob jemand eben sein Gemach verlassen habe? fragte er den herbeieilenden Diener. Nachdem der Astrolog und der Leibarzt sich entfernt hätten, sagte der, sei niemand aus- oder eingegangen. Aber gerade jetzt sei der Herr von Bubna angekommen und frage, ob der Herzog ihm eine Audienz gewähren wolle.

Der Herzog befahl, ihn einzulassen; gleichzeitig trug er dem Diener auf, Feuer im Kamin zu machen und ihm einen Mantel zu bringen, damit er sich inzwischen erwärme.

Nun, sagte Wallenstein, indem er Bubna die Hand reichte, sein alter Schulkamerad, nämlich Bubna, sei treuer als dessen vielgeliebter und hochgerühmter König. Der hätte ihm große Promessen gemacht und nichts gehalten. Ein Glück, daß er von vornherein nicht getraut habe.

Bubna entschuldigte Gustav Adolf: wenn Wallenstein den Kriegsverlauf genau kennte, würde er zugeben, daß der König so viel Volk nicht hätte entbehren können.

Der Diener trat ein und wollte Wallenstein den Mantel umhängen, wurde aber zurückgewiesen. Er wolle nicht den schwarzen, sagte der Herzog, sondern den Scharlachmantel, der mit Hermelin gefüttert sei.

Der König habe auch gehofft, fuhr Bubna fort, daß Wallenstein sich einstweilen das sächsische Heer belieben lassen würde. Er wisse ja, daß er an Arnim einen ergebenen Diener habe.

O ja, wenn nur der Arnim einen anderen Herrn hätte, sagte Wallenstein lachend. Das sächsische Heer verhalte sich zu einer rechten Armada wie ein Knüttel zu einem Schwert; das sei seine Sache nicht.

Aber es sei doch wohl nicht möglich, sagte Bubna, daß Wallenstein wieder Kaisers Dienst annähme?

„Warum sollte das nicht möglich sein," entgegnete Wallenstein. „Ihr habt es nicht besser um mich meritiert, da ihr mich mit eurem Schwatzen in Wien zum Schelmen gemacht habt. Ich hätte mich leicht zwischen zwei Stühle setzen können."

„So sollen wir unsere teuren Hoffnungen verfließen sehn?" fragte Bubna.

„Wenn ich mich mächtig mache," sagte der Herzog, „so kann ich euch mehr nützen, als wenn wir auf den Favor und die Kapricen des Königs von Schweden warten müßten. So viel ist sicher, wenn ich vom Kaiser etwas annehme, so muß es die Diktatur sein; denn ich will vorsorgen, daß kein Feind mich besiegen und kein falscher Freund mich stürzen kann."

An der Mittagstafel im bischöflichen Schlosse zu Mainz, wo Gustav Adolf Quartier genommen hatte, war für mehrere fürstliche Gäste gedeckt, nämlich für Friedrich von der Pfalz, der schon vor mehreren Tagen angelangt war, und für den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, der es übernommen hatte, zwischen den Kriegführenden Frieden zu stiften, und für diese Sache großen Eifer an den Tag legte. Während des Essens redete er ein langes und breites über den kläglichen Zustand Deutschlands, über das Mitleiden, das er mit der notleidenden Armut trage, und wie er mit Hintansetzung seiner Ruhe und Sicherheit umherreise, um den lieben Frieden zu begründen. Er wisse wohl, sagte er, dem Könige sei von friedhässigen Leuten Widerwärtiges über ihn berichtet, als liebe er den König nicht, halte verräterisch zum Kaiser und befördere wohl gar den papistischen Glauben; das verhalte sich aber anders. Zwar sei er durch festverklausuliertes väterliches Testament ge-

bunden, jederzeit in der Devotion des Kaisers zu bleiben, und da er mächtige katholische Fürsten zu Nachbarn habe, könne der König sich einbilden, daß er gute Freundschaft mit diesen halten müsse, wenn es nicht über sein Land hergehen sollte; übrigens aber meine er es gut mit den Evangelischen und wolle sich nichts mehr angelegen sein lassen, als das Wohl des Königs zu betreiben. Er beanspruche nichts für seine Mühewaltung, als daß sein Land in der erwünschten Neutralität belassen werde; für sich wolle er nichts, denn er handle ja nicht aus Vanigloriosität oder dem leidigen Partikularinteresse, sondern aus amor boni publici, und daß das bonum publicum der liebe Friede sei, werde doch gewiß niemand in Abrede stellen.

Gustav Adolf, der mit steigender Ungeduld zugehört hatte, fiel dem Landgrafen laut ins Wort: Das sei eine wunderliche Rede gegen ihn, der mit dem Schwert in der Hand hierhergekommen sei. Ob er dafürhalte, daß er, Gustav Adolf, aus Partikularinteressen Krieg führe? Was für Interesse er wohl daran habe, das Blut seines Volkes und sein eigenes auf die schwanke Wage des Kriegsglücks zu setzen? Und wo unter dem lieben Frieden wohl der evangelische Glaube hingekommen wäre? Wenn er die Historien kenne, müsse er wissen, daß Saul, weil er den besiegten Amalekiterkönig geschont habe, von Gott wegen seiner Undankbarkeit gestraft und von der Regierung gebracht sei. Gott verleihe einem das Kleinod des Sieges nicht, daß man es wie ein schlechtes Almosen wegwerfe. Die Geschichtschreiber aller Zeiten hätten Hannibal stark mißbilligt, daß er seinen schönen Sieg bei Cannae nicht verfolgt und ausgenützt habe und nicht sofort auf Rom gezogen sei. Wer jetzt vorzeitig nach Frieden schreie, den müsse er für einen Papisten und Spanier und für seinen Feind ansehen. Das sage er frei heraus,

damit es sich jeder merken könne, bevor er nicht seinen Freund und Vetter, den Landgrafen von Hessen-Kassel, und seinen lieben Vetter, den König von Böhmen, restituiert oder entschädigt hätte, würde er das Schwert nicht niederlegen.

Landgraf Georg war vor Schrecken und Ärger bleich geworden, versuchte aber sich zu fassen und sagte gegen Friedrich von der Pfalz gewendet, der an der Seite des Königs saß, er werde sich aufrichtig freuen, wenn Friedrich nach so vielen Drangsalen sich wieder in seinem Lande erquicken könne. Da er sich bei diesen Worten der Anrede Euer Liebden bediente, fuhr ihn Gustav Adolf von neuem an: er solle dem König von Böhmen und Kurfürsten von der Pfalz den Titel geben, der ihm gebühre; er, der Landgraf, habe kaum einen Bart ums Maul und sei noch viel zu jung, um Leuten, die mehr als er wären, ihre Titel zu entziehen.

Der Landgraf schwieg und blickte auf seinen Teller; bei dem Bankett, das Friedrich am folgenden Tage gab, und zu dem er geladen war, erschien er nicht.

Als Friedrich nach Tische mit dem Könige in einem Seitenzimmer allein war, dankte er ihm für die Genugtuung, die er ihm verschafft habe. Dem Landgrafen Georg gönne er den Schimpf, dieser lutherische Papstknecht mache ihm übel. Übrigens liege ihm an dem böhmischen Königtum nichts mehr, er habe es der Religion zuliebe angetreten und sei mit Undank von allen Seiten gelohnt worden, könne er dem Könige eine Gefälligkeit damit tun, trete er es gern ab. Ob der König denn mit Wallenstein einig geworden sei? Nein, sagte Gustav Adolf, Wallenstein habe sich zu lange besonnen, er brauche ihn nun nicht mehr. Übrigens werde Wallenstein ihm schon wieder kommen; daß die böhmischen Emigranten ihn zum Könige wollten, leide keinen Zweifel, er ziere sich nur noch ein wenig.

Der sächsische Gesandte, von Einsiedel, der den Auftrag hatte, Gustav Adolf wegen der Friedensbedingungen auszuhorchen, erfuhr, daß die Fürsten bei Tafel aneinandergeraten wären, und war peinlich berührt, als er des Königs erhitztes und drohendes Gesicht sah. Einsiedels Versicherungen von der unwandelbaren Bundestreue des Kurfürsten Johann Georg nahm er ungeduldig entgegen; er zweifle nicht, daß der Kurfürst sein und aller Evangelischen wahres Interesse jetzt erkannt habe, sagte er, und hoffe, daß der Kurfürst seinerseits von seiner, des Königs, Friedensliebe überzeugt sei. Er wünsche den Frieden von Herzen, aber nur einen solchen, der Bestand haben könne, keinen löcherigen oder zusammengeflickten, aus dem sogleich ein neuer Krieg herausschlüpfe.

Der Kurfürst, sagte Einsiedel, habe gegründete Hoffnung, daß der Kaiser sich zur Aufhebung des Restitutionsediktes werde bereitfinden lassen; überhaupt habe er es ja gleichsam wider Willen und nur den geistlichen Fürsten und Jesuiten zuliebe erlassen.

Es herrsche eine wunderliche Gewohnheit bei den Fürsten im Reich, sagte Gustav Adolf, die Güte und Milde des Kaisers zu preisen, selbst wenn er ihnen das Brot aus der Hand und den Kopf vom Halse reiße. Die Mecklenburger, denen er, Gustav Adolf, ihr Land wiedergegeben habe, hätten auch kürzlich ein Schreiben ausgehen lassen, wie sie den Kaiser liebten und wohl wüßten, daß er an allem unschuldig sei, was sie betroffen hätte. Dagegen wenn ein schwedischer Soldat aus Hunger einem Bauern ein Huhn aus dem Stalle hole, fingen sie gleich alle an zu zetern.

Einsiedel entschuldigte die Anhänglichkeit des Kurfürsten an den Kaiser mit der altbewährten Politik, die ihm gleichsam von seinen Vätern aufgeerbt sei. Ebenso treu

und ehrlich gedenke er nun seinen Bund mit dem Könige zu halten.

Das hoffe er, sagte der König, und kam dann wieder auf den Frieden zu sprechen. Eine Hauptbedingung sei die Restitution des Königs von Böhmen in seine Erblande nebst der Kurwürde und die Restitution der böhmischen Emigranten. Davon könne er keinesfalls abgehn, wenn der Apfel dem Kaiser auch sauer vorkommen werde.

Es werde sich hoffentlich ein Weg dazu finden lassen, meinte Einsiedel. Was dem Kurfürsten hauptsächlich auf dem Herzen liege, betreffe die königliche Würde von Schweden. Der Kurfürst sei sich wohl bewußt, daß die Evangelischen dem König nie genug danken könnten für alles, was der König für sie gewagt und geopfert habe, und doch würde es unleidlich sein, nicht wenigstens einen Teil der Dankesschuld abzutragen. Ob der König ihm nicht mit einem Wink zu Hilfe kommen wolle, wie man sich gegen ihn erkenntlich zeigen dürfe?

Der König betrachtete den Gesandten scharf. Ja, das sei das punctum saliens, nicht wahr? sagte er. Und wie gedenke denn sein Herr ihn abzufinden?

Nach einigen Weiterungen kam Einsiedel damit heraus, Pommern, habe der Kurfürst gemeint, müsse dem Könige wohl gelegen sein; und wenn Brandenburg etwas dawider habe, könne es ja sonst irgendwie abgefunden werden.

So! sagte Gustav Adolf auflachend, Pommern! Ja, allerdings stehe ihm das an. Und was der Kurfürst gemeint habe, daß aus dem Herzogtum Franken und dem Erzbistum Mainz werden solle?

Der Kurfürst habe es anständig gefunden, sagte Einsiedel zögernd, daß nicht er, sondern der König in solchen Fragen das erste Wort spreche.

Als der Gesandte abgefertigt war, warf sich Gustav Adolf tief atmend in einen Sessel und ließ Oxenstierna rufen. Er sei der deutschen Fürsten müde, sehr müde, sagte er. Hätte er ihre Feigheit und Falschheit gekannt, wäre er nicht über das Meer gekommen. Kaum habe er sie aus der ärgsten Not befreit, so erschalle von allen Seiten das Geschrei nach Frieden. Sie hätten sich die Gerichte munden lassen, die er ihnen aufgetischt hätte, und nun es dazu komme die Zeche zu zahlen, wolle keiner dabei gewesen sein.

Dem Kurfürsten von Sachsen mache wohl des Königs Verbündnis mit den Weimaranern Sorgen; denn die hätten alle beide nicht vergessen, daß vor 100 Jahren die Kur noch bei denen von Weimar gewesen sei.

Die Weimaraner dürfe er nicht zu übermütig werden lassen, sagte der König; bei jeder Reverenz, die sie ihm machten, gäben sie acht, daß sie den Buckel ja nicht zu tief krümmten.

Daran lasse es Herzog Georg von Lüneburg nicht fehlen, sagte Oxenstierna; aber zu trauen sei ihm auch nicht. Sie fänden alle das Wörtlein von der schwedischen Oberhoheit unverdaulich für ihren Magen.

Ja, sagte der König, die wolfenbüttelschen Gesandten hätten ihn als einen Moses und Gideon tituliert, wie sie aber im Vertrage dies Wörtlein gefunden hätten, hätten sie lange Gesichter gemacht und ihn wohl plötzlich für einen Herodes angesehen. Und es sei doch nicht seine Schuld, daß sie sich selber nicht helfen könnten! Dem Herzog Georg traue er vollends nicht, dem habe der Dreck von Wien noch an den Stiefeln gehangen, als er in Würzburg bei ihm angekommen sei.

Der König müsse ihm nur die Taschen ordentlich füllen, sagte Oxenstierna behaglich. Er habe bereits ein schiefes

Maul gezogen, weil der König das Eichsfeld und Minden, das er ihm versprochen gehabt habe, jetzt dem Landgrafen von Hessen zuwenden wolle.

So, so, sagte Gustav Adolf; nun, es komme nicht so genau darauf an, man müsse nur den knurrenden Bestien einstweilen einen Fetzen Fleisch zeigen. Hessen-Kassel dürfe nicht enttäuscht werden, und da er aus Rücksicht auf Sachsen dem Darmstädter wohl die Landesteile lassen müsse, die er Hessen-Kassel geraubt habe, müsse er Hessen-Kassel einen anderen Ersatz schaffen; es könne ja aber Paderborn und Fulda bekommen, die sagten ihm als Nachbargebiete zu.

Oxenstierna äußerte vorsichtig die Meinung, im großen und ganzen könne der König den Frieden auf Pommern abstellen, wenn etwa noch ein paar Tonnen Gold als Entschädigung dazu kämen, es sei ein gar zu ungewisses und beschwerliches Handeln mit den Reichsfürsten; allein der König fuhr heftig auf, Oxenstierna solle nicht reden, als ob er ein Emissär seiner Feinde sei. Er habe den Herd nicht geheizt, um einen Knödel zu sieden. Er wolle nicht ruhn, eh er nicht eine solche Verfassung im Reich hergestellt habe, wie sie zur Konservation des evangelischen Glaubens notwendig sei. Auch könne er seinen treuesten Bundesgenossen, den Landgrafen Wilhelm, nicht im Stiche lassen, der wisse was er wolle und ergreife die rechten Mittel dazu, sei ehrlich, klar und wahr. Er rief seinen Sekretär Sattler und ließ ihn das Gutachten der hessischen Räte über die Friedensbedingungen vorlesen, dessen Hauptpunkte etwa folgendermaßen lauteten: Nicht nur die im Besitz protestantischer Fürsten befindlichen geistlichen Güter sollten säkularisiert werden, sondern auch die der katholischen; die Kaiserwahl dürfe nicht mehr von den Kurfürsten abhängen, sondern von den Fürsten insgesamt; die Jesuiten, welche die Brandstifter des Krieges und

überhaupt Anrührer und Schürer jedes Zerwürfnisses im Reiche wären, müßten, sowie die Spanier, auf ewige Zeit aus dem Reiche verwiesen werden. Auch nach geschlossenem Frieden müßten die evangelischen Fürsten ein besonderes Korpus mit dem König von Schweden als Haupt oder Direktor bilden, damit die neue Verfassung Bestand hätte.

Was aus der hessischen Kanzlei komme, sagte der Sekretär, das sei alles gründlich durchdacht und verständlich abgefaßt; da sei nicht wie bei den andern mit vielen schweren Wörtern Staub aufgewirbelt, um den Sinn und Inhalt zu umnebeln.

Man spüre den Geist des alten Landgrafen Moritz darin, sagte Oxenstierna; der regiere wohl noch aus seinem abseitigen Winkel.

Als Landgraf Wilhelm nach Mainz kam, erklärte sich Gustav Adolf mit dem von ihm entworfenen Projekt über die Neugestaltung des Reiches einverstanden. Daß er selbst das Haupt des evangelischen Korpus werde, sei nicht unbedingt notwendig, sagte er; die evangelischen Fürsten könnten auch einen aus ihrer Mitte dazu bestellen, der dann mit ihm ein festes Bündnis schließen müsse.

Landgraf Wilhelm lächelte halb traurig, halb spöttisch. An wen der König dabei denke? fragte er. Etwa an Sachsen oder Brandenburg? Was ihn betreffe, abgesehen davon, daß sein Land viel zu gering zu solcher Würde wäre, so sehe der König wohl, daß er die herkulischen Schultern nicht hätte, um solche Last zu tragen.

Der König betrachtete das schmale, hübsche Gesicht des Landgrafen und seine schlanke Gestalt, die sich leicht unvermerkt ein wenig vornüber neigte, mit Anteil. Die süße Frucht seiner Gedanken, sagte er, müsse doch auf einem rüstigen, ausdauernden Stamme wachsen, wenn er nach seinem Vater arte.

Landgraf Wilhelm schüttelte den Kopf; dieser erhabene

Baum, sagte er, sei nun auch gebrochen und werde bald von der Erde verschwunden sein. Übrigens könne er sich weder mit seinem Vater noch mit seiner Frau vergleichen. Er sei stets als ein schwacher Gaul mit stolzen, ungestümen Rossen zusammengespannt gewesen und müsse alle Kraft brauchen, um Schritt zu halten. Vielleicht gehe ihm bald der Atem aus und er müsse am Wege liegenbleiben; inzwischen denke er mit dem Helden Achilles: ein kurzes heroisches Leben sei besser als ein langwieriges Lottern auf dem Faulbette.

Unter den Hexen in Bamberg befand sich eine, die, obwohl sie nicht kräftig, sondern zart gebaut und mager war, doch die Folter bestand, ohne sich schuldig zu bekennen oder zu sterben, was niemand gerade von ihr für möglich gehalten hatte. Sie hatte unter der Qual fortwährend an ihr Heim gedacht, wohin sie so gern zurückkehren wollte: es war eine Wirtschaft mit einem Garten, der an Feiertagen voller Gäste war, und womit sie ihr gutes Auskommen hatten. Es freute sie, das Durcheinandersummen der lustigen Stimmen und dazwischen das laute Gelächter ihres Mannes zu hören; abends gab es oft Schlägerei, aber im allgemeinen ging es ehrbar und ordentlich zu, worauf sie stolz war. Ihre beiden Töchter ließ sie nicht bedienen, obwohl die eine Lust gehabt hätte, und der Vater schmunzelte, wenn die hübschen Mädchen gerühmt wurden. Die schönsten Tage waren, wenn die Äpfel, Nüsse und Pflaumen geerntet wurden; mußte sie sich auch dabei anstrengen, so war es doch ein Vergnügen, den Mann und die Töchter, die rotbackig und rüstig waren, stramm unter den schweren Bäumen hantieren zu sehen. In der Gefangenschaft malte sie sich wieder und wieder aus, wie sie aufschreien und die Hände zusammenschlagen würden, wenn sie plötzlich daherkäme; wie die eine Tochter zum Herde laufen

und ihr ein gutes Essen kochen, während die andere das Bett rüsten würde, damit sie nach langem Jammer wieder einmal eine Nacht in einem rechten Bett schliefe.

Es kam jedoch ganz anders; denn zuerst erkannte sie niemand, und hernach graute es ihnen vor ihr, weil sie krumme Glieder, rote Augen und ein gelbes, eingedörrtes Gesicht bekommen hatte. Nachdem sie einen Tag zu Hause war, schien es ihr fast, als habe sie es in dem höllischen Trudenhause dennoch nicht so schlimm wie hier gehabt. Ihr Mann hatte eine Liebschaft mit einer jungen Kellnerin angefangen, die er geheiratet hätte, wenn sie verbrannt worden wäre, und die Töchter trieben sich im Garten zwischen den Gästen umher, hatten sich an ein lustiges Leben gewöhnt und wollten sich nicht mehr hineinreden lassen. Wenn sie nun auch zu allem schwieg und alles gehen ließ, so war doch ihre bloße Anwesenheit lästig; denn weil sie wie eine leibhaftige Hexe aussähe, meinte der Mann, so werde sie die Gäste vertreiben.

Eines Tages kam die jüngste Tochter weinend gelaufen und sagte ihr, die Häscher kämen, sie wieder ins Trudenhaus abzuholen, weil es doch nicht richtig mit ihr sein solle; ihr Vater würde sie schlagen, wenn er erführe, daß sie es ausgeschwatzt habe, aber sie könne nicht anders, die Mutter solle schnell mit ihr kommen und sich im Speicher, wo sie schon einen Winkel wisse, verstecken. Die Frau schüttelte den Kopf und sagte, nein, sie solle es gut sein lassen, sie wolle sich nicht mehr die Mühe machen mit dem Verbergen; bis die Tochter endlich böse wurde und es aufgab. Also wurde sie wieder in das Trudenhaus gebracht und blieb dort, bis die Schweden in Bamberg einzogen.

Als General Horn durch die Stadt ritt, um sich die Gelegenheit wegen der Quartiere anzusehen, fragte er nach dem Trudenhause, was das sei? Man solle es zur Ein-

lagerung frei machen, die Hexen könnten anderswo untergebracht werden. Der Bürgermeister war sogleich damit einverstanden, es wären ohnehin nur noch wenige darin, die wohl in das gemeine Gefängnis gesteckt werden könnten. Beim Aufschließen der Zellen ergab sich, daß noch acht alte Weiber und ein Mann vorhanden waren, die während der Kriegsbeschwerden in Vergessenheit geraten waren und mit blöden Gesichtern, halbverhungert ans Licht kamen. Horn fragte erstaunt, was diese armen Leute getan hätten? Man solle sie ins Spital schicken oder mit einem gereichten Zehrpfennig laufen lassen. Ein Gerichtsassessor gab zu erwägen, man könne sie nicht wohl ziehen lassen, bevor sie den Eid de non vindicando carcere geschworen hätten, nämlich, daß sie sich wegen erlittener Gefangenschaft und Drangsal nicht rächen wollten; hernach wolle man ihnen aus untertäniger Dienstwilligkeit gegen den General den Laufpaß geben. Man sollte doch, sagte Horn, die Justiz mit solchen Weitläufigkeiten nicht beladen. Bis zum Nachmittage wolle er ihnen Zeit lassen, dann aber müsse das Haus geräumt sein.

Die Frau ging, nachdem den Gefangenen die Tür geöffnet worden war, mit ihren verkrüppelten Füßen langsam ein paar Straßen entlang, bis sie an den Fluß kam; da setzte sie sich ins Gras und sah in das hurtig fließende, hochgeschwollene Wasser, bis sie gegen Abend unvermerkt einschlief. Am folgenden Morgen stand sie mühselig auf, ging, da sie von den Wachen nicht aufgehalten wurde, aus dem Tor hinaus und aufs Geratewohl querfeldein in das braune Land.

An einem frostigen Märzabend kam der schwedische Gesandte in Dresden, Graf Philipp Reinhard Solms, zu dem schwedischen Residenten Nikolai, der sogleich einen starken Punsch mischte; das sei nicht nur gut gegen die Kälte, sondern

auch gegen die Peſt, die jetzt ſo häßlich um ſich greife. Er habe neulich von einem Arzt ſagen hören, daß die peſtilenzialiſchen Seuchen durch unſichtbare Tierlein oder Lebeweſen verbreitet, und daß dieſe durch den Weingeiſt getötet würden. Sollte dies aber auch nur eine neumodiſche Hypotheſe ſein, ſo zähle doch ſicher die Feuchtigkeit zu den Urſachen der Peſt, welcher nicht beſſer als durch einen heißen Punſch könne geſteuert werden.

Graf Solms tat einen Zug und gab ſeiner Freude Ausdruck, Nikolai daheim gefunden zu haben; er habe etwas Seltſames erlebt, wovon er Nikolai zum Zeugen machen wolle, für den Fall, daß er ſelbſt es morgen für ein Traumgeſicht halten ſollte. Er habe nach der Tafel dem Kurfürſten aufgewartet, der ſehr aufgeräumt und vertraulich gegen ihn geweſen ſei und ihn zu einem Spaziergang um die Stadt aufgefordert habe. Schnee und Regen hätten ihnen an die Backen geſchlagen und der Schlamm ſei ihnen an die Beine geſpritzt; dem Kurfürſten habe es aber die Laune nicht geſtört, ſondern er habe geſagt, Schnee und Sturm tue gut, die Welt müſſe einmal ordentlich zerzauſt werden, es könne nicht immer alles bleiben, wie es ſei. Er ſei früher zu gelinde geweſen; aber von nun an wolle er es mit dem Könige halten, ſcharf drein und vorwärts. Mit den Pfaffen müſſe man nicht paktieren, ſondern gründlich aufräumen, alles müſſe ſäkulariſiert werden. Das Reich müſſe in ein anderes Modell gegoſſen werden, es ſei einmal verrottet. Wenn der Kaiſer nicht wolle, müſſe man ihn zwingen, zum Teufel mit den Spaniern und Jeſuiten, jetzt komme etwas Neues auf die Bahn.

„Ja was iſt das, was iſt das?“ ſagte Nikolai, die Hände gegen die Knie ſtemmend; wenn gräfliche Gnaden es nicht ſelbſt gehört hätten, würde er nicht glauben, daß der Kurfürſt das geſagt habe!

Gewiß und wahrhaftig, das wären seine selbsteigenen Worte gewesen, sagte Solms. Ob er vielleicht besoffen gewesen sei? fragte Nikolai nach einigem Nachdenken. Nein, sagte Solms, im Rausch pflege der Kurfürst stark mit den Händen zu fuchteln und ganz absonderlich zu fluchen; er sei aber diesmal ziemlich resolut fürbaß gegangen und habe auch ganz verständig und schicklich geredet.

Nikolai schüttelte den Kopf und blickte gedankenvoll in seinen Punsch, dessen edles Aroma das kleine, braunvertäfelte Zimmer durchduftete. Ja, so sei er vielleicht gar nüchtern gewesen, sagte er plötzlich, indem er sich aufrichtete. Möglich sei das, antwortete Solms; aber doch nicht recht glaublich, da es gerade nach Tische gewesen sei.

So viel wisse er, sagte Nikolai, daß die Kurfürstin vor zwei Tagen in Dresden angekommen sei und ein langes Gespräch mit dem Kurfürsten gehabt habe, wobei sie auch geweint haben solle. Sie habe ihm vorgehalten, daß er das Evangelium verrate und sich immer auf die Seite neige, wo sein Wohlleben das beste Gedeihen finde, freilich nur das vermeintliche, denn auf die Dauer richte das Saufen Leib und Seele zugrunde. Der Hoe solle sich auch sehr angegriffen und gesagt haben, der König von Schweden sei von Gott gesandt, und wenn der Kurfürst ihm nicht treu bleibe, so verscherze er seine Seligkeit.

Der habe jetzt eine neue Saite auf sein Lautenspiel gespannt, sagte Solms. Nikolai lachte in sich hinein; ja, dem habe wirklich Gott den König gesandt und noch dazu auf Silber und Gold geprägt. Man müsse es aber dem Hoë nachsagen, daß er wacker laufe, wenn er einmal angeschirrt sei. Gestern bei einem Bankett habe er, Nikolai, zu ihm gesagt, es sei befremdlich, daß in Dresden in den Kirchen noch immer für den Kaiser gebetet werde, da doch einem aufrich-

tigen Lutheraner das Wohl und die Siegerlangung des Königs viel mehr am Herzen liegen solle. Da habe er zugestimmt und versichert, es solle bald einen patriotischen Umschwung geben, er wolle lieber abdanken als zusehn, daß noch länger so mißbräuchlich gebetet werde.

Was denn nun eigentlich Nikolai von den heutigen Äußerungen des Kurfürsten halte? fragte Solms. Ob er meine, daß es dem König mitzuteilen, oder ob es nur für ein Geflunker zu halten sei?

Mitteilen müsse man es dem König wohl, sagte Nikolai, aber zu geben sei nichts darauf. Aus dem Bauche kämen nur vapores. Könne man sich nur Arnims versichern, das schiene ihm richtiger. Den halte er für durch und durch falsch und gefährlich, und der König müsse nachdrücklich vor ihm gewarnt werden.

Der Kurfürst sei selbst böse auf Arnim, sagte Solms, denn er beantworte des Kurfürsten Briefe nicht, komme nicht, wenn er ihn rufe, kümmere sich überhaupt nicht um seine Befehle, und darin sei der Kurfürst sehr heikel. Außerdem behaupte Arnim, mit einem so übel ausgerüsteten Heer könne er nichts ausrichten, wogegen der Kurfürst sage, Arnim empfange Geld genug, stecke es aber in die Tasche und lasse das Heer verkommen. Tatsache sei, daß der Soldat einem Bettler oder Räuber gleiche und das arme Volk auffresse anstatt es zu beschützen.

„Ja ja, es ist eine üble Ordnung," sagte Nikolai nachdenklich. Aber wie nun, meinte er, wenn der Kurfürst sich nur so anstellte, als ob er auf Arnim böse sei, aber in Wirklichkeit mit ihm unter einer Decke steckte, und sie plötzlich miteinander zum Kaiser übergingen?

Der böhmische Emigrant, Herr von Hrzan, bei dem er wohne, sagte Solms, habe ihm versichert, wenn Arnim und

Wallenstein miteinander traktierten, könne es sich nur darum handeln, daß Wallenstein schwedisch, nicht daß Arnim kaiserlich würde. Wallenstein sei so ehrgeizig, daß er sich ohne Bedenken dem Teufel verschriebe, um die böhmische Krone zu bekommen. Er sei nur mißtrauisch und unschlüssig, warte auf eine rechte Sicherheit vom König von Schweden.

Nikolai zuckte die Schultern. Es möge so sein, sagte er, daß Wallenstein nicht kaiserlich sei, jedenfalls sei Arnim nicht schwedisch, so wenig wie der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der bisher dem Kaiser gedient habe und jetzt seinen Dienst beim Kurfürsten oder beim Könige suche.

Solms schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die leeren Gläser klirrten. Er wolle den König bitten, ihn abzurufen, sagte er. Es stehe ihm nicht an, bei krokodilischem Gesindel den Zarten zu spielen, dem er lieber die Faust unter die Nase halten möchte.

Nikolai redete dem Grafen zu auszuharren, solange er könne, und aufzupassen. Er solle doch auch dem König wegen des Herzogs von Sachsen-Lauenburg schreiben, daß er sich seiner nicht annähme; denn es stecke doch nur Lug und Trug dahinter. Der Lauenburger wechsle nicht nur die Weiber, sondern auch die Herren, vielleicht nicht aus Bosheit, sondern zur Kurzweil; aber man wisse ja, wie es sich dabei unversehens zu einer Tragödie schürze, darum müsse man ein scharfes Auge auf ihn haben.

Einige Wochen später ereignete es sich, daß der schwedische Resident Transehe in Berlin zu der pfälzischen Kurfürstin-Witwe Juliane gerufen wurde, und wie er ihr Gemach betrat, in einem Sessel neben ihr den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg erblickte, den er, von Nikolai aufmerksam gemacht, gerade hatte aufheben und verwahren lassen wollen. Die Kurfürstin-Witwe durchschaute Transehes

Gedanken und sagte, sie habe ihn mit einem Fürsten bekannt machen wollen, der ein besonderer Verehrer seines Herrn, des Königs von Schweden, sei; worauf Transehe sich zu fassen wußte und antwortete, wenn das der Fall sei, so sei er dieses Fürsten ergebener Diener, denn nichts beglücke ihn mehr, als wenn die Größe seines heldenmütigen Königs auch von denen endlich anerkannt würde, die ihn bisher verkannt oder nicht gekannt hätten.

Der Lauenburger lachte munter wie ein Knabe und sagte freundlich, ein so treuer Diener seines Herrn werde es ihm nicht verargen, daß er lange und vielleicht allzulange dem Kaiser angehangen habe. Das sei ihm von vielen seiner Glaubensgenossen übel ausgelegt, und er habe viel deswegen ausgestanden, sich aber mit seinem guten Gewissen und der Gnade seines Kaisers getröstet. Wie er nun aber für seine treuen Dienste auch nicht einen Fußbreit Landes vom Kaiser erhalten habe, während Geringere als er, wovon die Beispiele ja mit den Fingern zu greifen wären, königlich ausgestattet und erhöht wären, da sei sein lutherisches Gemüt erwacht und wären ihm die Augen endlich aufgegangen, und er sei nach Dresden gekommen mit dem festen Entschluß, sich einem evangelischen Potentaten anzubieten.

Nun habe er es am eigenen Leibe erfahren, sagte die Kurfürstin-Witwe, was andere längst erraten hätten, daß es des Kaisers Absicht sei, die uralten deutschen Fürstenhäuser abzutun und dienstwillige Kreaturen an die Stelle zu bringen, die nur von ihm abhingen.

Transehe stimmte bei: so sei es den Mecklenburgern ergangen, und beim Herzog von Wolfenbüttel habe auch nicht viel gefehlt, vom König von Böhmen ganz zu schweigen. Sein König sei zur rechten Zeit gekommen, um den status

imperii, wie er vor alters gewesen, wieder aufzurichten. Dann erlaubte er sich die Frage an den Herzog, ob er beim Kurfürsten von Sachsen eine Bestallung angenommen habe.

Nein, nein, sagte der Lauenburger, das habe er zwar beabsichtigt, wie er aber die liederliche und faule Wirtschaft in Dresden mit eigenen Augen gesehen habe, sei er anderen Sinnes geworden. Er habe einen spaßigen Auftritt mit dem Kurfürsten deswegen gehabt und wolle es Transehe genau erzählen, damit er die entstellten Berichte, die über dergleichen Vorfälle herumgetragen zu werden pflegten, korrigieren könne. Der Kurfürst nämlich sei zornig auf Arnim gewesen, nicht wegen seines Intrigierens mit Wallenstein, denn das sei mit kurfürstlicher Bewilligung geschehen, sondern weil Wallenstein Arnim 10000 Taler ausbezahlt habe als einen Rückstand aus der Zeit, wo er in kaiserlichen Diensten gewesen sei. Das ärgere den Kurfürsten über die Maßen, wenn einer seiner Diener Geld bekomme, das er lieber selbst haben möchte, und richtig sei es, daß Arnim in Prag genug zusammengestohlen habe, um einstweilen zufrieden zu sein. In seinem Zorne nun habe der Kurfürst beschlossen, Arnim zu entlassen, und habe die Stelle ihm, dem Herzog, angetragen. Da habe er rundheraus gesagt, er bedanke sich schön, ein so verwahrlostes Volk übernehme er nicht, mit dem sei doch keine Ehre zu holen. Darüber sei der Kurfürst in schrecklichen Zorn geraten und habe gesagt, er, der Herzog, habe ihm bereits seine Parole gegeben, ob er sein Wort zu brechen gedenke, und habe dabei den Arm ausgereckt, als wolle er ihm eins versetzen. Er habe mit keiner Wimper gezuckt und ganz kavaliermäßig geantwortet, von Parole sei ihm nichts bewußt, übrigens sei es wohl nichts Neues, daß man seine Meinung verändere; worauf der Kurfürst sich angestellt

habe, als werfe er etwas auf den Boden und trete mit dem Fuße darauf, laut dazu rufend, da habe er seine Parole. Nach solcher Beschimpfung habe er sich beeilt, Sachsen zu verlassen, und setze nunmehr seine Hoffnung auf den König von Schweden.

Transehe hatte von der Aufrichtigkeit des Lauenburgers den besten Eindruck empfangen und schrieb in diesem Sinne an Nikolai. Der verharrte jedoch bei seiner Meinung, und auch Oxenstierna warnte Gustav Adolf, als der Herzog einen Dienst um die Person des Königs suchte, sich seiner nicht zu bedienen; allein der König wollte nichts davon hören und behielt ihn bei sich, auch weil er dachte, ihn bei etwaigen Unterhandlungen mit Wallenstein gut gebrauchen zu können.

Als dem Kaiser die Nachricht gebracht wurde, an dem neuerrichteten Jesuitenkollegium in Prag sei der Turm eingestürzt und habe, mitten aufs Dach schlagend, dasselbe eingedrückt, sagte er, nach einem so greulichen Zeichen wolle er nicht länger zögern, sondern alles daransetzen, um Wallenstein wieder an die Spitze des Heeres zu bringen. Eggenberg habe von jeher am meisten über ihn vermocht, der solle ihn überreden.

Eggenbergs persönlichen Bitten nachgebend ließ sich Wallenstein zu dem Versprechen herbei, dem Kaiser ein neues Heer zu schaffen; nach drei Monaten aber, wenn diese Arbeit vollendet sei, wolle er sich wieder in seinen Privatstand zurückziehen, der seiner Neigung und Gesundheit besser entspreche. Je näher das Ende der drei gewährten Monate rückte, desto dringender wurden die Bitten des Kaisers, des Königs von Ungarn und des Herzogs von Bayern, Wallenstein möge das Heer nicht verlassen; allein dieser schien

wiederum nur Eggenbergs mündlichen Vorstellungen nachgeben zu wollen. Es war April, als Eggenberg, nachdem er einen Anfall von Podagra eben überstanden hatte, zum zweiten Male in Znaim eintraf. „Die Luft, die Euer Liebden umgibt," sagte er, „tut einem Kranken wohl. Um Euer Liebden herrscht Tätigkeit und Ordnung, quillt überflüssiges Leben. Gott hat Euer Liebden etwas von seinem schaffenden Odem eingeblasen." Da, woher er komme, sei es anders; da sei Verwirrung, fruchtlose Geschäftigkeit und Ohnmacht.

Wallenstein sagte, er tue nichts Sonderliches, hänge seinen Namen aus wie ein Wirtshausschild, da kämen sie gelaufen. Er hänge seinen Namen aus wie der Himmel seine Sonne, entgegnete Eggenberg, da lasse die Erde Korn sprießen, und trage der Baum Frucht. Er sei einmal ein Zauberer, und sie dürften Gott danken, daß er nicht die schwarze Kunst übe, sondern Segen stifte.

Daß er nicht rachsüchtig sei, wie seine Feinde wollten, habe er nun wohl bewiesen, sagte Wallenstein. Er habe dem Kaiser ein Heer geschaffen; nun solle der Kaiser weitersehen. Er habe ja Kriegsräte und Offiziere, der römische König dürste nach Lorbeeren, er neide sie ihm nicht. Sie sollten sich einrichten und ihn verschonen.

Eggenberg, der zwischen Kissen auf seinem Ruhebett lag, fing an beweglich zu bitten. Es könne Wallensteins Ernst nicht sein, daß er den Kaiser hilflos lassen wolle. Wallenstein müsse wissen, daß das Heer, in seiner Hand eine unfehlbare Waffe, für eine ungeübte Hand zu scharf und schwer sei. Wallensteins edles und heroisches Gemüt werde trotz aller erlittenen Kränkung das Opfer bringen. Von dem römischen König sei heute keine Rede mehr; er vereinige vielmehr seine Bitten mit denen seines Vaters, daß Wallenstein sich bereitfinden lasse.

Wallenstein sagte, die Stirne finster zusammenziehend, er wolle kein zweites Regensburg erleben.

Eggenberg errötete und versuchte sich zu verteidigen; er würde nicht nachgegeben haben, sagte er, wenn er nicht vorausgesehen hätte, wie bald man ihn, Wallenstein, zurückverlangen würde. Für ihn, und auch für den Kaiser, sei er niemals abgetreten, habe sich nur auf eine Weile zurückgezogen. Der Kaiser sei zu jeder Bürgschaft bereit, lege alles vertrauend in Wallensteins Hand, Wallenstein solle selbst bestimmen, wie es künftig gehalten werden solle. Mit ihm, Eggenberg, sei es seither bergab gegangen; aber was er noch an Leben habe, gehöre Wallenstein. Der Kaiser sei sein Herr, und ihm fast wie ein jüngerer Bruder; aber Wallenstein sei sein Freund. Wenn er in des Kaisers Ungnade fiele, so könne er doch stehenbleiben; aber wenn Wallenstein ihn verließe, so würde das sein, als wenn ein Baum stürzte, an dem er sich gehalten hätte.

Wenn er es tue, sagte Wallenstein, so tue er es auf Eggenbergs Fürwort und Bürgschaft. Er tue es nicht als des Kaisers Diener, sondern als ein Fürst des Reichs, um des Reiches willen. Es komme ihm nicht darauf an, Schlachten zu gewinnen oder die Feinde des Kaisers oder gar die des Herzogs von Bayern zu bestrafen; er wolle eine solche Ordnung schaffen, bei der das Reich in Frieden bleiben könne.

Das eben, sagte Eggenberg, habe er stets so sehr an Wallenstein bewundert, daß sein Geist nicht am einzelnen und nächsten hängen bleibe. Es sei kein Kopf im Reich, außer Wallenstein, der solche Gedanken fassen könne. Sie alle wären von Vorurteilen verwirrt und von Eigennutz geblendet; Wallenstein sehe mit dem Blick des Adlers von oben auf die Erde, und was ihnen Berge und Täler scheine, fließe vor ihm wie biegsame Wellen.

Allmählich kam Wallenstein auf seine Forderungen. Vor allem müsse er allein das Kommando über alle Truppen im Reich haben; es dürften keinerlei Truppen im Reich aufziehn, die seinem Kommando nicht unterstellt wären. Er müsse als Ersatz für Mecklenburg ein österreichisches Erbland und das höchste Regal im Reich haben; es solle niemand auf ihn herabzusehen sich unterstehen dürfen. Über seine Offiziere dürfe der Kaiser kein Begnadigungsrecht haben; er kenne des Kaisers Schwäche, allen zu pardonieren, die sich persönlich an die kaiserliche Clemenz wendeten; aber es sei keine Disziplin möglich, wenn das Heer von einem andern außer von ihm abhänge. Nur er müsse Gnade verleihen, sowie Strafe austeilen dürfen. Auch müsse er das Recht der Konfiskationen im Reich haben und über dieselben zu verfügen; denn sonst könne er die, welche es verdienten, nicht geziemend belohnen.

Das sei wohlverständlich, sagte Eggenberg, zumal der König von Schweden gegen die Seinigen sich so verschwenderisch zeige. Auf dem Tandelmarkt zu Mainz wären ja jetzt die Fürstentümer fast umsonst feil. Das Zutrauen des Königs zu den evangelischen Fürsten müsse nicht gar groß sein; denn er setze einem jeden allemal ein paar schwedische Offiziere vor die Tür.

Ja, er sei ein großer König, sagte Wallenstein, während er gedankenvoll im Zimmer auf und ab schritt, ein großer König. Plötzlich blieb er stehen und rief, mit dem Fuße hart auftretend: „Er muß fort! Ich kann ihn hier nicht leiden!" worüber Eggenberg sich aufstützte und mit beifälligem Blick sagte: das sei der Zorn des Achilles; nun zweifle er nicht, daß das neue Troja bald fallen und die entführte Helena, nämlich die abgespannte Reichshälfte, wieder heimgeführt werde. Wallensteins Forderungen betreffend, könne er im

voraus sagen, daß der Kaiser in alles willigen werde; denn dazu habe er ihm Vollmacht gegeben. Schwere Krankheiten wollten schwere Mittel; Wallenstein sei der Arzt, dessen der Kaiser bedürfe, und von dem er annehmen müsse, was er verordne, weil er wisse, daß es zu seinem Besten sei.

Er zwinge den Kaiser nicht, sagte Wallenstein kühl, sei noch immer bereit zurückzutreten ohne Empfindlichkeit. „Jedoch versehe ich mich zu Euer Liebden," setzte er hinzu, „daß Sie meine wohlmeinende Ergebenheit kennen und bei dem Kaiser dafür einstehen werden!"

Ja, das werde er tun, versetzte Eggenberg, er habe kein anderes Geschäft mehr auf Erden, als dies glücklich hinauszuführen. Ihrer aller Rolle, sagte er, laufe ja nun allmählich ab, sie würden bald abtreten und sich vor dem Herrn dieser irdischen Bühne wegen ihrer Aufführung verantworten müssen. Der Kaiser halte sich noch wacker, unterbreche seine Gewohnheiten nicht; „aber wer das Haus gut kennt und aufmerksam hinhorcht," sagte er, „der hört zuweilen den Mörtel in den Mauern hinuntersickern und die Balken leise ächzen und schüttern." Was ihn betreffe, so nehme er jeden Tag dankbar als eine Dreingabe, es liege ihm nichts mehr an, als seine eigenen Sachen und die seines kaiserlichen Herrn gut zu verwahren und abzuschließen, damit die Nachkommen alles in Ordnung fänden.

Wallenstein betrachtete nicht ohne Widerwillen Eggenbergs verkrümmte Hand, die schwach auf der seidenen Decke lag. Es würde wohl große Veränderungen im Reich geben, sagte er langsam, wenn der Kaiser seinem Sohne Platz machte. Derselbe scheine ein passioniertes Gemüt zu haben; arte wohl seinem Oheim Leopold oder seinem bayrischen Oheim nach.

Eggenberg zuckte die Achseln; er werde die neue Zeit nicht

erleben, sagte er, der Kaiser sei um zehn Jahre jünger als er, halte schon noch eine Zeitlang aus. Bis dahin werde Wallenstein längst das Reich gesäubert haben und könne von sicherer Höhe und gewünschter Einsamkeit aus zusehn.

Er habe gehört, sagte Wallenstein, die Ärzte hätten des Königs von Ungarn spanische Heirat wegen der vielfachen Verwandtschaft widerraten, und es sei auch noch keine Schwangerschaft eingetreten.

Das stehe noch dahin, sagte Eggenberg; der Kaiser habe in mehreren Kirchen Gebete für das ersehnte Ereignis angeordnet, man müsse das allerdings wohl Gott anheimstellen.

Den Rhein hinunter fuhren zwei Kähne, in denen die Nonnen des Katharinenklosters Dadenberg vor den Schweden entflohen. Sie blickten nach dem verlassenen Kloster zurück, das im hellen Abendlicht auf einem beschienenen Hügel deutlich zu erkennen war, wie auch daß sich viele Menschen in der Ebene bewegten. Da einige der jüngeren Nonnen weinten und schrien, sie wären verloren, sogar Miene machten sich in das Wasser zu werfen, wandte sich der Rheinschiffer, der den Kahn führte, beschwichtigend zu ihnen und sagte, sie hätten nichts mehr zu befürchten, der Strom sei klar, soweit er sehen könne. Wenn nicht noch ein Hinterhalt am Ufer wäre, werde er sie glücklich nach Köln führen können. Vom anderen Kahn herüber gebot die Äbtissin Ruhe: Ob sie vergessen hätten, daß sie Gott gelobte geistliche Frauen wären? Es komme ihnen nicht zu, zu flennen und zu schreien wie Bauernmägde. Sie sollten sich in die von Gott verhängte Prüfung schicken; wenn sie den Tod erleiden müßten, sich darein ergeben und ihre Seele dem Herrn befehlen. Wenn sie sich fürchteten, sollten sie beten oder ein frommes Lied anstimmen.

Die Mädchen waren sogleich getröstet, faßten sich bei den Händen und fingen an das Laudate Maria zu singen. Der Schiffer hörte wohlgefällig zu und brummte sachte mit, plötzlich aber hielten alle inne, da die Äbtissin mit ausgestrecktem Arme nach dem heimischen Hügel wies, von dem hellrote Flammen hoch in den Abendhimmel flatterten. Die Mädchen schrien laut auf, aus den ernsten braunen Augen der Äbtissin liefen große Tränen über ihr gefurchtes Gesicht. Die neben ihr sitzende Nonne warf die Arme um den Hals der alten Frau und bat sie, es sich nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen, Gott habe es so gewollt.

Ob das gewiß sei? sagte die Äbtissin, indem sie traurig den Kopf schüttelte. Sie hätte ganz anders handeln können; sie hätte dem schwedischen Volk, das um Einlaß gebeten habe, gutwillig die Pforte öffnen können; vielleicht wären es nicht gar so böse Leute gewesen, hätten ja menschliches Aussehen gehabt, und hätten sie verschont, wie sie es versprochen hätten. Oder sie hätten am Platze bleiben und das Kloster verteidigen können, so gut sie es vermocht hätten. Anstatt dessen habe sie dem unbesonnenen Schreien und Drängen der Mädchen nachgegeben und sich zu schimpflicher Flucht bereden lassen. Als ein Feigling sei sie davongelaufen und lasse das ihr anvertraute heilige Haus verbrennen. Das könne sie nie wieder gutmachen, noch könne Gott es ihr verzeihen.

Die andere tröstete sie, sie wären doch schwache hilflose Frauen und Nonnen, Gott könne keine Mannestaten von ihnen erwarten. Es hätte ja, wenn sie geblieben wären, doch wohl keinen anderen Ausgang genommen. Dazu hätte sie noch die Ehre und das Blut vieler Jungfrauen auf sich geladen.

„Ich hätte meine Pflicht getan und den Ausgang Gott

anheimgestellt," sagte die Äbtissin. Es sei nicht christlich, den Tod und die Marter zu fürchten. Sie habe jahrelang das Kloster gut regiert; denn da sie die erste Äbtissin bürgerlicher Abkunft gewesen sei, habe sie ihren Stolz darein gesetzt, daß kein Tadel an ihrem Werk zu finden sei. Nun müsse das Kloster unter ihr zu Asche werden!

Nunmehr drehten sich alle Mädchen zu ihr um, streckten die Hände nach ihr aus und sagten, sie dankten ihr das Leben und würden es niemals vergessen. Sie sei ihrer aller Mutter und habe sie wie eine Mutter behütet, ob das nicht mehr wert sei als alte steinerne Mauern? Sie könnten sie nicht weinen sehn, es kämen gewiß bessere Zeiten und werde alles wieder gut werden. Sie hätten ja das Geld und die Urkunden mitgenommen und auch die vornehmsten Reliquien gerettet.

Ein etwa vierzehnjähriges Mädchen mit lachenden Augen hob einen Knochen empor und rief, den habe sie beim Hinausgehen unter der Tür gefunden. Er müsse einer anderen entfallen sein, und sie habe ihn aufgerafft.

„Du Glückskind! rief die Beschließerin, welche neben der Äbtissin saß, „du bist mit einer gesegneten Hand geboren!" Das sei ja der Kinnbacken des heiligen Adrian, den der berühmte General Spinola dem Kloster zum Dank für empfangene Bewirtung geschenkt habe! Sie könnten Gott nicht genug danken, daß er nicht in die Hände der Ketzer gefallen sei.

Die Äbtissin streichelte lächelnd dem Kinde die Wangen und sagte, sie wolle das als ein gutes Zeichen betrachten und wieder Hoffnung schöpfen. Die Reliquie wolle sie den Jesuiten in Köln schenken, die sie immer um das Heiligtum beneidet hätten; vielleicht verhülfen sie ihr dann desto mehr dazu, daß das Kloster, wenn sich der Feind verlaufen hätte, wieder auferbaut würde.

Die Mädchen klatschten in die Hände, rückten dicht zusammen und stimmten ihren Gesang wieder an; aber auf ein warnendes Zeichen des Schiffers schwiegen sie, damit bei einbrechender Dunkelheit die Musik nicht einem unsichtbar lauernden Feinde die vorübergleitende Flucht verrate.

Im Rathause zu Nürnberg nahmen die Ratsherren den Bericht der beiden Abgeordneten entgegen, die von einer Audienz beim Könige von Schweden zurückkamen. Der König, so erzählten sie, sei zutraulich und freundlich mit ihnen als mit seinesgleichen umgegangen, trotzdem könne man keinen Widerspruch bei ihm anbringen.

Sie wären doch aber nicht von ihrem Auftrage gewichen? fragte einer der Ratsherren.

Nein, das wären sie nicht, antworteten die beiden. Sie hätten gesagt, daß die Stadt beim Leipziger Schluß bleiben und zu dessen Verteidigung Geld und Gut aufwenden wolle; hätten aber merken lassen, daß sie sich die Devotion des Kaisers vorbehalten und auch ihr eigenes Volk unter ihrem eigenen Stadthauptmann behalten wolle.

Was für ein Gesicht der König dazu gemacht hätte?

Er sei nur in etwas ungeduldig geworden und habe gesagt, die deutschen Stände wären alle so, daß sie den Pelz waschen wollten, ohne sich naß zu machen. Wie er vernommen habe, daß Tilly auf Nürnberg ziehe, sei er sofort aufgebrochen und habe alles im Stiche gelassen, um uns zu entsetzen; denn es sei ihm kein Fürst im Reiche so viel wert wie die Stadt Nürnberg. Nun sollten wir uns aber auch nicht so lange besinnen, sondern seine Zuneigung erwidern. Wir müßten mit unserm trefflichen Verstande einsehen, daß sich die Neutralität nicht zu gezogenen Schwertern reime.

Sie hätten sich noch deutlicher fassen sollen, sagten die

Ratsherren bedenklich. Der König habe mit Frankfurt ein böses Exempel aufgestellt; Straßburg und Ulm hätten unter der Hand auch schon zur Vorsichtigkeit gemahnt. Man solle sich zehnmal besinnen und verklausulieren, bevor man mit Potentaten traktiere.

Zum Besinnen sei jetzt keine Zeit, meinten die Abgeordneten; gegen Übergriffe müsse man sich zu verwahren suchen, wenn es so weit sei. Der König sei ein großer Held und evangelischer Christ, lasse man diese Gelegenheit vorübergehen, könne man unversehens in die babylonische Gefangenschaft geraten.

Mitten in dieser Unterredung trat der Senator Behaim ein und sagte, seine Frau habe ihm erzählt, als die Dienstmagd des Morgens mit dem Eimer zum Brunnen gegangen wäre, sei das Wasser, das sie heraufgezogen habe, blutrot gewesen; das Mägdlein sei schreiend zu seiner Frau gelaufen, die habe ihr Stillschweigen anbefohlen, ihm aber habe sie es nicht verhalten wollen. Das Herz sei ihm schwer darüber geworden und er halte es für seine Pflicht, seine Amtsbrüder an die obschwebende Gefahr zu erinnern. Der König werde es sicherlich auf ihr Geld absehen, nun wären aber die Läufte böse, die Herzoge von Koburg und von Wolfenbüttel hätten letzthin die Zinsen nicht zahlen können, noch mehreres stehe aus, es sei waghalsig, sich in große Unternehmungen einzulassen, wenn die Kasse nicht gefüllt sei.

Das hätten sie dem Könige auch vorgestellt, sagten die Abgeordneten, es würde bald so weit sein, daß sie mit Kupfergeld zahlen müßten. Da sei er sehr lebhaft geworden mit Erwiderung, das treffe sich gut, Schweden produziere Kupfer genug, in Spanien hätten sie auch aus schwedischem Kupfer Münzen schlagen lassen.

Behaim schlug die Hände über dem Kopfe zusammen: da

könnten sie bald allesamt den Bettelsack über die Schulter hängen, jammerte er, wenn sie mit ihrem guten Gelde Kupfergeld kaufen sollten.

Geld würde das Bündnis mit dem Schweden freilich kosten, meinte ein anderer Ratsherr; aber wenn sie es dem Könige von Schweden nicht zahlten, würden sie dem Kaiser zahlen müssen. Vielleicht brächte ein Sieg des Königs doch einmal den erwünschten Frieden.

Ach Gott, sagte Senator Behaim, der liebe Friede entferne sich mit jedem Schritt, den der Schwede näher rücke. Sie sollten auch bedenken, daß dem König von Schweden im Kriege etwas Menschliches begegnen könne, da er bekanntermaßen verwegen sei und sich gleich einem gemeinen Soldaten ins Treffen wage, auch selbst in Stockholm im Reichstage gesagt haben solle, der Krug gehe so lange zu Wasser, bis er breche, und es ahne ihm, daß der Tod ihn auf dem Schlachtfelde ereilen werde. Was aber dann das Los derer sein würde, die ihrer Pflicht gegen den Kaiser ungeachtet sich mit ihm verbündet hätten?

Die Herren schwiegen eine lange Weile. Endlich sagte einer von denen, die beim Könige gewesen waren, es habe das Ansehen, daß Gott seine Hand über dem Haupte des Schwedenkönigs halte. Ohne den Beistand Gottes hätte er so herrliche Siege in so kurzer Zeit nicht davontragen können. Auch sei es jetzt ein wenig spät, dergleichen Erwägungen anzustellen; der König stehe mit Heeresmacht ein paar Meilen vor der Stadt und könne eine Empfindlichkeit fassen, wenn man jetzt zurückziehe, nachdem man sich so weit eingelassen habe.

Auf einem Tische standen die beiden Globen, die dem Könige als Geschenk der Stadt überreicht werden sollten, eine Erdkugel und eine Himmelskugel, beide aus purem

Silber. Sie ließen sich öffnen und waren, innen schwer vergoldet, als Trinkbecher zu benützen. Der Himmel auf dem einen und das Meer auf dem andern Balle waren durch azurblauen Schmelz dargestellt, aus welchem dort die Gestirne, hier die Erdteile silbern hervorschimmerten. Auf die Empfehlung des Lazarus Haller, sagte der Bürgermeister, seien die beiden Globen, die noch auf einen Entwurf des Christoffel Jamnitzer zurückgingen, dem Christoph Ritter zur Fertigstellung übergeben worden. Leider sei ihm nun wieder überbracht worden, daß dieser heimlich mit den Kaiserlichen praktiziere und einen Auftrag des Aldringen wegen eines Zierschildes angenommen habe; dabei solle er demselben ein Brieflein haben zukommen lassen, in dem alles geschrieben stehe, was in der Stadt wegen des schwedischen Bündnisses vor sich gehe.

Man dürfe das dem Ritter nicht so übel auslegen, sagte Behaim. Der Kaiser sei ihm noch dreihundert Gulden schuldig, er müsse sehen, wie er zu dem Seinigen komme, vielleicht habe Aldringen ihm versprochen, er wolle ihm dazu helfen. Man könne ihn einstweilen verwarnen und ihn übrigens im Auge behalten.

Am folgenden Tage zog Gustav Adolf in Nürnberg ein, am Tore empfangen von Bürgermeistern und Rat und dem Obersten der städtischen Truppen, Johann von Leubelfing. In seinem Gefolge befanden sich eine Anzahl adliger Herren aus der Oberpfalz und den österreichischen Erbländern, die wegen der Religion hatten auswandern müssen und sich einstweilen in Nürnberg niedergelassen hatten. Die Brüder Hanns und Paul Khevenhüller hatten Gustav Adolf schon in Frankfurt begrüßt, nahmen schwedische Bestallung an und ließen sich bereitfinden, dem Könige 70000 Reichstaler vorzustrecken.

Im Leubelfingschen Hause wurde das Erscheinen des Helden mit Ungeduld erwartet. Von den elf Kindern, die dem Ritter seine erste Frau geboren hatte, lebten noch fünf, drei Söhne und zwei Töchter, alle zart, fein und hübsch, wie ihre Mutter, die letzte eines alten Geschlechtes, gewesen war. Der Witwer hatte vor vier Jahren eine muntere, stattliche Frau genommen, Kunigunde Katharina von Crailsheim, die eine gutmütige Zuneigung für die Waisen hatte und sich bei der häufigen Abwesenheit ihres viel älteren Mannes mit ihnen die Zeit zu vertreiben suchte. Auf Augustus, den ältesten, würde sie eifersüchtig gewesen sein, wenn er ein Mädchen gewesen wäre; denn es schien ihr, als habe ihr Mann wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Mutter eine absonderliche Liebe für ihn; aber als einen sechzehnjährigen Jüngling liebte sie ihn gleichfalls, ohne ihm seine spröde Zurückhaltung übelzunehmen. Den Morgen über hatte sie sich damit belustigt, die Kinder zum Narren zu haben, indem sie von Zeit zu Zeit rief: der König kommt! worauf sie eilig ans Fenster liefen und sich unter hellem Gelächter betrogen sahen. Einmal ersah sie einen Augenblick, als gerade ein großer, halbgeschorener Pudel in der Mitte der Straße heraufkam, woran August, obwohl er gern mitgelacht hätte, als an einem für die Person des Königs zu grobem Scherze Anstoß nahm.

Als dann Trompeten und Trommeln von ferne die erhabene Erscheinung verkündeten, fragten die Kinder bei jedem Vorreiter, ob er das sei? bis er endlich wirklich kam und es keine Frage mehr sein konnte. Er saß auf einem weißen Pferde, dessen kriegerische Ungeduld die königliche Hand zu bändigen schien; auf dem schnaubenden Tiere saß er groß, schwer, ruhig, allgewaltig und gerade wie eine Säule. Den Federhut in der Hand haltend grüßte er freundlich;

durch das Gewoge des jubelnden Volkes zog er wie ein hochmastiges Schiff stolz und einsam im ruhelosen Meere. Als er am Leubelfingschen Hause vorüberkam, hob er den Kopf, und sein lachender Blick flog wie ein Blitz über die Fenster, aus denen die hellen, staunenden Kindergesichter sahen. Augustus war darüber so beglückt und erschrocken, daß ihm die Tränen aus den Augen sprangen.

Als der Oberst nach Hause kam, eröffnete ihm Augustus seinen Wunsch, als Page in den Dienst des Königs von Schweden zu treten. Die Stiefmutter meinte, er sei noch ein wenig zu zart für die Anstrengungen des Lagerlebens, auch könne man nicht wissen, was für einen Gang es mit dem Schwedenkönig gehe; aber endlich entschied Leubelfing, er wolle ihn dem Könige vorstellen, und dessen Wille solle den Ausschlag geben. Seinem Sohne stellte er vor, er nehme als des Königs Page einen schweren, verantwortungsvollen Dienst auf sich; er dürfe nicht denken, weil er jung sei und kein Anführer und niemanden unter sich habe, könne er sich gehen lassen und warten, bis man ihm etwas auftrage. Er müsse wie jeder Soldat Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen können, müsse immer um die Person des Königs sein, die ihm anvertraut sei, bei ihm ausharren, wie es auch gehe.

Das wolle er eben, sagte Augustus; er habe den König zu seinem Herrn erkoren und wolle ihm treu dienen, was es auch kosten möge. Sein Vater solle nicht fürchten, daß er ihm Schande mache; er sei nicht zu jung, um Ehre zu haben.

Beim Abschied überreichte ihm der Oberst ein kleines in Leder gebundenes Neues Testament des Dr. Luther, welches seiner Mutter gehört und auf dessen erste Seite sie mit zierlich fester Hand geschrieben hatte: Sei getreu bis in den Tod. Dies Büchlein, sagte Leubelfing, solle er immer bei sich tragen und seiner Mutter eingedenk sein, von der er hoffe und glaube,

daß sie nach ihrem tugendhaften Leben bei Gott sei und zu seinen Füßen für ihre Kinder bete.

In Bamberg, wo Tilly im März, die Schweden vertreibend, einzog, fielen Zeitungen in seine Hände, die von dem Untergang Magdeburgs, der Schlacht bei Leipzig und den ferneren Siegen des Schwedenkönigs handelten. Nunmehr, las er in einer derselben, habe Gott der grausam in ihr Blut gestürzten Jungfrau Magdeburg einen Rächer erweckt. Tilly, der blutdürstige Alte, sei zwar der Schlacht mit dem Leben entronnen, habe aber so schwere Wunden empfangen, daß der Bader, der ihn zu Halle verbunden, an seinem Aufkommen gezweifelt habe. Man wisse ja aber wohl, daß derlei Leuten mit guten christlichen Waffen nicht beizukommen sei, und müsse zuwarten, bis Gott selbst des Tyrannisierens, Mordens und Übelhausens überdrüssig werde und den Satansbuhlen zur Hölle schicke.

Tilly mußte es mehrere Male lesen, bevor er unwiderleglich eingesehen hatte, daß er es sei, gegen den so schimpfliche Anklagen in Druck ausgingen. Die Zeit war vorüber, wo er der unbesiegte Tilly war, dem sich niemand ohne Ehrfurcht näherte; nun er niedergeworfen war, fielen ihn Hunde und Geier an, als wäre er schon ein Aas auf dem Schindanger. Er hatte wohl vorausgesehen, daß man ihm wegen des magdeburgischen Brandes Vorwürfe machen würde; aber er hatte solche vom Kaiser oder vom Herzog von Bayern erwartet und gedacht, es werde damit abgetan sein. In den Gedanken, was er tun könne, um seinen Namen zu reinigen, unterbrachen ihn zwei bambergische Bürgermeister mit der Bitte, die Übergriffe der Soldaten abzustellen, die man als Befreier empfangen habe, und die nun mit Plündern und Gewalttat so hausten, daß

man faſt die Zurückkunft der Schweden erſehnen möchte. Unter dem Vorwande, ſie hätten es mit den Schweden gehalten, werde Raub und Diebſtahl begangen, da man doch als wehrloſe Bürgerſchaft der Gewalt habe weichen müſſen.

Seufzend über das wohlbekannte Klagelied verſprach Tilly Ordnung zu ſchaffen; der Magiſtrat müſſe ihm aber behilflich ſein, die Übeltäter ſelbſt ergreifen und für ausreichenden Unterhalt der armen ausgehungerten Soldateska ſorgen.

Im Dome wurde ein Dankgottesdienſt gefeiert wegen der Befreiung von den Schweden, und ein Mönch predigte, Gott habe ſeinen Erzengel geſendet und den Drachen der Ketzerei, der ſein Heiligtum geſchändet habe, vernichtet. Ein ſchwaches Gefühl des Geborgenſeins kam über Tilly, ſolange er in dem edlen Raume war: er gehörte ja der Kirche an, hatte zeitlebens für ſie gekämpft und ihre Gebräuche gehalten, er war, wie gering auch immer, ein von ihr unzertrennliches Glied und konnte, an ſie geklammert, dem Abgrunde nicht verfallen. Krampfhaft die Hände über dem Roſenkranze faltend, betete er für ſeine Seele; denn daß das Glück auf Erden ſich noch einmal zu ihm wenden würde, glaubte er nicht mehr.

Nachdem verlautet war, daß Wallenſtein den Oberbefehl über ein kaiſerliches Heer wieder übernommen habe, beglückwünſchte er ihn und ſchrieb ihm, er hoffe, ſie würden ihre vormalige gute Korreſpondenz wieder aufnehmen. Das einzige, was ihn noch hätte beglücken können, wäre ein Sieg in offener Feldſchlacht über Guſtav Adolf geweſen, wodurch er ſeine Ehre wiederhergeſtellt hätte; aber da er an den Beiſtand des Glückes nicht mehr glaubte, widerriet ihm ſein Gewiſſen das Wagnis, und er kämpfte unaufhörlich zwiſchen Zweifel und Entſchluß. Aus dem, was ihm ſeine

Kundschafter zutrugen, schloß er, daß Gustav Adolf sich zunächst nach der Oberpfalz und von dort über Bayern nach Böhmen wenden werde. Kaum hatte er jedoch ein Lager in der Oberpfalz bezogen, als er erfuhr, Gustav Adolf sei unterwegs nach Donauwörth, mit welcher Stadt denn der Donauübergang in seine Macht käme und Bayern ihm offen läge.

Von der drohenden Gefahr benachrichtigt machte sich Maximilian zu seinem Heere auf und traf Tilly mitten in der Nacht vor Ingolstadt. Das Glück habe sich von ihm gewendet, sagte Tilly, es bleibe nichts übrig als auf Gott zu hoffen, in dessen Hand alle irdischen Dinge ruhten. Er verzage nicht, solange Tilly wohlauf sei, sagte Maximilian; Tilly solle sich vor allen Dingen schonen und bedenken, daß er noch kaum von schweren Wunden geheilt sei. Tilly schüttelte den Kopf; von ihm hange jetzt das Schicksal Bayerns leider weniger ab als von Wallenstein, sagte er; er allein sei zu schwach, es mit den Schweden aufzunehmen.

Er habe an den Kaiser sowie an Wallenstein selbst geschrieben, sagte der Kurfürst kurz, und Wallenstein habe schleunige Hilfe versprochen.

Um seine Meinung befragt, sagte Aldringen, das Gemüt des Herzogs sei undurchdringlich dunkel; es habe so wenig mit den Worten, die er spreche, zu tun wie der schwarze Grund des Meeres mit dem Gekräusel seiner Oberfläche. Indessen bleibe nun nichts übrig, als die Erfüllung seines Versprechens zu erwarten; er werde ja bei den vereinigten Bitten des Kaisers und des Kurfürsten nicht unempfindlich bleiben können.

Tilly sagte, er sehe voraus, daß Donauwörth fallen werde, und habe dem Kommandanten anheimgegeben, lieber zu kapitulieren als die Besatzung nutzlos aufzuopfern.

Wenn aber Donauwörth gefallen sei, werde Augsburg folgen, das die kaiserlichen Truppen ohnehin nur mit Widerwillen sich habe gefallen lassen. Augsburg aber sei die Schwelle Münchens. Darum müsse alles aufgeboten werden, um Gustav Adolf an der Überschreitung des Lech zu hindern.

Der französische Gesandte St. Etienne hatte den Auftrag, dem Könige von Schweden deutlich zu machen, daß Frankreich sein Sichausbreiten am Rheine sowohl wie seinen bevorstehenden Angriff auf Bayern nicht gern sähe noch dulden würde, und freute sich auf die Niederlage, die er Gustav Adolf zu bereiten gedachte. Er nahm sich vor, den nordischen Löwen zu bändigen, ohne aus seiner Höflichkeit und Gelassenheit herauszutreten, nur durch feines, überlegenes Lächeln und beschämende Ruhe, kurz durch die unüberwindliche Gegenwart seiner gebildeten Person. Nachdem er die vorschriftsmäßige Reverenz gemacht hatte, ließ er einen nachsichtigen Blick durch das holzvertäfelte Zimmer und über die schweren eichenen Möbel gleiten, denn der König bewohnte ein ansehnliches Bürgerhaus in Donauwörth, und richtete dann seine Augen mit dreister Unterwürfigkeit auf Gustav Adolf, dessen großes, helles Antlitz schon eine leichte Ungeduld gerötet hatte. Wie sehr sein König, sagte St. Etienne nach kurzer Einleitung, auch Anteil an den Erfolgen des Königs von Schweden nehme, fühle er sich doch empfindlich gekränkt dadurch, daß Gustav Adolf so wenig Rücksicht auf seine Bundesgenossen nehme und der getroffenen Verabredung so wenig eingedenk sei. Gustav Adolf möge sich erinnern, daß der König von Frankreich als Beschützer der katholischen Religion die hohe Pflicht habe, die schirmende Hand über seinen Glaubensgenossen zu halten.

Die geistlichen Fürsten sowohl wie der Herzog von Bayern, sagte Gustav Adolf, hätten ihr Schicksal durch Treulosigkeit und Verrat selbst verschuldet. Der König von Frankreich wolle ihn hoffentlich nicht abhalten, diejenigen zu bestrafen, die den Waffenstillstand gebrochen und heimlich gegen ihn intrigiert hätten.

St. Etienne hörte den grollenden Ton in der Stimme des Königs mit heimlichem Vergnügen und malte sich aus, wie er den Auftritt vor einer auserwählten Gesellschaft am Hofe von Paris schildern wollte. Davon sei seinem Könige nichts bekannt, sagte er. Es sei freundschaftliche Sorge für Gustav Adolf, wenn der König von Frankreich den Wunsch äußere, Gustav Adolf möge doch ohne Zeitverlust seine ruhmreichen Waffen gegen den Kaiser wenden. In diesem Sinne habe ihm der König von Frankreich die Subsidien bewilligt.

Wenn der König so, sagte Gustav Adolf auffahrend, zu seinen Feldmarschällen und anderen Bediensteten spreche, möge das angehen. Ein Verständiger befehle nur denen, die er zu gehorchen zwingen könne. Man solle nicht vergessen, daß er König, und daß er siegreich sei.

St. Etienne beobachtete aufmerksam die Zornesflamme, die über das königliche Gesicht schlug, und die verhaltene Unruhe in seinem starken, elastischen Körper, wie wenn ein Raubtier sich zum vernichtenden Sprunge anschickte. Er beteuerte die unwandelbare Freundschaft seines Königs, und wie sehr derselbe es bedauern würde, wenn Gustav Adolf auf einem Einfall in Bayern bestände und ihn dadurch in die Notwendigkeit versetzte, dem Kurfürsten von Bayern, seinem Bundesgenossen, Beistand zu leisten.

„Sagen Sie Ihrem König," rief Gustav Adolf, „daß ich, wenn er mich zu sehen wünscht, bereit bin, an der Spitze von 50000 Mann nach Paris zu marschieren." Diese Worte

donnerte er in ausgelassener Wut hervor und begleitete sie mit einer Gebärde, als wolle er einen Hund aus dem Zimmer jagen, so daß sich St. Etienne unwillkürlich zurückzog. Auf der Treppe schon bereute er, daß er einem albernen Erschrecken nachgegeben und sogar den üblichen Handkuß vergessen hatte, auch erwog er, ob er sich nicht doch vielleicht behutsamer hätte ausdrücken sollen; aber für seine Person war er mit der Audienz nicht unzufrieden und versuchte sogleich, die Mienen und Bewegungen des gereizten Königs nachzuahmen.

In Gustav Adolf kochte der Zorn und wogte ein unbestimmtes Unbehagen; er wollte, um sich auszukühlen, an die Donau reiten und sich ein Bild machen, wo der Strom am günstigsten zu überschreiten wäre, als er vor dem Hause auf Camerarius stieß, der nach der Schlacht bei Prag aus pfälzischem in schwedischen Dienst getreten und kürzlich von Holland zurückgekommen war. Auf des Königs Wunsch ging Camerarius neben ihm die Straße herunter und sprach von dem vortrefflichen Eindruck, den das schwedische Heer, dessen Einzug in Donauwörth er mitangesehen hatte, auf ihn gemacht habe. Von den Mansfeldischen Räuberbanden wolle er nicht reden; aber auch die Tillyschen und Wallensteiner kämen den Schweden an Gleichmäßigkeit und Zucht nicht gleich. Jene wären altmodische Söldner oder Zigeuner, nur die Schweden wären Soldaten, ohne Zweifel werde der König damit etwas Besonderes ausrichten und den anderen obsiegen.

Das sei gut gemeint und möge auch wahr sein, polterte der König heraus; aber es sei verkehrt zu glauben, die Tüchtigkeit müsse immer etwas ausrichten, oder Kraft und Recht und der gute Wille. Es hange an etwas anderem, nur wisse er es nicht zu nennen. Im Augenblick wo er eine

Höhe erklommen und eine weite Aussicht sich verheißend vor ihm geöffnet hätte, ja fast im selben Augenblick habe es sich dunkel gesammelt und schwer gegen ihn herangewälzt. Am unerträglichsten sei ihm der Übermut des Königs von Frankreich, der sich getraue, ihn wie einen geworbenen Banditen hierhin und dahin zu hetzen und ihm durch Drohungen den Weg nach Bayern zu verlegen hoffe.

Frankreichs Absicht sei nicht schwer zu durchschauen, sagte Camerarius; es wolle sich selbst am Rheine mächtig machen. Richelieu habe sich eingebildet, er könne den König von Schweden für sich arbeiten lassen; nun er den Helden erkenne, beginne er ihn zu fürchten und suche ihn zu verdrängen.

Ja, es wende sich jetzt fast so, sagte der König, daß er mehr vor Frankreich als vor dem Kaiser auf der Hut sein müsse.

Die beiden in ihr Gespräch vertieften Herren befanden sich plötzlich inmitten einer Herde von Gänsen, nach denen, da sie nicht auswichen, Camerarius mit dem Stocke schlug, worauf ein paar Gänseriche zischend mit vorgestrecktem Halse auf sie losfuhren und sie mit Pfützenwasser bespritzten; denn am Vormittage hatte es stark geregnet. Einige ärmlich gekleidete Leute und Kinder blieben stehen und sahen halb neugierig halb schadenfroh lachend zu. Camerarius sagte, die Gänse von Donauwörth schienen schon katholisch geworden zu sein; aber wenn es nur die Gänse wären, so hätte es nichts auf sich.

Der König zuckte die Achseln; das Volk, sagte er, habe ihn zwar nicht so angefaucht wie diese Tiere, aber es habe ihn keineswegs als Befreier begrüßt, wie man ihn vorher habe glauben machen wollen. Als er in der Hauptkirche evangelischen Gottesdienst habe halten lassen, sei fast niemand dazu gekommen als ein paar alte Bettelweiber.

Es sei nun über 20 Jahre her, daß die Bayern eingezogen, sagte Camerarius; die hätten das jesuitische Wesen mit Hammer und Keule eingetrieben.

Der König sah gedankenvoll vor sich nieder. Sie dächten auch vielleicht, sagte er, man könne nicht wissen, wie lange er hierbliebe. Sie müßten ihn erst kennen lernen, entgegnete Camerarius.

Sie blieben vor einem kleinen Garten stehn, wo eine Frau zwischen Küchenkraut hantierte, ein paar Kinder sich unter blühenden Obstbäumen nach einer Ziege jagten, und eine Alte auf einer Holzbank murmelnd den Rosenkranz durch die zitternden Finger zog. „Das Glück", sagte der König, „rollt nicht mehr so stetig neben mir her wie im Winter. Woran liegt es, daß der Boden unter mir zu schüttern beginnt? Liegt es an den Menschen oder an Gott?"

Es möge wohl ein Gesetz in allen irdischen Dingen und Begebenheiten sein, antwortete Camerarius, ähnlich wie die Erde alles gleichmäßig an sich heranziehe, daß nichts übermäßig vorragen könne. Warum man aber annehmen solle, daß der König den Gipfel schon erreicht habe? Mißglücke einmal etwas, oder falle etwas Widriges vor, könne man ebensowohl schließen, daß es nun wieder besser gehn müsse. Frankreich freilich werde dem Könige desto feindlicher werden, je höher seine Größe steige; aber der König werde es teils durch Entgegenkommen zu begütigen, teils durch Festigkeit zu schrecken wissen.

Wieder erheitert winkte Gustav Adolf dem Stallmeister, der sein Pferd am Zügel haltend in einiger Entfernung wartete. „Das beste ist," rief er Camerarius scheidend zu, „daß ich Frankreich nicht mehr brauche, und daß ich zwei Bundesgenossen habe, die mir stets treu bleiben: diesen Kopf und dieses Herz."

Sämtliche schwedische Offiziere hielten es für unmöglich, den Lech bei Rain, wo das bayrische Heer sich in günstiger Stellung verschanzt hatte, zu überschreiten; denn die ohnehin schwierige Überbrückung des reißenden Stromes hätte unter dem Spiel der feindlichen Batterien vor sich gehen müssen, und selbst wenn diese glückte, schien das Heer sich bei der Erstürmung des bewaldeten Hügels aufreiben zu müssen. Nachdenklich ritt der König am Ufer des in seiner Frühlingskraft schwellenden Stromes entlang und besprach sich wieder und wieder mit seinen Ingenieuren. Dieser schöne Wilde habe es ihm angetan, sagte er, sofern es nur gelinge, ihm einen Sattel aufzuschnallen, werde er ihn gewiß zum Siege tragen. Die Einwände seiner Offiziere, die er angesichts der schwierigen Lage versammelt hatte, hörte er an, um sie zurückzuweisen. Er habe berechnet, sagte er, daß das Wagnis etwa 1000 tapfere Schweden kosten werde; das tue ihm weh, sei aber doch kein zu teurer Preis, und er wolle diesen zahlen.

Im Schutze aufgeworfener Erdwälle, auf denen rauchende Feuer, um die Aussicht zu verdunkeln, erhalten wurden, begann die gefährliche Arbeit des Brückenbaus; in schlafloser Nacht hörte Tilly den Schlag der Äxte auf die Pfeiler, die in den Strom getrieben wurden. Das wagte der Schwedenkönig, weil er jung und glücklich war; im Geiste glaubte er Pappenheim zu hören, wie er ihm ungeduldig vorwarf, daß er unschlüssig daliege, anstatt der Gefahr entgegenzugehen, den dreisten Angreifer dreist zurückzuwerfen. Er hatte es für sicherer gehalten, den Feind stürmen zu lassen; aber nun irrte ihn der Zweifel, ob das das Urteil seiner Greisenschwachheit sei, und er befahl den Angriff. Anfangs hielt er mit der Hauptmasse des Heeres im Walde, erst als Aldringen, durch eine Kugel am Kopfe verwundet, aus dem Kampfe getragen

werden mußte, verließ er die sichere Stellung, um sofort gleichfalls getroffen zu werden.

Sein erstes Gefühl wäre Erleichterung gewesen, wenn er nicht um das Schicksal Bayerns und seines Herrn, des Herzogs, besorgt gewesen wäre; er ordnete den Rückzug nach Ingolstadt an und hielt fest, daß nun alles daran gesetzt werden müsse, diese Festung und Regensburg zu bewahren. Die Schweden hatten nichts von Tillys Fall erfahren; langsam und vorsichtig konnte er in einer Sänfte getragen werden. Seine Gedanken kreisten um das drohende Unglück: wenn nicht bald, sehr bald Hilfe von Wallenstein käme, fiele ganz Bayern in die Hände der Schweden. Dazwischen betete er, während an seinen halbgeschlossenen Augen das moorige Land vorbeiging, auf dem hie und da braune Gebüsche kauerten, und über das schwerfälligen Fluges wiederkehrende Störche ruderten. In seinem Kopfe schwankten die Bilder durcheinander: plötzlich wußte er, daß er jenseit der Erde durch die Ewigkeit zu Gott fahre. Vor ihm her bliesen Herolde in goldgestickten Gewändern auf ehernen Posaunen aus, daß der Graf Tilly komme, der Held des römischen Reichs, der Sieger in fünfzig Schlachten, der Eroberer von hundert Städten, Tilly, der Überwinder der Ketzer und der Laster. Sein Herz klopfte vor Scham und Schrecken: er wollte seinen Dienern verbieten, solche Ruhmredigkeit in Gottes Antlitz zu schmettern; aber er vermochte sich nicht zu rühren und wußte, daß es die Grabesschwere war, die auf ihm lag. Das Licht wurde weißer und strahlender, je näher sie Gott kamen, und auf einmal rissen die Posaunenklänge ab und stürzten wie von Pfeilen getroffene Vögel zu Boden: es wurde totenstill vor der Stimme Gottes, die die Unendlichkeit erfüllend sagte: Halt! Fahre hinunter mit deiner Sünde in die ewige Finsternis! Mit Entsetzen sah er, daß er inmitten von Sol-

daten, Kanonen und Belagerungswerkzeugen kam, als ziehe er zur Erstürmung einer Stadt aus, und gleichzeitig fühlte er sich durch den Raum stürzen, der sich wie ein Schacht verengerte. Das alldurchdringende Licht wich zurück, bis es unendlich hoch über ihm nur noch wie ein winziger, spitzer Stern stand; dann verlor er die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, sah er das Gesicht des Kurfürsten, der sich über ihn beugte und seine Hand gefaßt hielt. Er danke Gott, daß Tilly nur eine Ohnmacht angewandelt habe, sagte er; sie hätten noch eine Stunde bis Ingolstadt, dort würde er sich unter sorgsamer Pflege erholen. Tilly nickte, erkundigte sich nach dem Heer und nach den Schweden und verfiel wieder in Bewußtlosigkeit; doch kam er lebend in Ingolstadt an, wo sein Zustand sich ein wenig besserte, wenn auch der Arzt zu seinem Wiederaufkommen keine Hoffnung gab.

Am Tore von Augsburg stieg Gustav Adolf vom Pferde und ging zu Fuß bis zur Kirche St. Anna, wo sein Hofprediger Fabrizius den Gottesdienst abhielt; die Predigt ging über den Text des zwölften Psalms: Weil denn die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr; ich will eine Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll.

Das Gemüt des Königs war bewegt und erhoben, denn als Sieger und Retter zog er in die Stadt ein, in welcher einst die Anhänger Luthers die Bekenntnisschrift dem Kaiser überreicht hatten, und die deshalb den Evangelischen heilig war. Im Hause der Fugger am Fenster stehend nahm er die Huldigung der Bürgerschaft entgegen; nirgends war sie so willig dazu gewesen wie hier, wo er die Lutherischen vom Drucke der Katholiken befreit hatte. Er bewunderte die süd-

liche Herrlichkeit der Stadt und gab dem alten Stadtbaumeister Elias Holl die Hand, der, da er sich nicht hatte bequemen wollen, von dem katholischen Stadtrat seines Amtes entsetzt worden und in Armut geraten war. Wenn er gleichsam als ein Bettler durch die Straßen gegangen sei, erzählte der Alte, habe er bei sich lachen müssen: er habe keinen überflüssigen Taler im Sack und doch sei fast die ganze Stadt Augsburg sein Eigen. Der König klopfte dem gebückten Greis auf die Schulter und sagte scherzend: „So bist du mein Nebenbuhler, denn jetzt ist die Stadt mein, und ich gedenke sie mit niemandem zu teilen." Elias Holl zwinkerte mit den Augen und machte eine beschwichtigende Gebärde mit der Hand: ein Vater gebe auch seine Tochter in ihres Eheherrn Gewalt, meinte er, obwohl er sie gezeugt habe. Wenn es ihr nur wohl gehe, so sei er zufrieden. Und in seinem Herzen, fügte er hinzu, behalte er sie ja doch als sein Kind.

Unter anderen kamen einige Ratsherren und Prediger, priesen den König als einen Moses, Josua und Gideon und schilderten ihm dann die Leiden, die die Evangelischen unter dem katholischen Regiment ausgestanden hätten: wie ihrer keiner mehr ein Amt hätte erlangen können, wie ihnen unter eitlen Vorwänden das Geld abgepreßt wäre, wie sie kein Kind hätten taufen oder zur Schule schicken können, ohne den Drängern den Beutel zu füllen und mehr dergleichen. Es sei doch nicht billig, daß ihre Peiniger nun so straflos ausgingen. Viele von den Reichen wären sofort bei Ankunft des Königs mit Hab und Gut abgezogen, dadurch litte die Stadt wiederum Schaden, nachdem sie zuvor schon genug geblutet hätte.

Was sie denn von ihm wollten? fragte der König. Er habe ihnen das Regiment zurückgegeben, und die Kirchen und Klöster, die ihnen durch das Restitutionsedikt genommen

wären, würden ihnen wieder eingeräumt werden. Was ihnen Ungerechtes widerfahren sei, habe der Kaiser verfügt gehabt, der könne ihnen nun nicht mehr schaden, wenn sie treu an ihm, dem König von Schweden, hingen. Er habe Frieden und Gerechtigkeit wiederhergestellt, damit sollten sie es sich genug sein lassen.

Das sei keine Gerechtigkeit, fiel der eine Prediger, der eifrig aufhorchend auf der Lauer gestanden hatte, ein, wenn die Übeltäter unbestraft blieben. Es sei gewiß des Kaisers Wille nicht gewesen, daß sie sich mit ungerechtem Gut bereichert hätten. Das hätte man ihnen abnehmen und sie ordentlich abbüßen lassen sollen, bevor man sie ziehen ließe.

Wegen geschehenen Unrechts könne ja jeder an die zuständigen Gerichte gelangen, sagte der König; sie sollten ihn aber nicht anhalten Wiedervergeltung zu üben, denn daran habe Gott kein Wohlgefallen.

Wie? rief der streitbare Prediger, es habe doch der berühmte und gottselige König David den Herrn bitten dürfen; ihn an seinen Feinden zu rächen, wie geschrieben stehe im Psalm 35: Herr, hadere mit meinen Haderern, streite wider meine Bestreiter. Es müssen sich schämen und gehöhnet werden, die nach meiner Seele stehen; es müssen zurückkehren und zuschanden werden, die mir übel wollen. Sie müssen werden wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des Herrn stoße sie weg. Herr mein Gott, richte mich nach deiner Gerechtigkeit, daß sie sich nicht über mich freuen. Sie müssen sich schämen und zuschanden werden, alle, die sich meines Übels freuen; sie müssen mit Schande und Scham gekleidet werden, die sich wider mich rühmen.

Das sei wohl wahr, sagte der König; aber der Erlöser habe gesprochen: So ihr liebet die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Lieb-

haber. Aber liebet ihr eure Feinde, so werdet ihr Kinder des Allerhöchsten sein.

Ach Gott, ach Gott, rief der Prediger, der König werde sie doch nicht heißen wollen, die Gottlosen lieben? Es stehe geschrieben Psalm 9: Du schiltst die Heiden und bringest die Gottlosen um, ihren Namen vertilgst du immer und ewiglich. So erkennet man, daß der Herr Recht schaffet. Und Psalm 10: Zerbrich den Arm des Gottlosen und suche das Böse; so wird man sein gottloses Wesen nimmer finden. Und Psalm 11: Der Herr wird regnen lassen über die Gottlosen Blitz, Feuer und Schwefel, und wird ihnen ein Wetter zum Lohn geben. Das werde der König aber doch nicht ableugnen wollen, daß man den Papst für den Antichristen und einen reißenden Werwolf und die Katholiken für die Gottlosen zu halten habe.

Der Apostel Paulus habe aber im Römerbrief gelehrt, sagte der König: Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. Richtet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein, Ich will vergelten, spricht der Herr.

Aber in der Offenbarung Johannis, schrie der Prediger, heiße es: „Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich doch ausspeien aus meinem Munde! Und der König habe selbst gesagt, er wisse nicht, was die Neutralität für ein Ding sei, man müsse für oder wider ihn sei, wie auch Christus es verlangt habe.

Ja, sagte der König heiter und nachdrücklich, und dabei solle es auch gänzlich sein Verbleiben haben. Sie ständen freilich in einem großen Kriege wider die päpstlich-spanische Gewissenstyrannei, der Feind sei aber noch nicht nieder-

geworfen, und ohne Einigkeit vermöchten sie seiner nicht Herr zu werden. Er sei ihr Haupt in diesem Kriege, ihm müßten sie vertrauen, daß er ihre Sache recht führe. An Privatnutzen oder Privatrache zu denken, sei jetzt keine Zeit; sie sollten, als die Wächter des Volkes, dasselbe in Ordnung und in der Treue zu ihm erhalten, so täten sie ihre Pflicht und wolle er es ihnen danken und lohnen.

Die Schweden hatten auf eine leichte Einnahme der Festung Ingolstadt gehofft, da der Oberst Fahrensbach, früher einmal in schwedischen Diensten, sie auszuliefern versprochen hatte, nachdem ihm auf seine Bitte das Kommando an der gefährlichsten Stelle anvertraut worden war. Eine Warnung Aldringens jedoch, der dem Fahrensbach mißtraute, machte rechtzeitig auf seine Heimlichkeiten aufmerksam und hintertrieb die Ausführung des Planes. Er wisse wohl, sagte Tilly, als der Kurfürst es ihm erzählte, daß Fahrensbach beim Wallenstein nicht in Gnade gestanden sei, daß Wallenstein ihn sogar beim Kopf habe nehmen wollen; er habe ihn aber für einen redlichen Mann gehalten und könne es immer noch nicht glauben, daß er mit solcher Untreue hätte umgehen sollen. Er betrachte diese glückliche Errettung, sagte der Kurfürst, als ein Zeichen, daß Gott Ingolstadt nicht in der Feinde Hand wolle fallen lassen. Am Abend begannen die Schweden den Sturm, während Tilly mit dem Rechtsgelehrten Rath, in dessen Hause er wohnte, sein Testament machte. Er setzte seinen Neffen Werner zum Erben über die Hauptmasse seines Vermögens ein, dessen größter Teil in der noch ausstehenden Summe bestand, die ihm vom Kaiser auf Güter im Braunschweigischen oder Hildesheimischen angewiesen war. Ferner vermachte er 6000 Taler seinen alten wallonischen Kriegern, die ihn

in der Leipziger Schlacht, da er verwundet worden war, mit ihrem Leibe gedeckt hatten; ferner einen köstlichen Diamanten, den die Erzherzogin Isabella ihm geschenkt hatte, der Madonna von Alt-Ottingen. Es war bei seiner zunehmenden Schwäche nicht leicht, damit fertig zu werden; denn zuweilen fielen Tilly plötzlich die Augen zu, und der Rechtsgelehrte mußte warten, bis er wieder zu sich gekommen war. Einige Male hörte er Krachen, Donnern und Lärmen von den Mauern her, und wenn er sich besonnen hatte, was es bedeutete, gab er Verordnungen, wohin Verstärkungen zu schicken wären, und wo besonders aufzumerken sei. Sowie er aber die Augen schloß, verschwanden die Gestalten, die an seinem Bett saßen, und er ging durch die leeren lauen Straßen mitten durch die Stadt bis an das Tor und unangefochten durch das Tor hindurch. Der Lärm der Kanonen verstummte, die feindlichen Soldaten, die Offiziere, der König sebst wichen auseinander und fielen auf die Knie. Er wußte, daß das nicht ihm galt, sondern einem Unsichtbaren, der neben ihm ging, und in dessen kühler Hand seine müde, erschöpfte, aufgelöste friedlich lag.

Gegen Morgen kam der Kurfürst an sein Bett und berichtete ihm, daß der Sturm abgeschlagen sei und daß die Schweden sich für diesmal zurückzögen. Tilly, der sich ein wenig kräftiger fühlte, schrieb an Wallenstein: Er danke ihm für das Mitleid, das er mit ihm wegen der empfangenen Wunde trage und für das Versprechen schleuniger Hilfe, deren sie so sehr benötigten. Es gehe ja nicht nur um Bayern, sondern auch um Kaiser und Reich; sein schwaches Heer könne den Ansturm der Schweden nicht aufhalten, er getröste sich Wallensteins, täglich und stündlich spähten sie nach seiner verheißenen Hilfe aus.

Der vergebliche Aufenthalt vor Ingolstadt machte Gustav

Adolf ungeduldig, um so mehr als er bei einem Sturz vom Pferde eine Quetschung erlitten hatte, die ihm Schmerzen verursachte. Nach dem mißglückten Sturme ging er eines Morgens nah an die Schanzen heran, um die Beschaffenheit derselben genauer herauszubekommen; in seiner Gesellschaft befanden sich Friedrich von der Pfalz, der junge Christoph von Baden, Horn und ein paar böhmische Emigranten. Einer von diesen bat den König, nicht weiter vorzugehen, von der Schanze werde geschossen, nicht hundert Schritte von ihnen seien vorhin Kugeln niedergefallen.

Er tue es nicht aus Mutwillen, entgegnete der König, sondern weil er, wie man wohl wisse, ein kurzes Gesicht habe und aus der Ferne nicht deutlich unterscheiden könne. Es sei ihm bei Mainz von großem Nutzen gewesen, daß er sich nah hinzugeschlichen habe, um die Anlage der Schanze zu untersuchen; denn danach müsse der Angriff eingerichtet werden. Übrigens sollten sie ruhig sein, diese Kugeln wären nicht für ihn gegossen. „Da haben königliche Würden recht kalvinisch geredet," sagte Prinz Christoph neckend. Gustav Adolf wandte sich lachend an den von der Pfalz: darin müsse er Bescheid wissen; ob er auch glaube, daß ein König nicht von einer Kugel getroffen werde? Gemeiniglich möchten wohl mehr gemeine Soldaten getroffen werden als hohe Häupter, sagte Friedrich gelassen; aber er wäre doch dafür, daß sie sich ein wenig zurückzögen.

Der König und der Prinz lachten und der letztere sagte, er zweifle, ob der Tod einen Mann von Distinktion vom Pöbel unterscheiden könne; ihn bedünke aber, man ziehe eben deswegen in den Krieg, weil er voller Überraschungen und Gefahren sei, und solle sie also eher aufsuchen als vermeiden.

„Das ist brav gesprochen," rief der König aus, indem er

dem jungen Manne, dessen hübsches Gesicht errötete, die Hand auf die Schulter legte.

„Ich weiß nicht, was für eine Vortrefflichkeit daran ist, sich ohne Not totschießen zu lassen," sagte Friedrich und gähnte; denn es war noch früher Morgen. „Wir bekommen nicht leicht einen anderen König und Haupt wie Eure Majestät, und Sie täten deshalb gut, Ihre kostbare Person, von der unser aller Wohl abhängt, in Sicherheit zu bringen."

Während das Gespräch noch in dieser Weise geführt wurde, hörte man das Pfeifen einer Kugel und sah im selben Augenblick den Prinzen Christoph lautlos zu Boden stürzen; es ergab sich, daß die Kugel ihm den Kopf vom Rumpfe gerissen hatte. Der König, welcher zunächst gestanden hatte, taumelte ein paar Schritte rückwärts und mußte sich an dem Pfalzgrafen halten. Nachdem er sich gefaßt hatte, hielt er eine Ansprache, wie sehr dieser Verlust zu beklagen sei, und wie groß die Trauer des Vaters, des Markgrafen von Baden, sein müsse. Indessen, sagte er, sei doch im Grunde kein Anlaß zur Trauer, denn die Menschen wären nicht Kinder dieser Welt, sondern der Ewigkeit, woran Gott sie zuweilen mahne, damit sie sich der Welt nicht allzusehr annähmen. Es hätte wohl jeder in seinen jungen Tagen einmal ein geliebts Weib umarmt, nach abgetaner Lust aber sei er gern im dunklen Strome des Schlafs versunken; so streife man auch willig das Körperkleid ab, wenn der Abend des Lebens gekommen sei. Was aber ihn betreffe, so glaube er nicht, daß Gott ihn schon rufen wolle. Es solle ihn niemand gegen Gott mißtrauisch machen. Gott habe ihn an seiner Hand über das Meer und mitten in das Deutsche Reich geführt; das sei nicht umsonst, sondern zu etwas Großem geschehen. Des Königs Blick schweifte über das bewegte Lager und die Türme der Festung in die Ferne. Sollte es aber doch Gottes Wille

sein, seinem Lauf ein Ende zu machen, fuhr er fort, so sollten sie deshalb nicht verzagen; denn Gott könne einen anderen Kavalier erwecken, der tapferer und geschickter als er sei, Gottes Willen auszuführen. Es hange nicht so viel von seiner Person ab, wie sie meinten; ob es zu glauben sei, daß Gottes große Werke auf einen einzelnen gebrechlichen Menschen gestellt wären? Gott werde schon Mittel finden, sie zum bestimmten Ende zu führen.

Am selben Tage starb Tilly, nachdem er die letzten Stunden, unbehelligt durch weltliche Geschäfte, mit seinem Beichtvater gebetet hatte. Das letzte Wort seiner brechenden Lippe war Domine, worauf der Beichtvater, der ihn verstand, das Kruzifix erhebend mit lauter Stimme rief: Domine in te speravi, non confundar in aeternum, das ist: Herr, auf dich habe ich gehofft, verwirf mich nicht ewig. Aus dem Lächeln, das auf dem Gesicht des Toten erschien, schloß der Beichtvater, daß Gott ihm Gnade verliehen habe.

Um seine Soldaten nicht länger nutzlos aufzuopfern, hob der König, der mehrere Angriffe selbst geleitet hatte, die Belagerung auf. Zu Oxenstierna sagte er, ein wenig verstimmt, dies sei das erstemal, daß er einen Schritt zurückweichen müsse. Ob der jähe Tod des badischen Prinzen etwa doch als ein Warnungszeichen oder böse Vorbedeutung aufzufassen sei?

Man sollte immer auf das Böse gefaßt sein, sagte Oxenstierna gleichmütig, um so mehr erfreue einen das Gute. Er halte es im Hinblick darauf mit dem gelehrten, kürzlich verstorbenen Landgrafen Moritz, der gesagt habe, die Finsternis sei die Wesenheit und das Licht nur ein Akzidens der Finsternis. So meine er, das Böse regiere die Welt und sei gemein; die Kunst und Weisheit bestehe darin, jedes zufällige Lichtlein, woran immerhin kein Mangel sei, aufzusuchen und zu nützen.

Die Bürger der eroberten Stadt Landshut eilten an das Tor, warfen sich dem König zu Füßen und flehten ihn um Gnade für die Stadt an. Er habe keine Ursache Gnade walten zu lassen, antwortete der König unwillig. Der Herzog von Bayern habe diesen unglücklichen Krieg entzündet, indem er fremdes Gut an sich gerissen habe; um seiner Gewalttaten und Listen willen habe er sich geschworen, die erste bayrische Stadt, die in seine Hand falle, dem Boden gleichzumachen. Und ob denn die herrliche Stadt Magdeburg Gnade gefunden habe? Er wolle zum Andenken ihres Unterganges, der sich jähre, einen Scheiterhaufen anfeuern, der über ganz Bayerland leuchten solle. Das Gesicht des Königs war stark gerötet und drohend; er gab seinem Pferde die Sporen und ritt an den Flehenden, die fortfuhren zu jammern und zu bitten, ohne ein milderndes Wort vorüber nach der Burg Trausnitz, die er als ein Meisterstück der Baukunst hatte rühmen hören. Während er sie besichtigte, wandelte ihn plötzlich eine Ohnmacht an, so daß er sich auf ein Ruhebett legen mußte, um nicht zu fallen. Nach einer Weile konnte er wieder aufstehen und sagte zu Friedrich von der Pfalz, der ihm besorgt ins Gesicht sah, es habe nichts auf sich, es sei die Folge seiner kürzlichen Verletzung, oder der Zorn habe sein Blut zu sehr in Wallung gesetzt. Sie traten miteinander an das Fenster, von dem aus man auf die Stadt Landshut hinuntersehen konnte, und der König sagte, im Anschauen versunken, wohlgefällig: sie liege so funkelnd da, als sei sie eben aus einem Jungbrunnen gestiegen, und der Mai habe ihr ein Kränzlein auf ihre erneuerte Schönheit gesetzt.

So habe sein Vetter Maximilian in Heidelberg nicht gedacht, sagte Friedrich; er würde der Schönheit einen Pechkranz aufdrücken, wie auch Gustav Adolf vorher im Sinne gehabt habe.

Er habe sich anders besonnen, sagte Gustav Adolf, vom Fenster zurücktretend. Es nütze ihm nichts, wenn diese Stadt in Asche liege, und es daure ihn, daß die armen Leute für ihres Herrn Übeltaten büßen sollten. Sie sollten sich mit einer gehörigen Summe loskaufen, so wäre beiden besser gedient. Er wolle nicht als ein Mordbrenner durch das Reich ziehen.

Von Landshut ging es nach München, das, vom Herzog und der Herzogin verlassen, dem Könige ohne Widerspruch die Tore öffnete. Er war in heiterster Laune und ermunterte Friedrich zum Bewußtsein des Glückes, daß er nun als Sieger in seines Feindes Residenz käme. Mit besonderer Unterwürfigkeit warteten die Jesuiten Gustav Adolf auf; denn es war bekannt, daß er sie haßte, und daß in Schweden jeder, der sich dort treffen ließ, gesetzlich dem Tode verfiel. Er liebe sie nicht, sagte er ihnen, sie mischten sich in weltliche Händel, hätten dadurch viel Brand und Schaden gestiftet; sie sollten den Kapuzinern nacheifern, das wären gute Leute, die Gott dienten und der Armut beistünden, so wären ihm Mönche und Pfaffen recht.

Die Kapuziner waren auf das Wohlwollen des Königs stolz, und einer von ihnen sprach ihn auf dem Markte an mit der Bitte katholisch zu werden. Es sei gar zu traurig, sagte er, einen so großen, unübertrefflichen Helden gleichsam in einem schlechten Habit oder in löcherichten Schuhen zu sehen, die mit seiner Pracht und Majestät übel reimten. Was er denn sagen würde, wenn er einen schönen, adeligen Kavalier in löcherichten Schuhen daherstapfen sähe, durch die der Schlamm aus den Pfützen einflösse?

Ja, sagten die Männer und Frauen, die sich um den Kapuziner gesammelt hatten, das sei wahr, das sei kein sauberes Laufen mit löcherichten Schuhen, da habe der Kapuziner recht.

Und die Schuhe, fuhr derselbe fort, die der König brauchte, mit welchen man den Himmel erwandern könne, seien bei jedem Kaufmann umsonst zu haben, er müsse deswegen nicht weit laufen noch viel zahlen, warum er denn Heil und Seligkeit nicht ergreife? Es müsse einem ja das Herz brechen um einen so schönen, tapfern und freundlichen König, dem nur ein Tüttelchen abgehe, daß er der erste Potentat der Welt sein könne.

Ja, murmelten die Leute wieder, so sei es, an dem König von Schweden fehle sonst nichts, er solle die Schuhe kaufen, die bayrischen Schuhe, die stünden dem größten König auf Erden an.

Ihr guten Leute, sagte der König lachend, denkt, was meine Schweden sagen würden, wenn ich mit bayrischen Schuhen wieder in mein Land käme? Was würdet ihr zu eurem Herrn sagen, wenn er inskünftig wollte schwedisch oder türkisch einhergehen, daß ihr ihn kaum noch kennen möchtet?

Ja, das sei wahr, nickten die Leute, da habe der König es getroffen; aber der Kapuziner warf sich vor dem König auf die Knie, hob die Hände auf und bat, der König möge nur noch einen kleinen Augenblick verziehen, bis er zu Gott gebetet habe, daß er des Königs Sinn umwende. Ach, warum er es denn durchaus nicht wolle! Gott werde ihn sicherlich um seiner königlichen Tugenden willen erleuchten, wenn er nur noch ein Viertelstündchen verharren wolle!

Der König unterbrach ihn, indem er sagte, der Kapuziner möge immerhin beten, er wolle indessen weitergehen und seine Geschäfte erledigen. „Freund," sagte er, „auf Erden hältst du mich für einen großen Helden, und ich halte dich für einen gutmütigen Toren; wie es im Himmel mit uns gehalten werden soll, laß uns Gott anheimstellen."

Auf eine heimliche Meldung, daß im Zeughause viele Ge-

schütze vergraben seien, stellte der König Leute an, sie herauszuschaffen, wozu sich auch in Hoffnung auf guten Lohn mehrere Bauern willig zeigten. Als das erste Stück ans Licht kam, trat der König herzu und las den Namen vom Laufe ab, welcher Schalmei war, und rief aus: „Du bist in eines guten Jägers Hand gekommen und sollst noch zu mancher fröhlichen Jagd blasen." Er ließ die Kanone aufstellen und setzte sich darauf, um dem Fortgang der Arbeit zuzusehen. Es kamen zunächst die Apostel, wozu der König bemerkte, sie hätten lange geschlafen, sollten nun wieder in alle Welt gehn und predigen und die Heiden bekehren. Als das elfte Stück ausgegraben war, sagte der eine Arbeiter, sich den Schweiß trocknend, der zwölfte sei der Judas, der könne drunten in der Hölle bleiben. Nein, sagte der König, er habe in dieser Zeit nicht Ursache so heikel zu sein, und mit umwölkter Stirne fuhr er fort: „Ich habe mehr als einen Jünger, der mich verraten möchte."

Wie heiter Gustav Adolf sich auch zeigte, hatte er doch Stunden, wo er voll Unruhe und Besorgnis war. Oxenstierna drängte ihn, weiter nach den österreichischen Erblanden zu ziehen, dort die unzufriedenen Bauern aufzuwiegeln und endlich des Feindes Zentrum zu treffen. Was sei mit den vielen, teils kleinen und offenen Orten gewonnen, die man erobert habe und doch nicht werde halten können? Was mit den hundert Kanonen und der Handvoll Geld, die man in München gewonnen habe? Ob es richtig sei, eine Stadt in Brand zu setzen, um ein Stücklein Eisen zu schmieden? Er habe dem Kaiser Zeit gelassen, sich zu stärken, Wallenstein stehe schier unüberwindlich im Feld. Immerhin sei es auch jetzt noch besser, ihm schnell entgegenzugehen, als sich von ihm finden und die Schlacht vorschreiben zu lassen.

Was Wallenstein betreffe, sagte der König, so könne er

ihn vielleicht noch auf seine Seite ziehen. Es sei dazumal schon nahe daran gewesen und sicher sei es, daß er ihm, dem Könige, jetzt gedient habe, indem er Tilly hilflos gelassen habe. Es sei die allgemeine Meinung, daß Wallenstein es mit dem Kurfürsten von Bayern nicht redlich meine; wenn dem so sei, so habe er nichts von Wallenstein zu befürchten und wolle ihn nicht reizen. Gerade weil Frankreich ihn durchaus auf den Kaiser hetzen wolle, wolle er nicht. Solle er diese rheinischen Fürsten und Maximilian mit Frankreich hinter sich lassen? Solle der übermütige König von Frankreich die Frucht einheimsen, die er mühevoll gesät habe? Vielleicht hätte er den Kurfürsten von Sachsen nicht nach Böhmen gehen lassen, wenn er seine und Arnims große Falschheit genugsam durchschaut hätte. Arnim traktiere mit Wallenstein den Frieden, ohne ihn, vielleicht auch ohne seinen Fürsten zu fragen; er hasse den Arnim; ein Schelmengesicht möge immerhin lügen, von einem Kato sei es nicht zu leiden.

Oxenstierna zuckte die Achseln. Der deutsche Adel, sagte er, habe die Großmannssucht. Sie glichen den Jungfrauen, die sich in Dreck und Mist badeten, um eine reine Haut zu bekommen. Der König müsse ihnen mißtrauen und zuweilen die Peitsche zeigen, sonst sei nicht mit ihnen auszukommen. Demgemäß schrieb Gustav Adolf dem Kurfürsten, er müsse leider nachdenkliche Zeitungen aus Böhmen vernehmen, als traktiere der Kurfürst ihrem Verbündnis zum Trotze mit dem Kaiser. Es sei aber zwischen ihnen ausgemacht, daß kein anderer Friede könne eingegangen werden, es sei denn ein Universalfriede, in welchem die Krone Schweden mit ihren notwendigen Forderungen inbegriffen sei. Zum Überfluß schickte er den Pfalzgrafen August von Sulzbach nach Dresden, um den Kurfürsten persönlich auszuforschen und über ihn zu berichten. Die Antwort des Kurfürsten lautete, er habe

niemals im Sinne gehabt, sich von seinem Bundesgenossen zu wenden, vielmehr sei er durch seine treue Anhänglichkeit in äußerste Sorge und Not geraten; denn Wallenstein ziehe mit Heeresmacht heran, Weißenburg werde hart belagert und werde sich schwerlich halten können, der König solle doch sein Vertrauen nicht täuschen und ihm zu Hilfe kommen, bevor er mitsamt seinen armen Untertanen von der anwälzenden Wetterwolke zunichte gedrückt werde.

Auch von Nürnberg kamen ängstliche Briefe: der Zorn des Kaisers sei gegen sie erregt, Wallenstein habe gedroht, sie fürchterlich zu strafen, der Kurfürst von Bayern hätte es längst gern mit ihnen wie mit Donauwörth gemacht, sie wüßten sich ihrer Feinde und Neider nicht mehr zu erwehren.

Am Ende beschloß Gustav Adolf nach Nürnberg zu gehen; da könne er, auf eine große, reiche, ihm fest anhängende Stadt gelehnt, Wallenstein ruhig erwarten und werde es seinem Heere nicht an Proviant fehlen.

In tiefem Geheimnis kam der oberennsische Bauer Thomas Ecklehner nach Nürnberg, um mit dem König von Schweden ein Einverständnis herzustellen, so daß dieser in Österreich einfiele, dadurch den Bauern das Zeichen zum Aufstande gäbe und Wien so zweifach erschüttert würde. Der König fragte nach seinem Namen und Wohnsitz und erkundigte sich nach der Anzahl und den Kräften seiner Landsleute, auf die zu rechnen wäre. Es würde kaum einer zurückbleiben, sagte Ecklehner. Sie gingen wohl zur Messe, weil sie müßten; aber sie hätten Gottes Wort im Herzen.

Er fürchte, sagte Gustav Adolf, es möchte gehn wie die anderen Male: der Kaiser würde ihnen in der Not gute Worte geben, dadurch ließe der eine und andere sich locken, und zuletzt bliebe nur noch ein Häuflein, dem leicht der Garaus zu machen wäre.

Nein, sagte der Bauer, sie trauten nicht mehr. Wie gut es der Kaiser auch meine, er sei von den Jesuiten verhext, sie ließen sich nicht mehr fangen.

Ob sie sich auch bewußt wären, fragte Gustav Adolf, daß es Weib und Kind, Blut und Leben kosten könne?

Sie wären alle eines Sinnes und wollten es daran wagen, antwortete Ecklehner. Nur dürfe es sich nicht zu lange hinziehn mit dem Kriegführen, daß über nutzlosem Herumschweifen und Verhandeln Acker und Vieh verdürbe. Sie wollten frisch kämpfen, bis einer unterliege.

Gustav Adolf betrachtete den Bauer gedankenvoll. „Wenn alle wie Ihr wären," sagte er, „stünde es anders um den Glauben; aber die Menschen trachten im allgemeinen nicht nach göttlichen Dingen, sondern nach irdischen, Geld, Macht und allerhand Lust, und die vielen triumphieren über die wenigen."

Der Bauer lachte: sie hätten doch auch ihre Beistände, meinte er, den Herrgott, den König von Schweden und etwa noch den Türken. Ihnen fehle nur ein starkes Haupt zur Direktion; wolle der König das sein, brauchten sie nichts zu fürchten.

Was man nicht selbst vollbringen könne, solle man nicht wagen, sagte der König nach einer Pause. Es sei gefährlich, sich auf andere zu verlassen.

Ecklehner zwinkerte schlau mit den Augen: „Du hast ja selbst", sagte er, „in vielen Manifesten ausgehn lassen, du seist gekommen, um deinen Glaubensgenossen zu helfen. Du willst mich nur versuchen."

Der König erwiderte, auch Gott helfe nur dem, der sich selbst helfe. Aber es sei ihm gewiß Ernst, den Evangelischen beizustehen, er habe auch besondere Liebe zu den tapferen Bauern in Österreich und er wolle ihnen einstweilen, bis

er selbst käme, gute, zuverlässige schwedische Offiziere schicken, die mit dem Kriegswesen Bescheid wüßten. Er selbst habe viel auf dem Halse, müßte jetzt den Wallenstein erwarten, werde aber der Bauern nicht vergessen und wolle mit ihnen in Korrespondenz bleiben.

Auch sie wollten des Königs nicht vergessen, sagte Ecklehner, Gustav Adolfs Hand zum Abschied fassend. Sie wollten nichts als ihr Recht und ihren Glauben, Gott würde ihnen beistehn; sollte es nicht sein, so könnten sie nur vergängliches Gut verlieren, aber den Himmel dafür gewinnen.

Auf Oxenstierna hatte der Bauer einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Mit solchen Leuten lasse sich etwas ausrichten, meinte er. Das sei etwas anderes als die deutschen Fürsten und Herren, die sich nur unter des Königs Schutz bereichern wollten.

Ja, wenn er ein Bauernkönig sein wollte, hätte er daheim bleiben können, sagte Gustav Adolf; vielleicht wäre das auch besser gewesen. „Rechnen Eure Majestät uns für nichts?" fragte Oxenstierna schmunzelnd.

Gustav Adolf lachte und kam dann wieder auf den Feldzug zurück. Er habe es sich wieder und wieder überlegt, sagte er, er könne sich nicht mit den Bauern impegnieren, bevor es sich mit Wallenstein entschieden habe. Durch den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg habe er vernommen, die Böhmen wollten Wallenstein zu ihrem König machen; wenn das wahr wäre, so sei ja Wallenstein des Kaisers Feind und nicht der seine. Jetzt verlaute zwar, er werde sich mit dem Herzog von Bayern konjungieren; ob das aber glaublich sei? Vielleicht komme es zu einer Schlacht anstatt zu einer Konjunktion.

Ein paar Tage später, es war um die Mitte des Juni, kam die Nachricht nach Nürnberg, es habe bei Eger eine

Begegnung und Aussöhnung Wallensteins und des Herzogs von Bayern stattgefunden. Wallenstein habe die Bedingung gestellt, daß er allein den Oberbefehl über die vereinigte kaiserliche und bayrische Armee führen wolle, selbst wenn der Kurfürst beim Heere wäre, und der Kurfürst sei darauf eingegangen. Dann hätten sich die beiden Fürsten im Angesicht ihrer Truppen umarmt und geküßt. Der Kurfürst, so lautete der Bericht, habe bei dieser Szene dem Bildhauer geglichen, der eine Statue habe erwärmen wollen; es sei aber leicht möglich, daß die Umarmung dieses verliebten Pygmalion etwas frostiger gewesen sei, als es den Anschein gehabt habe, wenigstens habe niemand einige Rührung oder Empfänglichkeit an dem friedländischen Standbilde wahrnehmen können.

Er würde an Wallensteins Stelle einen solchen Schimpf niemals verziehen haben, sagte Gustav Adolf gereizt. Das habe Wallenstein wohl auch nicht getan, meinte Oxenstierna.

So müsse es sich denn entscheiden, sagte der König, und sei es ihm je eher desto lieber. Wenn er alle seine im Reich verstreuten Truppen an sich gezogen hätte, glaube er der kaiserlichen Armada gewachsen zu sein.

Allmählich sammelten sich die Abteilungen des schwedischen Heeres, die in verschiedenen Teilen des Reiches lagen, auf des Königs Gebot in Nürnberg an; nur Bernhard von Weimar, der in Tirol stand, zögerte, weil es ihm nicht anstand, seine Eroberungen zu unterbrechen. Hierüber kam es zu einem heftigen Auftritt, indem der König ihn zur Rede stellte, Bernhard aber mit trotziger Miene entgegnete, er sei ein freier deutscher Reichsfürst, kein Dienstbote oder Bauer, und lasse sich von niemandem, wer es auch sei, an die Ehre greifen. „In Sachen des Kriegswesens", sagte Gustav

Adolf zornig, „sind Euer Liebden kein Fürst, sondern mein Oberst.“ Er habe zu gehorchen wie jeder andere; wie er sonst ein Propositum ausführen könne, wenn jeder tue was ihm beliebe? Der junge Herzog schwieg, aber keineswegs aus Unterwürfigkeit, sondern, wie es schien, um sich Widerspruch und Widerstand für gelegene Zeit zu bewahren; er kam dem König vor wie eine wilde Dogge, die verstohlen die Zähne fletscht, wenn sie den Herrn die Peitsche erheben sieht. Er erinnerte sich, denselben Ausdruck heimlicher Ungebärdigkeit an Bernhard wahrgenommen zu haben, als er ihm das erstemal aufwartete und Bewunderung und Eifer an den Tag legte, und wie er bei sich gedacht hatte, er sei fast noch ein Knabe und müsse gezogen werden; aber blieb ihm jetzt Zeit und Kraft übrig, den Zuchtmeister der deutschen Prinzen zu spielen? Und wie sollte er dieser stillen, geduckten Widersetzlichkeit begegnen?

Vom Kurfürsten von Sachsen erhielt der König einen Brief, wie er, Gustav Adolf, sich durch seine viktoriosische Tapferkeit ein monumentum immortalitatis gesetzt habe, wie der Kurfürst wohl wisse, daß der König nicht wegen des privatum, sondern zur Rettung des heiligen evangelischen Glaubens sein Leben wage, und wie er, der Kurfürst, dies zeitlebens in höchster Konsideration halten werde. Daß aber aus vielen leicht anzuziehenden Bibelstellen genugsam hervorgehe, wie der liebe Frieden ein gottseliges und höchsterwünschtes Gut sei, und wie deshalb die Friedenstraktate nicht auf die lange Bank geschoben werden dürften und so weiter.

Gleichzeitig schrieb der Resident aus Dresden, es sei offenkundig, daß die Verhandlungen Arnims mit Wallenstein unter Mitwissen des Kurfürsten stattgehabt hätten und noch fortgesetzt würden. Der Arnim rühre sich nicht, lasse

das Land so verderben, daß sämtliche Räte und selbst Offiziere in den Kurfürsten gedrungen wären, er solle die Bauern bewaffnen, damit sie sich verteidigen könnten. Der Kurfürst habe aber im vollen Zorne gesagt, lieber als daß er die Bauern bewaffnete, möchte das Land zugrunde gehen; denn wenn die Bauern Waffen hätten, würden sie das Wild erlegen, das ihre Äcker verderbte, und könnte er keine Jagden mehr halten. Es glaube niemand, daß Arnim gegen Wallenstein das Schwert entblößen werde, oder es werde nur eine Spiegelfechterei geben. Der König müsse schleunig kommen und mit Arnim aufräumen, auch die Offiziere selbst in Eid nehmen, um Unglück vorzubeugen.

Unmut und Sorge häuften sich zum Ersticken auf des Königs Brust. Hätte er geradeswegs in eine Schlacht reiten können! Das Stilliegen in der schwülen Ebene drückte jede Verstimmung tiefer ins Herz zurück.

Es war der Peter- und Paulstag, die dunklen Blätter hingen matt herunter, als ob die schwere Luft sie erstickte, und die stechende Hitze kroch wie Fiebergift durch den Körper der Erde. Als der König, die Stirn zusammengezogen, durch das Lager ging, näherten sich ihm ein paar Bauern, um sich wegen gestohlenen Viehes zu beklagen. Nachdem der König strenge Bestrafung nach dem Gesetze versprochen hatte, kam ein Hauptmann und bat, den Schuldigen, unter denen sich auch ein Rittmeister befand, die Strafe für diesmal zu erlassen. Das könne er nicht, sagte der König, er strafe nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen, und damit die Unschuldigen nicht mehr als ohnehin unvermeidlich sei durch den Krieg litten; die Diebe sollten ohne Verzug den Tod erleiden.

Eine Reihe von Fürsten und Offizieren umgaben den König: Friedrich von der Pfalz, die Herzoge Wilhelm und

Bernhard von Weimar, Graf Solms, die Schweden Banér und Horn und viele andere; sie bemerkten die außergewöhnliche Gereiztheit Gustav Adolfs und ein drohendes Blitzen in dem Blicke, den er über sie hinjagen ließ. Plötzlich ergriff er das Wort zu einer Ansprache etwa mit diesen Worten: „Ich habe hören und lesen müssen, daß im Deutschen Reiche geklagt wird, der Schwede hause mit Mord und Brand, der Schwede verwüste das Land, der Schwede richte das Reich zugrunde, während ich doch auf Eure Klagerufe Euch zu Hilfe gekommen bin. Bin ich es, der das Reich verwüstet? Und wenn ich es wäre, so möchte es mir als einem Fremdling, den der Kaiser beleidigt und verfolgt hat, wohl hingehn. Aber ich bin es nicht, sondern ihr seid es, ihr seid die Diebe und Räuber, vom Geringsten bis zum Höchsten. Ja, ihr deutschen Herren und Fürsten seid es, die wie Wölfe das eigene Vaterland in Stücke reißen. Das Blut verwandelt sich mir zu Galle, wenn ich euch ansehe und euren Eigennutz, Habgier, Verrat und Untreue bedenke! Bin ich um meinetwillen auf einen Beutezug nach Deutschland gekommen? Ich habe Frankenland und Bayerland erobert und alles euch ausgeteilt, für mich habe ich nicht so viel behalten, wie ein Paar alte Stiefel wert sind!"

An dieser Stelle hielt er inne und sah, wie seine Zuhörer die Köpfe hängen ließen; den Ausdruck ihrer Gesichter konnte er nicht erkennen. Er hatte sich so erregt, daß der Schweiß an seinen Schläfen hinunterlief, sein Herz schlug in starken, schnellen Schlägen, und er mußte ein leises Schwindelgefühl unterdrücken.

„Redlich gefochten habt ihr," fuhr er nach einer Pause fort, „in der Schlacht seid ihr tapfere Kavaliere, und in diesem Punkte bin ich euch Dank schuldig."

Am selben Tage benützte Friedrich von der Pfalz eine

Gelegenheit, um zu Gustav Adolf zu sagen, seine Rede habe ihn sehr bestürzt gemacht, und wenn er seine Vorwürfe auf ihn gemünzt habe, so wisse er nicht, womit er sie verdient habe. Er wolle nichts, als daß ihm sein Land mit der Kurwürde zurückgegeben werde, darum werde ja der Krieg geführt, und es sei sein gutes Recht. Er sei schon mehrfach gewarnt worden, als habe der König andere Pläne mit der Pfalz; trotzdem habe er ihn, Gustav Adolf, nie gedrängt, um ihm nicht lästig zu fallen, und weil er ohnehin wisse, Gustav Adolf werde ihm zur rechten Zeit schon geben, was ihm gehöre, und halten, was er ihm versprochen habe.

Er habe Friedrich nichts vorzuwerfen, antwortete der König, auch mit Wissen ihn nie beleidigt. Übrigens werde er niemandem vorenthalten was ihm gehöre, solange aber der Krieg währe, müsse er alle von ihm eroberten Länder brauchen, wie wenn er ihr Herr wäre, sonst müsse er hier wie ein Räuber in den Wäldern irren, der in Höhlen lebe und sein Haupt auf nackte Steine lege.

Friedrich konnte sich nicht sofort darüber klar werden, wie diese Worte des Königs auszulegen wären, und mochte doch nicht um eine deutlichere Bestimmung bitten. Je mehr er darüber nachdachte, desto bänger wurde ihm zumute. Er hatte niemals ein förmliches, ausdrückliches Versprechen von Gustav Adolf erhalten noch verlangt und sich auch etwas auf seine Zurückhaltung zugute getan; wie wenn der König es nun nicht redlich mit ihm meinte? Aber wozu, dachte er, wäre er denn hier? Und warum wäre er Gustav Adolf überall wie ein Hündlein nachgezogen? Er war ihm heute erschienen wie ein Löwe oder Tiger, der einen plötzlich, wenn ihn der Hunger oder Zorn überfiele, mit einem Tatzenschlage niederwerfen und zerfleischen könnte. Mit wachsender Sehnsucht dachte er an die Zeit, wenn der leidige Krieg

vorüber wäre und er in Heidelberg ausruhen könnte. Freilich brachte er seinen ältesten Sohn, seinen Liebling, nicht wieder, mit dem er vor dreizehn Jahren ausgezogen war; was lag im Grunde daran?

Unterdessen legte sich die Masse des Wallensteinischen Heeres vor Nürnberg. Wie ein stetig fallender Schnee sich allgemach höher aufbaut, bis er die Fenster einer Hütte überwächst, dann das Dach und sie erstickt, so breiteten sich die Regimenter etwa zwei Stunden vor der Stadt aus. Der König von Schweden beobachtete in guter Laune, wenn auch ein wenig enttäuscht, wie fest und sorglich, als solle es für Jahre sein, der Feind sich verschanzte. Wallenstein habe keine Lust, sich zu schlagen, sagte er, und baue ihnen ein zweites Nürnberg vor die Nase. Man müsse geduldig warten, bis die Affenstadt des Spiels überdrüssig werde.

Bald jedoch zeigte es sich, daß das Land die angeschwollene Menschenmenge nicht ernähren konnte; etwa 60000 Mann zählte das kaiserliche Heer, das schwedische etwa 70000. Auf anfängliche Hitze folgten Gewitter, Regen und Kälte, das Obst reifte nicht und wurde, als Brot und Fleisch zu mangeln anfing, grün wie es war von den hungrigen Soldaten gegessen. Krankheiten verbreiteten sich im schwedischen Lager, und viele starben an der Ruhr. In der Stadt nahm Mißtrauen und Niedergeschlagenheit zu, wie die Kranken auf den Wunsch des Königs zu besserer Pflege hineingebracht wurden und zu der schon herrschenden Teuerung noch die Seuche eingeschleppt zu werden drohte. Einmal traf es sich, daß zwei kranken Soldaten das Quartier bei einem Barbier angewiesen war, der in einem kleinen baufälligen Hause nicht weit von der Stadtmauer wohnte; derselbe schloß die Tür vor ihnen zu und rief aus dem Fenster, er habe mit Frau und sieben Kindern nur zwei Zimmer,

könne niemand mehr unterbringen, sie sollten weitergehen zu Leuten, die es vermöchten. Von den beiden Soldaten war der eine zu entkräftet, um weitergehen zu können, und kauerte sich in die Tür, wo er vor dem kalten Regen einigermaßen geschützt war. Der andere schimpfte und bat, man möge ihnen wenigstens ein paar Löffel Suppe oder Brot reichen, während der Barbier zeterte, der Kranke solle von seiner Schwelle, er bringe ihm die Pest ins Haus. Die Nachbarn hielten sich still, um nicht zur Hilfeleistung herangezogen zu werden, erst nach einer Stunde kamen ein Ratsbote und der Pfarrer des Viertels und redeten auf den Barbier ein, er solle seine Pflicht tun. Dieser öffnete die Tür nicht, sondern steckte nur sein spitzes Gesicht aus dem Fenster und schrie, er sei nicht verpflichtet den Tod ins Haus zu lassen, und niemand könne ihn dazu zwingen, der Pfarrer solle es selbst tun, wenn er so mildherzig wäre. Er müsse sein Brot verdienen, es würde aber niemand sich bei ihm scheren oder sonst kurieren lassen, wenn er pestkranke Leute bei sich hätte. Die Kerle gehörten ins Spital, oder die Ratsherren und Pfarrer und andere reiche Hansen, die große Häuser und zu essen im Überfluß hätten, sollten sie zu sich nehmen. Als die Pfarrersfrau mit einem Topf Suppe kam, war der Soldat, der auf der Türschwelle lag, eben gestorben; seine Augen starrten nach oben, seine Hände waren krampfhaft geballt, und der Regen floß an ihm herunter. Eine alte Witwe erklärte sich nun auf Zureden des Pfarrers bereit, den anderen Soldaten aufzunehmen unter der Bedingung, daß er und andere gutherzige Leute ihr mit Speise und Trank ein wenig beiständen.

Am folgenden Sonntage strafte der Pfarrer den Barbier von der Kanzel herunter, indem er den Text vom barmherzigen Samariter anzog und augenscheinlich auf ihn blickte

und deutete; allein der Barbier, der zierlich gekleidet und frisiert war, lächelte dreist und ließ seine Augen herausfordernd durch die ganze Kirche spielen. Auch in anderen Gemeinden ermahnten die Geistlichen ihre Pfarrkinder mit strengen Worten zur Barmherzigkeit gegen die schwedischen Soldaten, die ihr Vaterland, Weib und Kind verlassen hätten, um ihnen brüderlich beizustehn, da sie in Gefahr gewesen wären, Leib und Seele an die päpstliche Tyrannei zu verlieren; so sei es billig, daß sie wiederum den Unglücklichen in der Not mit allem, was sie vermöchten, zu Hilfe kämen.

Einige Tage später wurden mehrere Pfarrer auf das Rathaus beschieden und befragt, ob es an dem sei, wie verlaute, daß sie vom König von Schweden silberne Pokale zum Geschenk empfangen hätten, damit sie ihre Gemeinde zur Mildherzigkeit gegen die schwedischen Soldaten anhielten?

Pfarrer Leibnitz nahm das Wort und sagte, es verhalte sich allerdings so, daß die königliche Majestät einigen unter ihnen silberne Becher habe überweisen lassen, allein nicht unter Bedingungen oder als Belohnung, sondern aus angeborener königlicher Freigebigkeit und Gnade. Sie glaubten mit Annahme derselben nichts Unrechtes getan zu haben.

Ob sie denn nicht wüßten, sagte der Bürgermeister, daß es den Stadt-Angestellten verboten sei, von fremden Potentaten Geschenke anzunehmen?

Die Becher, sagte Leibnitz, wären Geschenke, wie sie ein reicher Mann einem armen wohl machen könne und wären nicht mit Pensionen oder goldenen Gnadenketten zu vergleichen. Zwar sei es allbekannt, daß es viele Fürsten, Herren und Obrigkeiten im Reich gäbe, die dergleichen von fremden Potentaten und auch von der schwedischen Majestät

angenommen hätten und annähmen. Auch die Stadt Nürnberg habe sich ja von dem König das Deutschordenhaus und die kaiserlichen und bambergischen Güter schenken lassen; um so weniger hätten sie die silbernen Becherlein anzunehmen Bedenken getragen, wodurch sie zu nichts verpflichtet wären und dem Dienste der Stadt keinerlei Abbruch getan werde.

Dergleichen Anzüglichkeiten und Subtilitäten vernehme man dieserorts nicht gern, sagte der Bürgermeister, sie sollten sich einfältig und ohne Ausschweifungen an ihre Bestallung halten. Man habe auch ungern vernommen, daß verschiedene Pfarrer bis in die Nacht hinein mit den schwedischen Offizieren pokulierten und in augenscheinlichem Rausch, ungestüm und mit lallender Zunge heimkämen. Das stehe christlichen Hirten nicht an, die ihrer Gemeinde das Vorbild eines tugendhaften Wandels aufstellen sollten.

Er für seine Person, sagte Pfarrer Leibnitz, nehme nicht mehr als einen Schlaftrunk vor dem Zubettgehn zu Hause zu sich.

Ja, das sei bekannt, sagte der Bürgermeister, daß er fleißig und fast übermäßig den Büchern obliege, man habe damit auch nicht auf ihn zielen wollen. Dagegen habe er wie verschiedene andere Sonntags auf der Kanzel für den König von Schweden gebetet, dagegen das herkömmliche Gebet für die kaiserliche Majestät ausgelassen, was der Kaiser als einen Schimpf auslegen, und was daher nicht geduldet werden könne.

Die Stadt stehe ja im Bündnis mit dem König von Schweden, sagte Leibnitz und führe Krieg mit dem Kaiser; wie er denn mit Fug für den Kaiser beten könne?

Sie führten keineswegs Krieg mit dem Kaiser, sondern allein der König von Schweden, sagte der Bürgermeister. Sie wären eine kaiserliche Reichsstadt, wenn sie sich auch erlaubte Verteidigung gegen die Übergriffe kaiserlicher

Soldaten vorbehielten. Auch sollten die Pfarrer, als Geistliche, sich politischer Distinktionen enthalten, deren sie weder befugt noch mächtig wären.

Nun brachten auch die übrigen Pfarrer vor, sie hätten geglaubt, der Stadt mit ihrem Gebet für den König von Schweden einen Dienst zu tun. Was denn aus der Stadt werden würde, wenn Gott dem Könige nicht den Sieg verliehe? Gott habe das wegen der erprobten und offenkundigen Frömmigkeit des Königs bisher getan; das Blatt könne sich aber wenden, und dann werde der Kaiser mit der Rache nicht sparen. Solches Unglück wollten sie mit Gebet abwenden.

Gebet in der Kammer und Gebet in der Kirche sei zweierlei, sagte der Bürgermeister. Man müsse dem Pöbel viele Dinge bescheidentlich sagen, die man unter verständigen Männern laut aussprechen dürfe. Auch sei bekannt, was für ein Schandieren und Lästern in dieser bösen Zeit im Schwange sei, und wie auch das Unschuldige übel ausgedeutet werde. Sie könnten ja für den Sieg der evangelischen Sache oder für die Erhaltung des evangelischen Glaubens beten, mit unverfänglichen Worten, aus denen niemand der Stadt einen Strick drehen könne. Was die Becher anbelange, so müsse der Rat darauf bestehn, daß sie dem König zurückgegeben würden, damit den Rechten der Stadt kein Präjudiz geschehe und offensichtlich festgestellt werde, daß sie in des Rats und nicht in des Königs von Schweden Sold ständen.

Wie Woche auf Woche verging, ohne daß Wallenstein sich rührte, vermehrte sich des Königs Ungeduld und Unmut und die Niedergeschlagenheit der Stadt. Zuweilen brachten Überläufer oder Spione die Nachricht, es gehe etwas vor im feindlichen Lager, die Nahrung gehe aus, man rüste zum Aufbruch; aber es blieb unverändert und unbewegt.

Gegen das Ende des August beschloß Gustav Adolf einen

Angriff, obwohl ihm seine Offiziere, namentlich Bernhard von Weimar, mit Hinweis auf die Unmöglichkeit, den verschanzten Berg zu erstürmen, abrieten. Der Erfolg gab ihnen recht, denn trotz aufgewandter Tapferkeit prallten alle Angriffe an dem Festungslager ab, einzig Herzog Bernhard gelang es, sich auf einer Anhöhe festzusetzen. Da es aber bereits gegen den Abend ging und der König die Vergeblichkeit des Kampfes eingesehen hatte, schickte er ihm die erbetene Verstärkung nicht, sondern befahl den allgemeinen Rückzug, ohne irgendeinen Gewinn aus dem verlustreichen Sturm gezogen zu haben. Er habe einen Fehler begangen, sagte der König am folgenden Tage, das sehe er ein; aber er wolle sich dadurch nicht entmutigen lassen, sondern sich bestreben, es durch glücklichere Taten wieder einzubringen. Wallenstein tat sich auf den Mißerfolg des Königs viel zugute; aber er suchte ihm persönliche Aufmerksamkeiten zu erweisen, wie er ihm denn einen gelegentlich eines Ausfalls gefangenen Offizier ohne Lösegeld zurückschickte. Derselbe erzählte, wenn man den Friedländer von ferne sehe, habe er zwar ein düsteres und gefährliches Aussehn; aber wenn er anfange zu konversieren, stelle er sich als ein höflicher Kavalier dar, mache auch Späße, nur an galanten trage er kein sonderliches Gefallen, lache aber nie laut. Er sei vorzüglich bewirtet worden und Wallenstein habe ihm besondere Huld erwiesen, auch einmal etwas spöttisch gefragt, wie der König über seine Kriegführung denke? Der Kurfürst von Bayern habe sie anfänglich nicht approbieren wollen.

Durch den kaiserlichen Oberst Sparre, der in seine Gefangenschaft geraten war, ließ der König Wallenstein Friedensvorschläge machen; allein Wallenstein schob es von sich, indem er erwiderte, er müsse damit zuvor an den Kaiser gelangen. Es verlautete, der Kaiser wolle in der Sache den

ehemaligen Administrator von Magdeburg, Markgrafen Christian Wilhelm, an Gustav Adolf schicken, mit dem er von früher bekannt war. Christian Wilhelm nämlich war in der kaiserlichen Gefangenschaft schnell unter vielen Tränenvergießungen katholisch geworden, beteuerte häufig, daß er nicht begreife, wie er sich zu so schweren Irrtümern und Abfall von Gott und dem Kaiser habe verführen lassen können, und suchte mit feuchten Augen eine Gelegenheit, diesen schwer beleidigten Majestäten durch willig geleistete Dienste seine Reue und Devotion zu erweisen. Indessen wurde die obenhin angebahnte Traktation von keiner Seite fortgesetzt.

Friedrich von der Pfalz lag krank an der Ruhr, die in Nürnberg umging. Er las ein französisches Buch über die Tugend der Frau; aber es unterhielt ihn nicht sonderlich und konnte seine vielfachen Sorgen nicht zerstreuen. Er hatte kürzlich wieder an seinen Schwager von England geschrieben und erwartete ungeduldig die Antwort, obwohl er im Grunde überzeugt war, sie werde nichts anderes als alle früheren Briefe, nämlich leere Vertröstungen, enthalten. Das kränkte ihn nicht so sehr, wie daß Gustav Adolf jetzt so viel Gewicht auf die englische Hilfe legte; er erinnerte sich bestimmt, daß er anfänglich seinen Beistand niemals davon abhängig gemacht hatte. Wenn das ein Vorwand wäre, den Gustav Adolf brauchte, um die Pfalz für sich zu behalten? Nachdem er seine fiebernden Gedanken in diese Möglichkeit hineingebohrt hatte, verwarf er es alles wieder: ein so treuloses Verhalten des Schwedenkönigs war doch unmöglich, auch würde die Entrüstung der ganzen ehrliebenden Welt ihn zur Erfüllung seines Versprechens nötigen. Er, Friedrich, hatte so viel für den Glauben getan und gelitten; endlich einmal, dachte er, müsse er durchaus den Preis für seine Beharr-

lichkeit ernten. Er malte sich aus, wie es sein würde, wenn er mit den Seinen nach vielen Leiden, Fahrten und Kämpfen wieder in die Heimat einziehn würde. Die Frankenthaler würden ihre schmucken Häuser mit jungen Reisern bestecken und ihm und seiner Frau köstliche Schmucksachen darbringen, wie nur sie sie herstellen könnten, hübsche Mädchen würden vor ihnen aufziehn, würden sich und die ganze Pfalz selig preisen, daß sie ihn wieder hätten, und ihm Glück wünschen. Dann, wenn das Heidelberger Schloß in Sicht käme, würde er es den Kindern zeigen und ihnen erklären: Seht, das ist das Fenster, aus dem die Großmutter uns weinend nachsah, als wir Abschied nahmen, und dort ist das Zimmer, wo Heinrich geboren wurde. Seine Gedanken verdunkelten sich, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß ihm eigentlich alles ganz, ganz gleichgültig sei. Vergebens versuchte er den Faden wieder aufzunehmen, der vorher so bunt geschimmert hatte. Wenn ihm wenigstens der alte Vater Solms entgegengekommen wäre! Es fiel ihm ein, daß ihm obliege, den Sohn des Grafen wieder in den Besitz seiner Güter zu bringen oder ihn dafür zu entschädigen. Was für Klagen und Bitten würden auf ihn eindringen! Er drehte sich seufzend in seinen Kissen nach der Wand.

Als er wieder wohler war, vertrieb er sich die Zeit damit, in die Läden der Goldschmiede zu gehen und sich zeigen zu lassen, was sie Neues verfertigt oder erhandelt hätten. Bei Christoph Ritter sah er ein Gehänge von Perlen, Smaragden und Rubinen, dessen goldgefaßtes Hauptstück auf der Rückseite das eingeätzte Bild eines geharnischten Ritters aufwies. Friedrich fragte nach dem Preis und fand ihn zu hoch; er habe es teuer bezahlt, sagte der Goldschmied, es sei ein seltenes Stück aus Augsburg. Die Witwe des österreichischen Ritters Hanns Khevenhüller, der kürzlich vor Freistadt in

der Jungen Pfalz gefallen sei, habe es ihm angeboten, und er habe es aus billigem Mitleiden mit den armen Exulanten, die trotz ihres vornehmen Standes oft das liebe Brot nicht hätten, teuer bezahlt.

Um was der eine ärmer würde, sagte Friedrich, würde der andere reicher. Die Goldschmiede hätten das beste Leben, die Offiziere mit ihren Frauen wollten es doch alle den Fürsten gleichtun.

Der Goldschmied verschwur sich, daß er nicht viel mehr als ein Bettler sei, klagte über den Argwohn und die Strenge der Stadt, und daß er einen Verweis erhalten habe wegen einer Lieferung goldenen Tafelgeschirrs an den Grafen Ossa, der doch ein alter Kunde von ihm sei. In diesen schlechten Zeiten dürfe ein armer Mann nicht so heikel sein, er würde auch dem Teufel einen eingelegten Bratspieß machen, wenn er zahlte. Ein jeder entschuldigte sich, wenns ans Zahlen ginge; so hätte jetzt der oberpfälzische Marschall Hans Friedrich Fuchs von Winklarn, der wegen der Religion habe auswandern müssen und sich in Nürnberg niedergelassen habe, zu seiner Hochzeit mit der Sabina von Jagenreuth, einer Exulantin aus dem Österreichischen, vielerlei bestellt, Geschirr, Ketten, Schmuck und Tafelaufsatz, rede aber viel von seinen Einkünften, die von Bayern aus noch zurückbehalten würden, und von seinen Gütern, die er verkaufen müsse. Wer könne wissen, wie das auslaufe? Er traue nicht recht und habe doch nicht den Mut, die Lieferung zurückzubehalten. – Er dürfe schon trauen, sagte Friedrich lachend, Ritter Fuchs sei einer der reichsten unter seinen Vasallen; ohnehin werde die bayrische Okkupation nicht lange mehr dauern. Dabei betrachtete er die Gegenstände, unter denen ihm eine wie ein Pfau geformte mit Diamanten und Rubinen besetzte Agraffe besonders gefiel. Die möchte er wohl für sich haben, sagte

er; er könne jetzt zwar auch nicht bar zahlen, aber es sei dem Christoph Ritter wohl bekannt, daß er nun bald wieder in Heidelberg einziehen werde. Der Kurfürst von der Pfalz werde ja wohl Kredit bei ihm haben.

Der Goldschmied wand und drehte sich, rang die Hände und schwur, daß er in den jetzigen Zeiten niemandem mehr Kredit geben könne, und wenn es der Herrgott wäre. Die Zeiten wären allzu böse, Gesetz und Glauben gelten nichts mehr, jetzt herrsche die Fortuna. Er holte aus einem verschlossenen Schranke eine in ein seidenes Tuch gewickelte kleine Figur hervor und stellte sie vor Friedrich auf den Tisch; auf einer Kristallkugel stand, die Spitze des einen Fußes aufsetzend, eine weibliche Figur aus vergoldeter Bronze, die in einer Hand einen Kranz, in der anderen einen Dolch hielt. Der Kranz war aus buntem Schmelz gearbeitet, der winzige Griff des Dolches, ebenso ein Diadem, das die Frau trug, mit kleinen Edelsteinen verziert. Er habe einmal gelesen, erzählte der Goldschmied, daß der römische Dichter Horaz die Fortuna mit einem Weibsbild verglichen habe, das seinen Liebling hinterrücks ersteche, nachdem es ihn bekränzt und geküßt habe; danach habe er in seinen Mußestunden das Kleinod verfertigt. Es brauche es wohl einmal ein Fürst oder reicher Herr in seine Kunstkammer.

Friedrich schob das kleine Kunstwerk zurück und drehte die Agraffe liebkosend in der Hand; er nahm sich vor, sie zu seinem Einzuge in Heidelberg bestimmt zu kaufen, wenn sie dann noch verhanden wäre.

Pappenheim lag vor Hildesheim, um es den Schweden abzunehmen, als ein Brief aus Köln ihm die Nachricht von den Erfolgen der Schweden und Franzosen am Rheine brachte, daß Koblenz bereits erobert und das Kölnische be-

droht sei. Eilig mahnte er in einem Schreiben die Stadt Köln, es nicht am altdeutschen Heldenmute ermangeln zu lassen und die seit uralter Zeit in ihr heimische katholische Religion zu stützen, entschloß sich dann aber doch, in Anbetracht der Wichtigkeit des gefährdeten Gebietes selbst zu seiner Rettung aufzubrechen. Es war ihm dies insofern lieber, als er dadurch einen Vorwand bekam, dem Kurfürsten von Bayern nicht zu gehorchen, der ihn schon mehrmals zum Schutze vor Gustav Adolf dringend zu sich berufen hatte; denn seitdem er nach seiner Trennung von Tilly unabhängig Krieg führte, hätte er sich auch keinem Oberfeldherrn, nicht dem Kurfürsten und nicht einmal Wallenstein mehr unterziehen mögen. Er wollte für sich allein irgend etwas Großes vollbringen, wodurch seine Stellung ein für allemal gesichert würde, und dann, schwebte ihm vor, sollte Gustav Adolf irgendwie in seinen Umkreis verschlagen werden oder gar ihn aufsuchen, worauf er, um seine Taten zu krönen, ihn überwältigen würde. Die Besorgnis, gestört zu werden, hetzte ihn hierhin und dorthin, damit ihm ja nichts entginge; aber die kleinen Erfolge, die er errang, waren nicht das was er brauchte, und er gestand sich, daß sie die Lage im ganzen nicht im mindesten zugunsten seiner Partei veränderten. Mehr und mehr schien es ihm, als sei Geldmangel die hauptsächliche Ursache, daß es nicht vorwärts wollte, und er sann und bohrte, wie er sich einmal ausgiebig davon verschaffen könne; denn die Kontributionen und Brandschatzungen, die ohnehin immer schmächtiger flossen, waren sogleich wieder zerronnen. Hätte er wie Wallenstein das Recht gehabt, Konfiskationen vorzunehmen! Oder wäre der Kurfürst, der ja genug hatte, weniger zurückhaltend gewesen! Er schrieb demselben Briefe über Briefe, wenn er ihm nur ein einziges Mal 100 000 Taler überwiese, so würde er,

Pappenheim, die Welt in Erstaunen setzen und dem Kriege ein anderes Ansehn geben können. Maximilian gab zwar endlich nach, aber inzwischen, sagte Pappenheim, wären so viel Rückstände aufgelaufen, daß der Schnee, kaum er den Boden berührt hätte, wieder geschmolzen wäre. Da eröffnete sich ihm eine neue Aussicht, indem ihn die Infantin Isabella bat, die von den Staaten belagerte Festung Maastricht zu entsetzen, so sei sie erbötig, ihm nicht nur das Goldene Vlies zu verschaffen, sondern ihm auch 24 000 Taler monatlich auszuzahlen. Auf dem Wege nach Köln kam Pappenheim zu dem Schluß, daß er diese Gelegenheit, etwas Großes zu vollführen und Geld in die Hand zu bekommen, ergreifen müsse. Allerdings war es ein Wagnis und zugleich ein Unrecht, denn im Grunde war es seine nächste Pflicht, Bayern zu schützen, und ferner, da zwischen den Staaten und der Liga Neutralität bestand, konnte er seine Herren, die Ligafürsten, durch seine willkürliche Einmischung in große Verlegenheit bringen; aber das erste betreffend, so berief er sich auf gewisse Gerüchte, als sei Gustav Adolf in Bayern besiegt worden und also seine Hilfe nicht mehr notwendig, und übrigens würde ein großer Erfolg seine Eigenmächtigkeit rechtfertigen. Er schlug also den Weg nach den Niederlanden ein, der ihn durch das Herzogtum Jülich führte, und bat Wolfgang Wilhelm, als er nahe bei der Grenze war, ihm den Durchgang zu verstatten.

Dieser war ohnehin voll Mißvergnügen und Entrüstung. Die zweibrückensche Heirat hatte ihm von seiten Gustav Adolfs durchaus nicht die verwandtschaftliche Berücksichtigung eingetragen, auf die er gerechnet hatte, vielmehr hatte der Schwedenkönig seine Bitte um Neutralität kühl beantwortet. Das Wort Neutralität, schrieb ihm Gustav Adolf, sei ein weiter Mantel, unter dem sich allerlei verstecke; es sei ja

weltbekannt, daß seine Festungen Rheinberg und Orsau von den Spaniern besetzt seien, wie daß er sein Stammland Neuburg und die Erblande seiner Brüder, Sulzbach und Hildburghausen, wider die alten Verträge mittels Gewalt und List den Jesuiten ausgeliefert hätte. Wolfgang Wilhelm sagte sich, daß er diese Feindseligkeit der Anwesenheit seines Bruders August im Lager des Schwedenkönigs zuzuschreiben habe; der würde ihm genug Klagelieder über seine, des Ältesten, Ungerechtigkeit vorwinseln. Unter dem Neide dieser Brüder, sagte er sich, habe er nun einmal zu leiden, das hänge ihm von Haus aus nach; aber der große Trug und Undank, den er vom Kaiser und von Bayern erfahren mußte, erbitterte ihn weit mehr. Er antwortete Pappenheim mit gereizten Worten, er habe sich eines Angriffs oder Durchmarsches von den Kaiserlichen nicht versehen, da er mit dem Kaiser und der Liga in tiefem Frieden lebe und wegen vieler geleisteter Dienste eher auf Beförderung und Unterstützung, als auf so unleidliche Perturbationen gerechnet habe. Hierauf teilte ihm Pappenheim das Anliegen der Infantin Isabella mit, das er als ein ehrliebender Kavalier nicht habe abschlagen können. Er sei sich wohl bewußt, schrieb er, was er dem Herzog schulde; denn der Herzog habe ihn seinerzeit durch sein beredtes Disputieren der alleinseligmachenden, wahren Religion zugeführt, wovon seine glückselige und ruhmreiche Laufbahn ihren Ursprung genommen habe. Wie er sich damals von ihm, dem Herzoge, habe überreden lassen, so solle dieser jetzt auf ihn hören und den gefährlichen und schwierigen Grundsatz der Verschonung oder Neutralität aufgeben, der der guten Sache des katholischen Glaubens und dem Kaiser überaus hinderlich sei.

Diesen Brief fand Wolfgang Wilhelm ziemlich trotzig und ungebührlich; denn was verstand Pappenheim von der Lage

eines freien Reichsfürsten? Pappenheim machte sich leicht mit etlichen Narben, aufgegriffener Beute und aufgeblasenem Kriegsruhm bezahlt; was aber war sein Lohn, wenn er sich mit dem Kaiser einließ? Wenn er es je vergessen könnte, daß der Kaiser die pfälzische Kur, auf die er dem Grade der Verwandtschaft nach den meisten Anspruch besaß, an Bayern gegeben hatte, so häuften jene stets neue Unbill auf, indem der Kaiser die geheime Rebellion seiner Stände fomentierte, und indem der Kaiser und Bayern nicht einmal seinen billigen Anspruch unterstützen, Jülich-Kleve allein mit Ausschließung Brandenburgs besitzen zu wollen.

Er wäre wohl bereit, schrieb er Pappenheim, offen auf des Kaisers Seite zu treten, doch müsse er sich dann die oberste Leitung des Kriegswesens vorbehalten, da er als ein Reichsfürst sich nicht wohl einem Geringeren unterstellen könnte. Diese Einbildung fand Pappenheim nicht wenig lächerlich, und ohne sich auf weiteren Schriftenwechsel einzulassen, überschritt er die Grenze, ließ auch seinen Soldaten bei ihrem Durchmarsche ein leidliches Plündern und Verwüsten ungestraft hingehen.

Voll Sorge, daß die Staaten diesen Durchzug als Bruch der Neutralität auffassen möchten, zog Wolfgang Wilhelm hinter Pappenheim her, um sich beim Prinzen von Oranien, der Maastricht verteidigte, zu entschuldigen; überhaupt unterbrach er den eintönigen Aufenthalt in Düsseldorf gern durch Reisen, zu denen bei den verwickelten Geschäften nie ein Anlaß fehlte.

Außer diesem vorwurfsvollen Fürsten folgten Pappenheim noch die Klagen des geängsteten Kurfürsten von Köln. Er würde es auszubaden haben, schrieb ihm dieser, an ihm würden die Holländer ihre Rache kühlen, und gerade von Pappenheim habe er sich solcher Untreue und Eigenmacht nicht ver-

sehen, dem er stets bei seinem Bruder von Bayern das Wort geredet, dem er erst kürzlich die 100000 Reichstaler verschafft und ausgezahlt habe. Dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien gegenüber, der ein höfliches Erstaunen über Pappenheims Ankunft aussprach, verantwortete derselbe sich damit, daß Maastricht ein Reichsglied sei, welches er dem Reich nicht könne entfremdet werden lassen, obwohl er übrigens die Neutralität streng zu wahren im Sinne habe. Am allermeisten waren über Pappenheims unvermuteten Heranzug die beiden spanischen Feldherren, die vor Maastricht lagen, erbittert; was dem deutschen Tölpel in den Sinn komme, sich ihrer Angelegenheiten anzumaßen? Er solle nur, wenn er Lust habe, sich den Kopf an den holländischen Schanzen einrennen, sie wollten sich das Schauspiel gefallen lassen.

Pappenheim sank das Herz, als er innewurde, daß die Spanier nicht daran dachten, ihm beizustehen. Indem er seine Lage überblickte, wurde ihm klar, daß er, da er allein nichts gegen die Holländer ausrichten konnte, sich aussichtslos in einen Knoten von Schwierigkeiten und Verlegenheiten verwickelt hatte. Vernunft und Vorsicht hätten erfordert, daß er sogleich wieder abziehe, ohne noch sein Heer durch einen ergebnislosen Sturm zu schmälern; aber es kam ihm unerträglich vor, gleichsam als ein Hund mit eingezogenem Schwanze davonzukriechen. Er wollte wenigstens die Tapferkeit und Wohldisziplinierheit seiner Truppen ausweisen und den Spaniern vor Augen führen, wie schändlich es von ihnen sei, ihn aufzuopfern und seine guten Soldaten abschlachten zu lassen, ohne ihm beizuspringen. Im stillen hoffte er, sie würden ihren Sinn vielleicht doch noch ändern oder sich durch den einen oder andern kampflustigen Offizier fortreißen lassen, wenn er mit dem Angriff begänne.

Unterdessen war Wolfgang Wilhelm im Schlosse Geul,

wo Friedrich Heinrich von Oranien sich aufhielt, höflich aufgenommen worden. Er werde die Neutralität des Herzogtums Jülich gern anerkennen, sagte der Prinz, sowie Wolfgang Wilhelm es gleichermaßen damit halte; wenn die spanischen Truppen Rheinberg und Orsau evakuierten, sollten auch seine Truppen aus Wesel abziehn. Vorab, das müsse Wolfgang Wilhelm einsehn, würde er gegen die Kriegsräson handeln, wenn er den Spaniern bei ihm freie Hand ließe. Es sei ihm, klagte Wolfgang Wilhelm, die Evakuation längst von der Infantin versprochen, aber immer noch verzögert worden; er sei jetzt auf dem Wege nach Brüssel, um sie zu mahnen. Über Pappenheim lachte der Prinz von Oranien; der sei den faulen Krieg im Reiche gewöhnt und halte sich für unüberwindlich. Dem König von Schweden habe er doch nicht standhalten können. Und was für ein seltsames Wesen und Abenteuern dieser Zug sei? Wenn einer seiner Untergebenen sich dergleichen unterfinge, ließe er ihm den Kopf vor die Füße legen. Übrigens würde er nichts als Schimpf und Schaden davon haben. Ob Wolfgang Wilhelm ihn nicht ins Lager begleiten wolle, um den Angriff besser beobachten zu können? Der Herzog hatte keine Lust, mit dem Kriege in nähere Berührung zu kommen, und die hochmütige Gelassenheit Oraniens ärgerte ihn, obgleich er Pappenheim die Niederlage gönnte; aber er mochte nicht nein sagen, stieg zu Pferde und begleitete den Prinzen bis zu einer Anhöhe, wo sie nach seiner Angabe nicht ausgesetzt wären. Die braven Pappenheimer marschierten ganz munter in den Tod, sagte Oranien, indem er Wolfgang Wilhelm sein Perspektiv reichte, damit er besser sehen könne; vielleicht habe Pappenheim ihnen vorher Wein gereicht, damit pflegten viele deutsche Feldherren ihren Völkern Mut zu machen. Der König von Spanien, sagte Wolfgang Wilhelm, werde nicht wenig ungehalten sein,

daß seine Obersten sich nicht mit Pappenheim konjungiert hätten. Darüber lachte Oranien; der König von Spanien, sagte er, sähe es gern, wenn dem Kurfürsten von Bayern ein Tort geschähe; wüßten das die beiden Herren nicht, hätten sie sich wohl anders verhalten.

Pappenheim fieberte vor Zorn, besonders als ihm erzählt wurde, der eine von den spanischen Feldherren habe zum andern gesagt, Pappenheim sei ein vorzüglicher Seiltänzer, und er wolle dem König berichten, für die desperaten Kapriolen, die er vor ihnen aufgeführt habe, sei er wert das Goldene Vlies zu erhalten. Da nach drei Tagen Maastricht an die Staaten kapitulierte, blieb ihm nichts übrig, als seinem absonderlichen Seitensprung nebst nachfolgender Katastrophe ein ehrenvolles Ansehn zu geben und etwaige üble Folgen zu verhüten. Deswegen bat er den Prinzen von Oranien, er solle doch, was er für Kaiser und Reich zur Rettung Maastrichts unternommen, den Kurfürsten von Köln nicht entgelten lassen, der die Neutralität eifrig und treulich zu halten gesonnen sei. Dann schilderte er dem Kurfürsten von Bayern das neidische und treulose Benehmen der Spanier, wie sich überhaupt niemand außer ihm der katholischen Religion so recht annehme, was für einen staunenswürdigen, geschwinden Zug er ausgeführt, und wie der Geldmangel ihn zu diesem Unternehmen genötigt habe. Der Kurfürst, dem mittlerweile Gerüchte über Pappenheims tollen Zug zu Ohren gekommen waren, dachte daran, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, sowie er ein wenig vor dem Feinde aufatmen könnte, und noch mehr entrüstet war Wallenstein.

Wolfgang Wilhelm setzte seine Reise nach Brüssel fort, wo er sich von den unangenehmen Eindrücken der letzten Zeit wieder erholte. Die Infantin versprach ihm seinen Wunsch, die Evakuation der Festungen betreffend, bald zu erfüllen,

und auch die hohen Geistlichen und vornehmen Damen, die er aufsuchte, überhäuften ihn mit Liebenswürdigkeit. Täglich erhielt er Einladungen und wurde als ein schöner, kunstverständiger und hochgebildeter Fürst gefeiert, entfaltete sein schönes Reden und machte den Damen nicht ohne Herablassung den Hof. Im Kreise der nach neuester Mode und mit großer Pracht gekleideten Schönheiten fiel ihm zuweilen seine kleine nonnenhafte Frau zu Düsseldorf ein und daß sie lernen müsse, so lieb ihm auch ihr unscheinbares Wesen im allgemeinen war, sich zuweilen fürstlich herzurichten. Indem er mit Hochachtung von ihrem Verstande und ihrer Tugend sprach, erkundigte er sich bei seinen Freundinnen nach den Näherinnen, die ihre Roben verfertigten, und woher sie ihre Spitzen, Handschuhe und dergleichen bezögen.

Unterdessen lebte Katharina Charlotte ein einsam eintöniges Leben in dem großen Düsseldorfer Schlosse. Sie bangte sich zuweilen nach ihrem Manne, obwohl sie sich allein in mancher Hinsicht wohler fühlte; denn wenn er da war, bedrückte sie seine Unzufriedenheit über dieses und jenes, zum Beispiel über ihren Verkehr mit dem reformierten Pfarrer, den sie mitgebracht hatte, oder über die reformierte Kinderfrau, die er stets für irgend etwas verantwortlich machte, womit sie gar nichts zu tun hatte, und diese Tadelsucht ließ sie nie zur Ruhe kommen. Nun saß sie abends am Kamin, in dem sie sich, obwohl es Sommer war, der Kälte wegen ein Feuer anzünden ließ, und spielte mit ihrem kleinen Kinde, bis es für die Nacht schlafen gelegt wurde. An den Wänden des hohen dunklen Zimmers hingen die Bilder der alten Herzoge von Kleve: Herzog Wilhelms des Reichen, der in Geistesschwachheit gestorben war, und seiner schwermütigen habsburgischen Gemahlin, Wolfgang Wilhelms Großmutter, im starren dunkelroten Kleide und mit weißem, angstvollem Ge-

sicht, die so dastand, als ob sie sich vor dem Blick des Beschauers in die Mauer verkriechen möchte; ferner des letzten Herzogs Jan Willem, der in Melancholie und gefährlichem Blödsinn gelebt hatte, und seiner ersten Gemahlin, der badischen Jakobe, mit rotbraunen Haaren, die aussahen, als ob das Feuer der untergehenden Sonne darauf schiene, und von der man sagte, daß sie ihren Mann verzaubert hätte, und daß sie geheimnisvoll ermordet sei. Diese gemalten Figuren wären ihr eine traurige und furchtbare Gesellschaft gewesen, wenn sie das Kind nicht gehabt hätte, das mit seinem kleinen unschuldigen Leben wie ein Bild und Zeugnis von Gottes Gegenwärtigkeit war. Sie legte seinen zarten runden Körper gern auf den dunkelroten Teppich oder sah seine tiefdunkelblauen Augen in die hüpfende Flamme staunen, wie wenn es sie kennte und sie ihm vor namenlosen Zeiten einmal vertraut gewesen wäre; nur daß es so still lag und fast niemals lachte oder strampelte, ängstigte sie zuweilen so, daß sie die Kinderfrau rief, um ihre Meinung darüber zu vernehmen. Diese pflegte sie zu trösten und zu sagen, daß die schwächlichen Kinder oft zäh wären; freilich sei sie selbst, Katharina Charlotte, noch ein gar junges und gebrechliches Fräulein zur Ehe gewesen; man müsse es aber Gott anheimstellen.

Nachdem Wallenstein das Lager vor Nürnberg abgebrochen hatte, wandte sich Gustav Adolf wieder zur Donau. Er war in Donauwörth, als Oxenstierna seine Bitte erneuerte, der König solle der Einladung der oberennsischen Bauern folgen, ihnen ein Zeichen geben, und wenn das Land in Aufruhr sei, auf Wien ziehen. Der König hörte schweigend zu; der Plan sei wohl gut, sagte er, und er meine ihn auszuführen; indessen in der Frühe des folgenden Tages hatte er sich anders besonnen. Er finde es besser,

ſagte er, an den Bodenſee zu gehen; nach den letzten Briefen der evangeliſchen Eidgenoſſen würden ſie zu ihm ſtehn, wenn er ſie in Perſon anſpräche. In Biberach traf ihn eine Botſchaft, daß Wallenſtein ſich gegen Bamberg gewendet habe, und daß Pappenheim wieder in Weſtfalen ſei und augenſcheinlich in Heſſen einzufallen gedenke. Es laſſe keinen Zweifel, meinte Guſtav Adolf, daß Wallenſtein den Kurfürſten von Sachſen angreifen wolle; er werde nun wohl nicht umhin können, demſelben zu Hilfe zu eilen. Oxenſtierna entgegnete, wenn der König ſeinen Plan auf den Bodenſee aufgebe, ſo ſei er es ſehr zufrieden; aber er ſolle doch Wallenſtein nicht folgen. Damit werde er Zeit und Kraft verlieren; er, der König, habe ſeinerzeit in Mecklenburg Tilly ſo herumziehen wollen, der habe den Speck aber bald gewittert und ſich nicht lange mitſchleppen laſſen. So wolle er zunächſt den Marſch auf Neuburg befehlen, ſagte Guſtav Adolf, und ſich dort entſcheiden.

Als der König in Neuburg in die Kirche trat, fand er ſie ſchwarz ausgeſchlagen und von weinenden Menſchen erfüllt; denn es wurde ein Trauergottesdienſt für den auf der Rückreiſe von Dresden geſtorbenen Pfalzgrafen Auguſt gefeiert. Mehrere Stadtälteſte und Beamte, die den König bei einem früheren Beſuche geſehen hatten, erkannten ihn, gingen auf ihn zu und fielen, die Hände erhebend, vor ihm auf die Knie. Der König trat mit zürnender Gebärde einen Schritt zurück und rief: „Dies iſt Gottes Haus, wie mögt ihr hier vor Menſchen knien!“ Indem fiel ſein Blick auf den neben ihm ſtehenden jungen Leubelfing, der ihn mit großen, ehrfürchtigen Augen erſchrocken anſah, und er nickte ihm zu und lächelte. „Ich bin Staub wie ihr,“ fuhr er ſanfter fort, „wiewohl ich König bin. Gott braucht nur die Hand zu recken, und mein Sieg und Leben iſt am Ende.“ Die Leute

ſtanden zögernd auf und klagten, wie ſie nun gänzlich verwaiſt wären, da der gute Pfalzgraf Auguſt dahin und der junge Prinz nicht ſo vernünftigen und geſetzten Charakters ſei wie ſein Bruder, und wie ſie nun alle ihre Hoffnung auf den König von Schweden ſetzten; ſonſt müßten ſie ihr liebes Vaterland oder ihren Herrgott verlaſſen. Was an ihm ſei, ſo wolle er ihnen helfen, ſagte Guſtav Adolf. Er habe den Pfalzgrafen Auguſt wie einen Bruder liebgehabt und ſein unzeitiges Sterben ſei ihm zu Herzen gegangen. Sie möchten für ihn beten, daß Gott ihm beiſtehe, ſo wolle er ihrer auch nicht vergeſſen und ihre Religion ſchützen.

Der König war ſchlecht geſtimmt wegen der bevorſtehenden Hinrichtung des Oberſten Mitſchefall, der die zum Lechübergang wichtige Feſtung Rain ohne Not, aus Furcht oder Kopfloſigkeit, den Kaiſerlichen übergeben hatte. Marie Eleonore, die Königin, von den Freunden des Verurteilten gewonnen, hing ſich an ſeine Bruſt, drückte das Geſicht an ſeinen Hals und bat um das Leben des Unglücklichen; als er es ihr abſchlug, klagte ſie, es werde heißen, ihr Gemahl liebe ſie nicht, da er ihr niemals eine Bitte gewähre.

Guſtav Adolf küßte ſie auf die Stirn und ſagte, es ſei ihr Fehler, daß ſie ſich allzu leicht von Bittſtellern ausnützen laſſe. Das ſei keine Gelegenheit für ihn, ſeine Liebe zu beweiſen, ſondern die Ordnung im Kriegsdienſt zu erhalten. Wenn die Offiziere nicht wüßten, daß ſie den Kopf wagten, würden ſie das Intereſſe des Herrn in den Wind ſchlagen.

Marie Eleonore lächelte und ſagte, dies eine Mal werde es doch gewiß nichts ſchaden, wenn er ihr das Leben des Oberſten ſchenke, worauf er ihr verbot, weiter von der Sache zu reden.

Als er am Nachmittage von einem Ritt in die Umgegend zur Stadt zurückkehrte, ſah er Leute mit dem Abtragen des

Gerüstes beschäftigt, auf dem die Exekution vollzogen war. Der Delinquent habe sich anfänglich etwas sträuben wollen, dann aber, da er es für vergeblich erkannt, sich der Strafe fromm und verständig unterzogen, wurde ihm berichtet.

Bis zum früh einfallenden Abend las und schrieb der König in einem großen Wohngemache des Neuburger Schlosses. Ihm gegenüber hingen ein paar goldumrahmte, dunkle Bilder, die den alten Pfalzgrafen und seine Gemahlin darstellten; durch die Fenster fiel das blasse Zwielicht auf ihre ernsten, runzeligen Gesichter, ihre schwarzen fürstlichen Gewänder und die steifen Hände, in denen sie das Gesangbuch hielten. Auf einem anderen Bilde waren die drei Prinzen im jugendlichen Alter dargestellt: Wolfgang Wilhelm, einen Fuß zierlich vorangestellt, mit hoheitsvoll gelassenem Lächeln, der nun verstorbene August, ehrlich, treuherzig und ein wenig traurig, und der jüngste, Johann Friedrich, als ein Kind mit weichem Gesicht, ein hölzernes Steckenpferd an sich drückend. Der König betrachtete die Bilder eine Weile, dann stand er auf und setzte sich an eines der hohen Fenster, unter dem die Donau vorüberfloß. Unter ihm wogten die schweren Häupter alter Birken und Ulmen, durch die Luft zog der leidenschaftliche Geruch welker Blätter; denn es war Anfang Oktober. Vom Strom her hörte er durch die Stille leises Plätschern und das verhaltene Lachen und Flüstern junger Stimmen; es könne wohl ein Liebespaar sein, dachte er, das sich dort ein Stelldichein gäbe.

Er stützte den Arm auf und malte sich aus, wie sie in den hohen hellen Himmel sähen, während sie sich Brust an Brust drückten, und unwillkürlich summte er das kleine Liebeslied, an das er lange nicht gedacht hatte, vor sich hin: reizend, liebes Mädchen, ist es mit dir zu plaudern, reizend dich zu küssen, ach aber süßer, süßer als alles ist es, um dich zu

weinen. Ein Kahn löste sich vom Ufer und glitt mit dem Strome; vielleicht säßen sie darin, dachte der König, und das Glück und die Hoffnung bei ihnen.

Während er noch auf den dunklen Zug des Wassers hinuntersah, öffnete sich die Tür und Oxenstierna trat ein, blieb stehen und sagte mit einem Lächeln, die Majestät sei wohl am Phantasieren; er würde nicht zu stören gewagt haben, wenn es ihm nicht nötig schiene, die Beschlüsse des Königs für den folgenden Tag kennen zu lernen. Er habe noch nichts beschlossen, sagte der König lachend, indem er den Grafen mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud; den nächsten Tag wolle er dem Heere noch zum Ausruhn gönnen, hernach ständen ihm lange und eilige Märsche bevor. Da er Oxenstiernas Blick auf sich ruhen fühlte, sagte er: „Du tadelst mich in Gedanken, daß ich nicht mit mir einig werden kann. Was tut es aber? Es ist schnell ausgeführt, was ich mit Überzeugung befehle." Er wisse wohl, sagte Oxenstierna, daß es unmöglich sei, den König von einem gefaßten Entschluß abzubringen; da aber der König noch schwanke, wolle er einen Versuch machen, seinen Willen zu beeinflussen. Er, Oxenstierna, habe von Anfang an geurteilt, der König müsse gerade auf Wien losgehn; Wien sei schlecht verteidigt, könne leicht genommen werden, nur an des Königs Willen habe es gefehlt.

Was für eine wunderliche Weise habe dem König beliebt, sein Heer in viele Teile aufzulösen und über das Reich zu verstreuen, einzig Wien, den Sitz des Kaisers, frei zu lassen. Das komme ihm so vor, wie wenn der Tod einen Menschen erlegen wolle und anstatt ihn ins Herz zu treffen, allen seinen Gliedmaßen nacheinander etwas anhänge; davon würde der Mensch wohl siech, faul oder schwärig; aber da sein Herz weiterschlüge, bliebe er doch,

wenn auch jämmerlich kränkelnd, am Leben. Jetzt könne der König seinen Fehler, oder was er, Oxenstierna, dafür ansehe, wieder gutmachen; die Gelegenheit biete sich zum zweiten Male.

Es sei wider alle Regeln der Kriegskunst, entgegnete der König, ein starkes Heer unter einem großen Feldherrn im Rücken zu lassen, noch dazu einem zweideutigen Bundesgenossen, wie dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber.

Indem er nach Wien ginge, sagte Oxenstierna, zöge er den Friedländer notwendig nach sich. Vor Nürnberg habe er gezeigt, daß er trotz allem beim Kaiser bleiben wolle, also müsse er notwendig den Kaiser schützen. Dann komme es zur offenen Feldschlacht, wo der König wolle.

Und wenn er diese nun verlöre, sagte der König. Da Oxenstierna ihn voll Staunen schweigend ansah, fuhr er fort, man müsse jede Möglichkeit bedenken. Dann sei er abgetrennt vom Meere und von der Heimat. Er werde schmählich erdrückt werden, sein Untergang sei gewiß.

Daß er geschlagen werden könne, hätte er nicht in Betracht gezogen, als er Schweden verlassen hätte, sagte Oxenstierna.

Damals habe er die Deutschen noch nicht gekannt, sagte Gustav Adolf; jetzt sehe er, wie feige, treulos und unaufrichtig diese Fürsten wären. Sie wollten ihn benützen wie einen Söldnerführer oder gedungenen Banditen, den man, wenn er dem Feinde den Hals gebrochen hätte, gleichfalls aus dem Wege räumte. Jetzt würfen sich die rheinischen Fürsten Frankreich in die Arme, das ihn vorher zum Kriege gehetzt habe. Seit er siegreich und furchtbar geworden sei, wollte es ihn entfernen, und gerade Frankreich dränge ihn

nach Osten, um seine Eroberungen an sich zu ziehn, wenn er den Rücken wende. Je weiter er nach Süden gehe, desto dreister werde Dänemark werden; und ob Oxenstierna etwa glaube, die Holländer würden für ihn eintreten? Er habe jetzt ganz Europa wider sich.

Einen zuverlässigen Freund habe er doch, sagte Oxenstierna, das wären die oberösterreichischen Bauern. Thomas Ecklehner sei zum zweiten Male dagewesen. Wenn er den Kaiser jetzt überrasche, könne er ihm den Frieden diktieren. Er könne Sicherheit in bezug auf Polen erhalten, ebenso für die Evangelischen im Reich, ferner ein paar Häfen an der Ostsee und eine angemessene Entschädigung in Geld. Dann könne er glorreich nach Schweden zurückkehren. Tue er das nicht, so sei zu fürchten, es werde mit jedem Jahre schwerer werden, alle Ansprüche zu befriedigen, und der Krieg werde sich wie ein unheilbarer Aussatz weiter und weiter verbreiten.

Der König wiederholte seine Gegengründe, die Oxenstierna noch einmal bekämpfte. Endlich stand Gustav Adolf auf und sagte, indem er seinen Arm um seines Kanzlers Nacken legte: „Es mag sein, mein Freund, daß deine Gründe besser sind als meine; aber mein Herz ist stärker, und das zieht mich nach Norden zum Friedländer. Ob ich ihn treffe oder den Kaiser, gilt gleich; er ist mehr Kaiser als der fromme Ferdinand in Wien."

Oxenstierna verzog das Gesicht und sagte, er habe des Königs schlummernden Willen geweckt; künftig würden alle Worte umsonst sein.

Ein guter Feldherr müsse sein Schlachtfeld riechen, sagte der König fröhlich, und er wittere das seine in Sachsen. Nun wolle er noch ein paar Stunden schlafen; denn sein Gehirn sei satt und sein Gemüt ruhig.

Um zu verhindern, daß der Kurfürst von Trier den Franzosen Coblenz überliefere, die Gustav Adolf sich nicht am Rheine festsetzen lassen wollte, rückte Horn gegen diese Festung vor. Eine kleine Abteilung seines Heeres erhielt den Befehl, sich der Kartause zum heiligen Kreuz zu bemächtigen, die sich wie eine Burg auf einem steilen Felsen auftürmte und von merodischen Musketieren verteidigt wurde. Peter Junclas, der sie kommandierte, wies die Aufforderung der Schweden, das Kloster zu übergeben, lachend zurück. Sie möchten nur vollends heraufkommen, ließ er ihnen antworten, sie würden schneller wieder hinunterfliegen. Dann befahl er den beiden Klosterbrüdern, die nicht mit den übrigen geflohen waren, vom besten Wein aus dem Keller zu holen und mit ihm und ein paar Kameraden Karten zu spielen. Während sie den Wein heraufschafften, verteilte er die Besatzung an den Fenstern und blickte in das Tal hinunter, wo er den Feind wie in einem Puppenspiel durcheinanderwimmeln sah. Die Sonne war eben untergegangen, und der Himmel bog sich wie eine schimmernde Muschel über Wald und Fluß. „Brennt ihnen tüchtig auf den Pelz, wenn sie nah genug sind, daß ihr treffen könnt," sagte Peter Junclas zu den Soldaten und setzte sich an einen schweren eichenen Tisch, auf dem bereits die gefüllten Becher standen. „Die gottlosen Ketzer werden unsere liebe Flötenbläserin vertreiben," sagte der eine der Mönche, auf die Nachtigall anspielend, die zu schlagen begonnen hatte. „Sie werden vielmehr mit ihr um die Wette pfeifen," antwortete Peter Junclas lustig. Als nach einer Weile ein Kanonenschuß fiel, rief er: „Da ist die erste; aber sie hat eine grobe Stimme!" Die Mönche fuhren vor Schrecken zusammen und vergaßen auszuspielen, worauf Peter Junclas auf den Tisch schlug und sie Schandbuben und Schlotterbeine schimpfte. Während des

heftigen Feuers, das sich entspann, spielte er ungestört weiter, außer daß er dann und wann den Soldaten, ohne aufzusehen, ein Kommando zuschrie. Plötzlich jedoch, als die Kanonade stärker wurde, warf er die Karten auf den Tisch, rief, bei dem Lärm könne man nicht spielen, er müsse den Nachtigallen das Maul stopfen, und sprang auf, um das größte Geschütz, das er besaß, aufziehen zu lassen. Wie er sich aus dem Fenster bog, um einen Blick auf die feindliche Aufstellung zu werfen, riß ihm eine Kugel den Kopf ab, so daß sein Rumpf wie ein ausgestopfter Balg glatt auf die Fliesen des Saales schlug. Über diesen Unfall verloren die Soldaten die Besinnung, warfen die Waffen von sich und wollten kapitulieren; aber bevor sie noch ein weißes Tuch ausgehängt hatten, drangen die Schweden ein und stachen über den Haufen, was ihnen in den Weg kam, darunter einen der Mönche; der andere hatte sich im Keller hinter einem Weinfaß versteckt. Als das Kloster geräumt war, rüsteten die Schweden in Eile einen vollen Tisch, um sich nach der Anstrengung zu erquicken, schleppten in Krügen und Eimern Wein herbei und was sie sonst an Schinken, Eiern, Brot und gedörrtem Fisch auftreiben konnten. Sie waren mitten im Zechen, als sie ein leises Rauschen und Knarren vernahmen, und wie es ihnen einfiel, daß sie die Zugänge nicht verwahrt hätten, stürmte unter Geschrei eine Horde bewaffneter Männer herein. Der schwedische Hauptmann sprang auf und fragte, wer sie wären; sie sähen nicht wie ehrliche Soldaten aus. Der Anführer der Bande, ein großer Mann mit Schlapphut und abenteuerlich umgeschlagenem braunem Mantel, sagte hochmütig, er sei wohl mehr als jener, da er ein selbstgeworbenes Heer kommandiere und keinen über sich habe. Ob er noch nicht vom steinernen Johannes gehörte habe? Der sei er. Er habe das Kloster

erobert so gut wie die Schweden; sie sollten ihn mithalten lassen und ihm die Hälfte der Beute herausgeben, sonst würden sie es bereuen.

„Ihr seid Schnapphähne," sagte der Schwede; er unterhandle nicht mit Räubern, sie sollten sich schnell davonmachen.

Sie wollten nicht umsonst da hinaufgestiegen sein, sagte der Anführer, ergriff einen Becher, der auf dem Tische stand, und trank ihn aus. Ein Jude aus der Gegend, den die Schweden als Führer mitgenommen hatten, flüsterte den Soldaten zu, sie sollten doch mit dem Manne nicht anbinden, es sei der Werwolf von Gondramstein; er grübe die Leichen junger Weiber aus und fräße sie, sei mit dem Teufel im Bunde und gefroren, niemand könne ihm beikommen. Indessen hatte der schwedische Hauptmann schon das Zeichen zum Kampfe gegeben, der sich aber schlecht für die Soldaten anließ; denn die Schnapphähne fielen sie wie wilde Tiere an, packten und würgten sie, bevor sie ihre Waffen recht benützen konnten. An den steinernen Johannes, der, die Arme im Mantel verschlungen an die Wand gelehnt stand und lächelte, daß man seine langen gelben Zähne flimmern sah, traute sich keiner; die Kugeln fielen an ihm herunter, sagten die Soldaten, es sei doch alles umsonst, und sie sähen Blut aus seinen Mundwinkeln sickern. „Habt ihr noch niemals einen Wolf gejagt?" rief der schwedische Hauptmann und ging, seine Muskete schwingend, gerade auf den Räuber los. Nun folgten ihm die Soldaten und es gelang ihnen, obwohl der Mann mit einem Messer nach ihnen stach, ihn zu Boden zu werfen und zu binden. Sie könnten ihm doch nichts antun, höhnte der, er sei schon durch und durch gestoßen und geschossen und lebe doch noch; er verstehe die schwarze Kunst und sei gefroren. „Stürzt ihn den Felsen hinunter," befahl

der Schwede seinen Leuten, worauf ihn diese zum Fenster schleiften. Er erbleichte und fing an, ihnen Versprechungen zu machen, wenn sie ihn losließen: er habe eine Höhle im Felsen, die sei voll Gold und Kleinodien, auch schöne Weiber habe er, das solle alles ihnen gehören. Der schwedische Hauptmann riß das Fenster auf, das gerade über dem Felsenabhang war: die Dunkelheit füllte den Abgrund aus, daß er bodenlos schien, und von der anderen Seite her, wo der Mond stand, quoll ein weicher, bläulicher Schein über den Himmel. Als der Räuber sich von der lauen Nacht angehaucht fühlte, schrie und flehte er laut, sie sollten ihn leben lassen, er wolle sich bekehren; aber die Soldaten hatten ihn schon losgelassen, und er stürzte mit einem gellenden Schrei in die Tiefe. Nun wurden die Schnapphähne rasch überwältigt, einige entflohen. Die Schweden verrammelten und besetzten die Türen; die Leichname und Verwundeten, die den Boden bedeckten, ließen sie einstweilen liegen und fuhren fort zu zechen.

Als Gustav Adolf am zwölften Oktober um zehn Uhr morgens von Nürnberg ausritt, drängte sich das Volk auf den Straßen, um ihn noch einmal zu sehen. Der König winkte heiteren Angesichts mit Hut und Hand und rief: Auf Wiedersehen! und: Habt Dank, meine Freunde! worauf ihm lautes Schluchzen antwortete. Aus dem Leubelfingschen Hause sahen traurige Kindergesichtlein dem abziehenden Bruder nach; aber sie wagten nicht zu weinen, weil der Vater es untersagt hatte.

In eiligen Märschen wurde der Thüringer Wald erreicht, der scharlachfarben wie eine Feuersbrunst auf einem Gemälde, still und prächtig, leuchtete. Der König ließ die Nacht durch reiten; er war gesprächig und richtete oft das

Wort an Banér oder Leubelfing, die neben ihm waren. Sie befanden sich am Rande eines Waldes, als sie plötzlich ein Rascheln in den Zweigen vernahmen, worauf ein kleiner, augenscheinlich von einer Eule oder einem Bussard gescheuchter Vogel gerade gegen die Brust des Königs stieß. „Suchst du auch Schutz bei mir," sagte dieser freundlich, ihn mit der Hand ergreifend, „schlüpfe nur unter, du sollst dich nicht betrogen haben." „Wie mag er nur den Weg zu Eurer Majestät Herzen gefunden haben?" fragte der junge Leubelfing. Die Tiere hätten schärfere Sinne als die Menschen, meinte Banér, vielleicht habe das Vöglein es in der stillen Nacht schlagen hören. „Meine Hand ist ihm zum Sarge geworden," sagte der König, „denn es regt sich nicht mehr und ist tot." Er hielt den kleinen Körper an Gesicht und Mund und ließ ihn dann zu Boden fallen. „Im nächsten Frühjahr", sagte er, „wird der Wald wieder voll Zwitschern und dies erloschene Stimmlein vergessen sein."

Gegen den Morgen wurde gerastet und ein Imbiß genommen. Leubelfing rüstete dem König ein Lager zum Schlafen und fragte nach seinen Befehlen. Ein kühler Wind hatte sich aufgemacht und trieb dürre Blätter am Zelte vorüber. „Sieh," sagte der König, „sie sind wie gottverlassene Herzen ohne Liebe, die nichts mehr nutz sind." Er möchte wohl ein wenig Musik hören, ob Leubelfing singen könne? Der Page schüttelte den Kopf; er erinnere sich wohl, daß seine selige Mutter an seinem Bett gesungen habe, als er Kind gewesen sei; aber er könne nicht singen als mit seinen Geschwistern zusammen. Ob er denn eins von seinen Liedern aufsagen könne? fragte der König. Ja, das könne er, antwortete Leubelfing und sprach einen Vers:

Tu ab des Teufels Livrei,
Untreu, Verrat, Lug und List;

Dein Rüſtung Treu und Wahrheit ſei,
So kämpft ein Ritter und Chriſt.
Der Welt Hurerei
Geh mitten durch, hab's nicht acht.
Wohlauf, o Held, ſo reitſt du frei,
Löſt Gott dich ab, aus der Schlacht.

Ob er auch zärtliche Lieder wiſſe? fragte der König. Nein, er habe nur geiſtliche Lieder gelernt, antwortete Leubelfing. Ob er denn kein Bräutlein daheimgelaſſen habe? Der Page errötete; er ſei erſt ſiebzehn Jahre alt, ſagte er, indem er den König ernſthaft anſah. Dieſer legte die Hand auf ſeinen Kopf und ſagte, er ſolle nun ſchlafen, der nächtliche Marſch ſei faſt zu ſchwer für ein Kind geweſen.

Vor einigen Wochen hatte Herzog Bernhard von Weimar Briefe von ſeinem Oheim, dem Kurfürſten von Sachſen, erhalten mit der Bitte um eilige Hilfe, da Wallenſtein herannahe. Das Herz ſchlug ihm hoch: jetzt, dachte er, ſei der Augenblick da, wo er ſeinen Heldenruhm begründen könne. Ihm ſei es vielleicht vorbehalten, den furchtbaren Friedländer zu beſiegen, an dem ſich Guſtav Adolfs Kraft gebrochen habe; denn da dieſer noch entfernt ſei, ſo könne er ſich endlich einmal unverdunkelt von dem königlichen Schatten entfalten und der Welt zeigen, was an ihm ſei. In ſolchen Plänen traf ihn der Befehl Guſtav Adolfs, nichts zu unternehmen, bevor er ſelbſt angelangt ſei, ſo hart, daß es ihm im erſten Augenblick unmöglich ſchien zu gehorchen. Sollte er die Gelegenheit, den gefährlichen Feind niederzuwerfen, Deutſchland zu retten, ſich auf ewig berühmt zu machen, dem Neide des Schweden opfern? Wenn es demſelben ernſt damit war, daß er nur Deutſchlands Wohl im Auge habe, warum vergönnte er ihm denn nicht zu kämpfen

und zu siegen? Allmählich begann er jedoch einzusehen, daß er werde gehorchen müssen; wenn er den König ernstlich erzürnte, so konnte es zu seinem Verderben und gänzlichen Untergang ausschlagen. Es würde, dachte er, nicht immer so weitergehen, es würden andere Gelegenheiten für ihn kommen sich hervorzutun, einstweilen heiße es die Fäuste ballen und warten.

Als sie in Arnstadt zusammentrafen, der König ihm die Hand reichte, herzlich seine Freude aussprechend, daß sie nun zusammenarbeiten würden, und ihm einfiel, wie er Gustav Adolf das erstemal gesehen und, hingerissen von Bewunderung, ihm seine Ergebenheit beteuert hatte, empfand er solche Reue, daß er vor ihm hätte niederfallen und seine Hände küssen mögen. Dankbar empfing er den Auftrag, sich der Stadt Naumburg zu bemächtigen, und führte ihn glücklich, den Kaiserlichen zuvorkommend, aus. Dorthin begab sich Gustav Adolf, nachdem er in Erfurt von seiner Gemahlin Abschied genommen hatte.

Am zehnten November um die Mittagszeit wurden die hohen Türme des Domes sichtbar; die Sonne hatte den Nebel aufgesogen, von welken Blättern umwirbelt standen die braunen Bäume wie kupferne Säulen und Pyramiden in der stürmischen Luft. Am Otmartore wartete vor der erregten Volksmenge ein Pfarrer in Ornat und weißem Kragen, breitete, als der König erschien, die Arme aus und rief laut: Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit.

Kaum hatte der Pfarrer geendet, so brach die Menge in lautes Jubelgeschrei aus, die Buben warfen ihre Mützen in die Luft und schossen Purzelbäume, wo Platz war. Der

König zügelte sein Pferd, grüßte und schickte sich an zu reden; obwohl er nicht sehr laut sprach, durchdrang seine helle, weiche und etwas singende Stimme das Getümmel. „Gott ist über uns allen," sagte er, „seine Gnade sei über euch und mir. Denn ich bin, so wie von David geschrieben steht, Gottes Pilgrim und Bürger, wie alle meine Väter." Unter erneuertem Jubel trat ein etwa vierzehnjähriges Mädchen vor mit gekräuselten Locken und in reicher Tracht und überreichte dem König einen Krug Naumburger Bieres; er nahm ihn, ließ sie kredenzen, schwenkte ihn gegen das Volk und leerte ihn in einem Zuge. Wie er weiterritt, fielen die Leute zu beiden Seiten der Straße auf die Knie, ohne sich durch die abwehrenden Zeichen des Königs zum Aufstehen bewegen zu lassen. „Es gefällt mir nicht," sagte er zu Bernhard von Weimar, „daß sie mich anbeten, als wäre ich Gott; es könnte mir bedeuten, daß ich meinem Ende nah bin." Es gebe doch sicherlich auf Erden nichts Herrlicheres, als mit seiner Erscheinung solche Wonne hervorzurufen, sagte der Herzog; ihm wäre es jede Anstrengung, jede Entbehrung, ja den Tod wert. Gustav Adolf, in seine Gedanken verloren, antwortete nicht, und auch Herzog Bernhard folgte seinen Träumen. Ob ihm auch jemals solche Ehren zuteil werden würden, dachte er. Er sei tapfer und traue sich zu, Schlachten ebenso glücklich zu lenken wie der König, wenn er nur handeln könnte wie er wollte. Auch er würde gottesfürchtig und nicht hochmütig sein, auch er würde vielleicht Herzen gewinnen können. Seine Augen hingen an dem neben ihm Reitenden: mit neidvoller, fast quälender Bewunderung betrachtete er seinen schönen, fleischigen Körper, seine mächtige, freie Haltung, sein blondes Haar, das blitzende Blau seiner Augen, sein anmutiges, gelassenes Lächeln. Dieser Held, dachte er, sei doch immerhin ein

Fremdling, er dagegen aus alteinheimischem Fürstengeschlecht; gebe ihm das nicht ein größeres Anrecht auf Anhänglichkeit und Unterordnung der Deutschen, Herren und Völker?

Vor Naumburg bezog das Heer ein Lager, um dort Wallensteins Vorhaben und weitere Bewegungen abzuwarten, möglicherweise dort zu überwintern; nach einigen Tagen jedoch brachte ein Kundschafter die Nachricht, daß Wallenstein in der Meinung, Gustav Adolf wolle nicht schlagen, Pappenheim nach Halle habe gehen lassen, welchen günstigen Umstand der König sofort zu einer entscheidenden Schlacht zu benützen beschloß.

Wallenstein hatte kaum die Nachricht vom Aufbruch des schwedischen Heeres erhalten, als er einen reitenden Boten an Pappenheim abschickte mit dem Befehl, unverzüglich umzukehren und sich mit ihm zu vereinigen. Dann versammelte er seine Offiziere, besprach die Schlacht mit ihnen und sagte, sie sollten den Beginn womöglich so lange hinzögern, bis Pappenheim eingetroffen sei. Das werde sich schon machen lassen, sagte Piccolomini, übrigens sei wahrscheinlich, daß sich der König bei dem nebligen Wetter überhaupt nicht einlassen werde. Tue er es aber doch, so habe er, Piccolomini, ein bestimmtes Gefühl, daß alles gut gehn werde.

Nach dem Kriegsrat sagte Colloredo, es sei sonderbar, was für eine Angst der Herzog vor einer offenen Schlacht mit der schwedischen Majestät habe. Er mache ein Gesicht, als solle er morgen bei Sonnenaufgang, mit Erlaubnis zu sagen, gehängt werden.

Piccolomini sagte, er habe das Podagra und müsse die Schmerzen verbeißen. Daß er den Pappenheim erwarten wolle, sei vernünftig, geschehe wohl aber auch dem Pappenheim

zuliebe, der auf ein Treffen mit dem Schwedenkönig erpicht sei. Denn es sei bekannt, wie hoch der Schwede den Pappenheim gerühmt habe, nun wolle er sich einmal recht vor ihm pfauen und ihn womöglich besiegen.

Colloredo zuckte die Achseln; es habe doch das Aussehen, als wolle sich der Herzog auf Pappenheim verlassen. So habe er es vor sieben Jahren an der Elbe mit Aldringen gemacht, der habe eigentlich den Mansfelder besiegt. Wallenstein wisse recht gut, daß er kein Schlachtenmeister sei, eigentlich habe er noch nie eine Schlacht gewonnen.

Während Holk mit einem feindseligen Blick auf den Italiener sagte, das komme ihnen, den Obersten zu, die Schlachten zu gewinnen, es solle nur jeder seine Pflicht tun, dann werde es nicht fehlen, zupfte Piccolomini den Colloredo am Ärmel, worauf dieser den Kopf zurückwarf und murrte, unter Kameraden müsse man frei heraus reden dürfen.

Wenn der Herzog ein Treffen mit dem Schweden vermeiden wolle, sagte Oberst Preuner, so habe das eine besondere Bewandtnis, indem geweissagt sein solle, derselbe werde nie in offener Schlacht besiegt werden.

Oktavio Piccolomini lachte. Ihm sei an der Wiege prophezeit worden, sagte er, daß er einmal ins Grab werde steigen müssen, und das sei gewiß eine richtige Prophezeiung; aber er habe sich doch niemals darum gekümmert.

Kurz vor Mitternacht stand Wallenstein auf, warf sich seinen Mantel über und trat, mühsam auf eine Krücke gestützt, ins Freie. Der Wind, der tagsüber geweht hatte, war verstummt, an dem stumpfen, schwarzen Gemäuer des Himmels hing, trüben Laternen ähnlich, das feuchtverschleierte Licht der Sterne.

Wallenstein horchte; es war so still, daß er den Tritt von Pferden aus weiter Ferne hätte vernehmen müssen. Er habe dem Pappenheim zuviel nachgesehn, dachte er, darum nehme sein Trotz und Eigenwille zu. Er hätte ihm den Zug nach Maastricht nicht verzeihen, nach einer solchen Insubordination ihm nicht mehr so viel trauen sollen. Wenn er diesmal nicht gehorchte, so solle er keine Gnade mehr finden.

Plötzlich fiel ihm ein, daß Pappenheim unmöglich schon in der Nähe sein konnte, und dann, daß er aus eigenem Antriebe sich so viel wie möglich beeilen würde; Wallenstein war es bekannt, daß Pappenheim, in demselben Jahre wie Gustav Adolf geboren, sich einbildete, zu seinem Besieger bestimmt zu sein, wenn er es auch nicht gelten lassen wollte.

Da sein Bein ihn beim Gehen zu sehr schmerzte, ließ der Herzog seine Sänfte bringen und sich durch das Lager tragen; er wollte sich überzeugen, ob alle schliefen und nicht gezecht werde; denn in der einer Schlacht vorangehenden Nacht litt er das nicht.

Nahe der Leipziger Straße kam ihm Holk entgegengeritten, der die Schlachtordnung herzustellen hatte, hielt vor der Sänfte und erstattete Bericht. Die Battaglia sei in der Ordnung nach des Generals Befehl, sagte er, und er habe soeben ein unverhofftes Renkontre mit einem Leutnant gehabt. Diesen habe er auf einen der Hügel neben den Windmühlen gleich oberhalb der Straße postiert, wo sich voraussichtlich ein hitziges Fechten anspinnen werde. Eben sei nun der Leutnant gelaufen gekommen, als galoppiere der Feind hinter ihm her, und habe erklärt, er bleibe da oben nicht, lieber wolle er sich gleich eine Kugel in den Leib jagen lassen, es sei da oben nicht richtig. Er hätte sich gerade schlafen legen wollen, da hätte er unter der Windmühle um einen Baumstumpf zwei sitzen und würfeln sehen, der eine hätte einen

schwarzen, der andre einen feuerroten Mantel getragen. Er sei auf sie zugegangen, habe den im schwarzen Mantel auf die Schulter geschlagen und gesagt: laßt mich mithalten! Da hätte der sich umgedreht und ein entfleischtes Gesicht mit leeren Augen hätte ihn angegrinst, so daß er sinnlos davongelaufen sei. Er, Holk, habe den Kerl aufs Maul geschlagen und ihm gesagt, er sei ein Hundsfott und solle sich augenblicklich wieder auf seinen Posten begeben; da habe er kehrtgemacht und sei quer über das Feld davongerannt. Er habe hinter ihm dreinschießen wollen, als er Wallensteins Sänfte gesehn habe.

Wallenstein fragte, ob Holk selbst noch einmal oben gewesen sei? Nein, wozu? fragte der. Es sei gut, sagte Wallenstein, er solle jetzt einen andern hinkommandieren lassen.

Nachdem Holk sich entfernt hatte, besann sich Wallenstein eine Weile und hieß dann seine Träger den Hügel hinaufgehn. Oben angekommen stieg er aus: er sah die Windmühle, lauernd wie eine riesige Falle für schweifende Nachtgeschöpfe, darunter den Weidenstumpf; aber die beiden Gespenster waren verschwunden. Wie er sich wendete, sah er jenseit der Leipziger Straße in weiter Entfernung die Feuer des schwedischen Lagers als kleine glühende Punkte. Plötzlich empfand er die Kälte und eine drückende Müdigkeit und hinkte zu seiner Sänfte; im Einsteigen glaubte er auf dem Gesicht des Dieners, der am Schlage stand, ein schadenfrohes Lächeln zu sehen. Es war ein Böhme und ein unterwürfiger Mensch, der ihm schon seit sieben Jahren diente; aber er fand jetzt, er habe ein widerliches Gesicht, und er wolle ihn bei nächster Gelegenheit hängen lassen. Am liebsten hätte er es auf der Stelle getan, damit er das Gesicht nicht noch einmal sehn müsse.

Um neun Uhr am Morgen des sechzehnten November lag der Nebel noch dicht auf der Ebene von Lützen. Gustav Adolf ritt hin und wieder durch die aufgestellten Truppen und wechselte freundliche Worte mit den Soldaten. Der Nebel werde steigen, meinte er, die Luft sei zu frisch für einen Regentag; in einer oder zwei Stunden werde die Sonne durchdringen. Bei einer Scheune saßen mehrere Offiziere und tranken Wein: es waren Banér, Knyphausen und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg. Als er an ihnen vorbeikam, zog der König die Brauen zusammen und sagte: „Es steht in der Heiligen Schrift: ein jeglicher, der da kämpft, enthält sich aller Dinge." Banér antwortete fröhlich, das möge für die Kavaliere unter asiatischem Himmel recht gewesen sein; im frostigen Norden müsse eingeheizt werden, wo es Feuer geben solle. Der König lachte. Der von Sachsen-Lauenburg fügte etwas empfindlich hinzu, der König werde sich über ihre Tapferkeit nicht zu beklagen haben; ob sie sich nicht stets wohl gehalten hätten? Ja, sie wären in dieser Beziehung zu loben, sagte der König; es stehe aber ferner in der Heiligen Schrift: Und so jemand kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.

Banér sagte, der König solle die Güte haben, ihnen den Spruch auszulegen, daß sie es verständen.

„Du bist wohl so gelehrt wie ich," versetzte der König, „auch bedarf man dazu keiner Gelehrsamkeit, sondern das Herz weiß es." Er kam dann auf den Herzog Georg von Lüneburg zu sprechen, auf den er gewartet habe, und der schon vor acht Tagen bei ihm hätte sein können, wenn er nach seinem Befehl marschiert wäre. Er wisse nicht, was dahinter stecke, aber solche Fahrlässigkeit und Unbotmäßigkeit eines evangelischen Fürsten erbittere sein Gemüt. Der Herzog von Lüneburg habe früher unter dem König von Dänemark

gedient, der habe große Stücke auf ihn gehalten und habe es nicht glauben wollen, daß er einen Dienst beim Kaiser annähme. Damals habe ihn der zweizüngige Landgraf von Hessen-Darmstadt umgestimmt, der sein Schwiegervater gewesen sei. Er sei dann freiwillig zu ihm gekommen, habe sich dies und jenes schenken und versprechen lassen, wo er sich aber für das gemeine Wesen angreifen solle, lasse er sich säumig und träge finden. Das sei nicht recht gekämpft. Glaubten die Deutschen, es werde immer ein Erlöser für sie kommen und sie mit seinem Blut erkaufen? Könnten sie nur in der Trunkenheit raufen oder wenn es der Beute gelte? Das sei heidnisch gekämpft. Aber der christliche Held kämpfe wider den Drachen der Sünde und Tyrannei, und die Kraft, deren er bedürfe, gebe der Herr ihm im Gebet.

Ja, sagte Knyphausen seufzend, der Hilfe des Herrn bedürften sie heute freilich.

Der Nebel habe seinen Plan verrückt, sagte der König, indem er früher anzufangen gedacht hätte. Sie müßten nun alle die Ungunst der Umstände durch Fleiß und Tapferkeit ersetzen.

Ob der König nicht einen Harnisch anlegen wolle, sagte der Herzog von Sachsen-Lauenburg; mit seiner hirschledernen Weste sei er allzu wenig geschützt, besonders da er sich so weit ins Treffen zu wagen pflege.

„Der Herr ist mein Harnisch," sagte Gustav Adolf; ohnedies, fügte er hinzu, halte er nichts von den schweren Rüstungen, habe genug an seinem Fett zu tragen.

In diesem Augenblick kam eine Estafette und berichtete, die Vorhut sei in ein Gefecht mit Isolanis Kroaten verwickelt worden, was den König bewog, nach jener Richtung zu reiten; die Offiziere schlossen sich ihm an. Unterwegs kamen ihnen einige Soldaten unter einem Hauptmann mit einer

Fahne entgegen, die sie den Kroaten abgenommen hatten; sie war hochrot und wies auf der einen Seite einen Adler, auf der anderen in goldgestickten Lettern das Wort Viktoria. Er habe nicht unterlassen wollen, sagte der Hauptmann, dem König dieses Kornett zu überreichen, welches ihm und seinen Untergebenen als ein Sinnbild des davonzutragenden Sieges habe erscheinen wollen. Während der König ihn und seine Leute lobte und ihnen eine Belohnung versprach, kam Bernhard von Weimar angesprengt und sagte, der Nebel lichte sich, ob der König die Schlacht beginnen wolle. Wirklich begann der Dunst leise zu schwanken und durchsichtig zu werden, und man sah die Bäume, die die Straße begrenzten, tropfend aus der schwindenden Hülle auftauchen. Ja, es sei jetzt Zeit, sagte der König, er wolle noch eine Ansprache halten und einen Psalm absingen lassen, die Herren sollten sich inzwischen auf ihre Posten begeben. Nachdem er die schwedischen und deutschen Regimenter zur Tapferkeit ermahnt hatte, zog er das Schwert und rief: Jesus! Jesus! Jesus, hilf mir heute streiten! worauf der Angriff begann.

In der Klarheit des Tageslichtes zeigten sich die Verschanzungen, die die Kaiserlichen während der Nacht am Straßengraben aufgeworfen hatten, und die den Schweden den Übergang sehr erschwerten. Als der König im Mitteltreffen ein Zögern und Zurückweichen vor dem Hindernis bemerkte, ritt er hinüber, sprang vom Pferde und rief, einem Offizier die Partisane entreißend, wenn sie Bedenken hätten ihr Blut zu vergießen, wolle er selbst sie führen. Sogleich drängten ihm die Soldaten nach und beschworen ihn, seine Person nicht auszusetzen, worauf er wieder zum rechten Flügel, den er kommandierte, hinüberritt.

Die Straße war bereits in ihrer ganzen Länge von den Schweden überschritten und die Höhe bei den Windmühlen

genommen, als die zurückgeworfenen Kroaten und Piccolominischen schwarzen Reiter, von ihren Anführern wieder gesammelt, sich mit starkem Anprall gegen die siegreichen Schweden warfen, die sich nun ihrerseits zurückzogen. Der König, der es sah, führte sie wieder vorwärts; er konnte jetzt die gewaltige Front des feindlichen Zentrums überblicken und sagte, ein wenig betroffen, zum Herzog von Sachsen-Lauenburg, wenn Wallenstein alle seine Reihen gut bedienen könne, so müsse er 30- bis 40000 Mann zur Verfügung haben. Er ritt dabei so schnell vorwärts, daß sein Gefolge Mühe hatte, in seiner Nähe zu bleiben. Plötzlich senkte sich der Nebel wieder und fiel wie ein Vorhang vor die feindliche Aufstellung. „Wir sehen nichts mehr," rief der von Lauenburg, „gehen Eure Majestät nicht weiter!" „Es wird wieder hell!" antwortete der König und wurde gleichzeitig von einer Kugel im Oberarm getroffen. Er empfand keinen Schmerz und achtete nicht darauf; aber Leubelfing, der Blut am Ärmel hinuntertropfen sah, rief ihm zu, er sei verwundet und solle sich doch um Gottes Barmherzigkeit willen aus dem Gedränge zurückziehen. „Weißt du es besser als ich, Närrchen," wollte er sagen; aber er hörte seine eigene Stimme kaum und gleichzeitig bemerkte er, daß es ihm in den Ohren sauste und hämmerte. Mit den Worten: „Führe mich fort, Vetter, ich bin schwer verwundet," wendete er sich zum Herzog von Lauenburg um; da traf ihn eine Kugel am Kopf, und er fühlte laues Blut über sein Gesicht fließen. Aus dem Nebel brachen Reiter hervor, es wurde auf beiden Seiten gefeuert, und der, welcher den König geschossen hatte, fiel. Eine Kugel traf auch des Königs Pferd, das sich bäumte und seinen Reiter zur Erde warf, dann galoppierte es in die Ebene zurück.

Als der junge Leubelfing den König fallen sah, sprang er vom Pferde, umfaßte ihn und richtete ihn auf, um ihm auf sein eigenes Tier zu helfen; aber er sah wohl, daß das unmöglich wäre, da der König nicht mehr imstande war sich zu bewegen. Nicht einmal aus dem Gewühl schleppen konnte er den schweren Körper, und es war niemand in der Nähe, ihm beizustehn. Den Herzog von Sachsen-Lauenburg sah er nicht mehr, ein Stallmeister war eben verwundet oder tot vom Pferde gestürzt. Wie der Nebel sich wieder hob, sah er schwarze Reiter herankommen und preßte den König fester an sich; sie hielten an und fragten, wer der Offizier sei? in der Hoffnung auf Beute oder Lösegeld. Da Leubelfing nicht antwortete, feuerten sie ihre Pistolen auf ihn ab und ritten weiter. Der König öffnete mit Anstrengung die Augen und sagte mit einem Blick in Leubelfings über ihn gebeugtes Gesicht, er solle sich retten und ihn liegen lassen, er sei verloren. Entsetzt starrte der Page ihn an: das teure Antlitz sah grau und alt, fast unkenntlich aus, die helle Stimme klang fremd und wie aus einer bodenlosen Tiefe herauf. Er machte noch einmal einen Versuch, den König mit sich fortzuziehn, vermochte sich aber weniger als vorher zu bewegen und bemerkte nun auch, daß er mehrfach verwundet war. Durch den Körper des Königs ging jetzt eine zuckende Bewegung, als wolle er sich aufrichten; er stöhnte und sagte: Gott sei mir gnädig; worauf er schwer auf die Schulter des Knaben zurückfiel. Dieser mußte alle Kraft aufwenden, um nicht zusammenzusinken. Er sah Reiter, hörte Schreien, Krachen, Knallen und Schnauben und zugleich schien ihm das alles weit fort und ohne Bedeutung für ihn zu sein. Furcht oder Schmerzen fühlte er nicht, nur war es ihm, als fließe sein Leben von ihm fort. Auf einmal mußte er an seine kleinen Brüder und Schwestern denken, die in Nürn-

berg am Fenster standen und auf ihn warteten; zwischen ihnen blickten die ernsten Augen seines Vaters hervor und waren gerade auf ihn gerichtet. Wie er sich wunderte, daß er sie so nah vor sich sehen konnte, kam von weither eine breite immer lauter rauschende Welle und überschwemmte das liebe Bild, und bevor er es wieder sammeln konnte, kam eine andere und noch eine. Sie kamen näher und näher, und er begriff, daß sie es auf den König, den er in seinen Armen hielt, abgesehen hatten. Auffahrend sah er, daß es nicht Wellen sondern Männer waren, die den heiligen, ihm anvertrauten Leichnam ihm entrissen hatten und sich anschickten ihn zu entkleiden. Sein Bewußtsein wurde sofort ganz hell, und er warf sich mit ganzem Leibe über die Brust des Toten; da empfand er einen feinen Stich in der Seite und brach ohnmächtig zusammen.

Kurz nachdem Gustav Adolf gefallen war, erschien Pappenheim in der Ebene von Lützen. Er überblickte, atemlos vom schnellen Ritt, das Schlachtfeld und erkundigte sich, auf welcher Seite der König von Schweden kämpfe; worauf er dorthin eilte, um sich sofort in das dichteste Getümmel zu werfen. Von einer Kugel in der Hüfte getroffen, versuchte er sich vergebens zu halten und mußte sich von einem Trompeter, der in der Nähe war, aus der Schlacht tragen lassen. Während man ihn in einer Sänfte fortschaffte, fluchte er, daß niemand da sei, um ihm das Blut zu stillen; als er dann das Ende des Schwedenkönigs vernahm, sagte er, nun wisse er, daß er sterben müsse, da es so verhängt sei, aber er sterbe gern, denn sein Feind sei hin und die Kirche gerettet. Er wurde auf die Pleißenburg bei Leipzig gebracht, wo er nach ein paar Tagen starb. Der Page Leubelfing starb in Naumburg im Hause der Witwe Koch, die ihn mütterlich pflegte, und wurde in der Wenzelskirche beigesetzt, wo sein Grab-

stein durch die Inschrift bezeichnet ist: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Indessen war auf der schwedischen Seite das herrenlos dahinjagende weiße Pferd des Königs aufgefallen, und auch die Aussage derer, die ihn im Gedränge hatten fallen sehn, verbreitete sich. Als Herzog Bernhard es hörte, empfand er neben dem Schrecken ein Schwellen des Herzens, als ob plötzlich eine erfüllte Erwartung hineingerauscht wäre. Ohne sich zu besinnen, suchte er Knyphausen auf und teilte ihm das Ereignis mit, der es anfänglich nicht glauben wollte; wenn es aber so sei, sagte er, müsse man es verborgen halten und einen vorsichtigen Rückzug bewerkstelligen, ohnehin sei der Tag verloren, nachdem drüben soeben die Pappenheimer angekommen wären. Das war nicht Herzog Bernhards Meinung: im Gegenteil wolle er den Tod des Königs laut verkünden, sagte er, namentlich die Schweden würden dadurch aufgereizt werden. Ließe man jetzt Unsicherheit oder Verzagen merken, so wäre ihr Untergang gewiß, der Sieg sei ihre einzige Rettung, er nehme alles auf sich. Während Knyphausen es übernahm, für die Bergung des königlichen Leichnams zu sorgen, verkündete Herzog Bernhard Gustav Adolfs Tod, indem er zugleich zur Rache aufforderte. Infolgedessen erneuerte sich die Schlacht mit großer Heftigkeit und währte bis zum Einbruch der Dunkelheit mit dem Erfolge, daß die Kaiserlichen, wenn auch nicht in die Flucht geschlagen, so doch aus ihren Stellungen verdrängt wurden.

Wallenstein stand im Zwielicht auf einen Stock gestützt neben seinem Tragstuhl, als Piccolomini zu ihm geritten kam, vom Pferde sprang und ihm den Koller des gefallenen Königs zeigte. Nur mit dieser Elenshaut habe sich der Schwede geschützt, sagte Piccolomini, seltsame Leute wären doch diese Barbaren. Er habe das Ding von Holk bekommen

und wolle dem Kaiser eine Aufmerksamkeit damit machen, man könne sehen, wo die Kugeln eingedrungen wären, und es sei voll Blut. Ob denn etwa Holk den König getötet habe, fragte Wallenstein. O nein, sagte Piccolomini, seine Reiter wären es gewesen, obwohl es Isolani den Kroaten zuschreiben wolle. Welche Wunde ihm eigentlich den Rest gegeben habe, wisse man nicht, überhaupt sei seine Person zu spät erkannt. Da nur ein kleiner Page bei ihm gewesen sei, habe man sich nicht einbilden können, daß es etwas Vornehmes sei.

Der König von Schweden, sagte Wallenstein trocken, habe stets gegen die erste Regel der Feldherrnkunst verstoßen, daß, wer die Schlacht lenke, außerhalb derselben bleiben müsse; dieser unklugen Eitelkeit sei er nun zum Opfer gefallen. Er könne sich aber nicht genug verwundern, daß das Gegenteil trotz dieses Unfalls so große Avantage erlangt hätte; er werde über die Schuldigen ein schreckliches Strafgericht halten; es sei schimpflich und ohne Vergleich in den Kriegsannalen, daß ein so wohl versorgtes Heer sich die sichere Viktoria abstreiten ließe.

Die Schweden hätten wie Verzweifelte gefochten, um ihres Königs Tod zu rächen, sagte Piccolomini, er könne sich eines so heißen Tages nicht erinnern. Es hatte unterdessen einer seiner Untergebenen Wein geholt, wovon er rasch ein paar Gläser hinunterstürzte. Sein Gesicht war rot, und nachdem er den Helm abgenommen hatte, sah man den Schweiß an seinen rotbraunen Wangen herunterlaufen. Dreimal habe er das Pferd wechseln müssen, sagte er lachend, und bis jetzt habe er zehn Wunden gezählt. „Eine jede soll dem Herrn Bruder 1000 Gulden tragen," sagte Wallenstein, dessen düstere Miene sich ein wenig aufhellte. Piccolomini bedankte sich und sagte: „Als ich mir diese hübschen Vögel fing, dachte ich nicht, daß sie auch goldene Eier legen würden." Ob er

sich denn auch habe verbinden lassen? fragte Wallenstein. Ja, die schlimmsten, sagte Piccolomini, aber es sei nichts Gefährliches dabei; nur die Arme hingen ihm so am Leibe herunter, als wären sie aus dem Scharnier gegangen.

Wenn jeder so seine Pflicht getan hätte, sagte Wallenstein, würde der Ausgang des Tages anders sein. Ein über Erwarten glücklicher Zufall sei nicht ausgenützt worden; er schmecke die schwarze Galle im Munde vor Zorn.

Wenn der Herzog es wolle, sagte Piccolomini, könne er wieder anfangen, er sei noch im Schwunge. „Es ist Nacht," sagte Wallenstein. Piccolomini sah sich prüfend um; schließlich könne man ja auch im Dunkeln fechten, meinte er. Nein, sagte Wallenstein, es sei Zeit den Tag zu endigen. Er wolle die Order zu einem langsamen Rückzug auf Leipzig ausgeben lassen. Das Pappenheimische Fußvolk könne der Ehre wegen auf dem Schlachtfelde bleiben, übrigens liege nichts daran; der König von Schweden habe viel auf solche Kindereien gehalten, er brauche das nicht. Er habe den ganzen Tag große Schmerzen ausgestanden und müsse die Nacht schlafen. Piccolomini sagte, er solle doch unbesorgt der Ruhe pflegen, im ganzen sei es ein überaus glücklicher Tag gewesen, und der Kaiser werde vor Freuden närrisch sein.

Während Wallenstein auf der dunklen Straße nach Leipzig getragen wurde, gingen ihm die Worte des kleinen padovanischen Professors durch den Sinn: aber der Sturz dieses majestätischen Gestirns wird das Firmament so erschüttern, daß auch Euer Stern nach einer Weile unordentlichen Flimmerns taumeln und gänzlich erlöschen wird; so etwa, glaubte er, habe Argoli in jener Sommernacht gesprochen. Wenn er auf die Einladungen des Schwedenkönigs gehört hätte, dachte er, wäre vielleicht alles anders gekommen; aber was für ein Verhältnis hätte es zwischen ihnen geben können,

da doch keiner sich dem anderen untergeordnet hätte? Er hatte sich diesen Todesfall nicht so nah vorgestellt und dankte es den plumpen Knechten nicht, die den gefürchteten König umgebracht hatten. Nun würden der Kaiser und der Kurfürst von Bayern wieder übermütig werden, er würde sie niederhalten müssen und hatte keinen machtvollen Bundesgenossen mehr im Rückhalt, den er etwa gegen sie ausspielen könnte. Denn würde Oxenstierna den König ersetzen können? Und würde er sich je so weit herablassen, mit einem schwedischen Edelmanne zu traktieren? Alles in allem, dachte er, möchte niemandem im Reiche dieser Tod so schwer und lästig wie ihm fallen.

In der Frühe fiel ein kalter Regen mit Schnee untermischt. Als es Tag wurde, lag auf den Flügeln der Windmühle und auf den Körpern der Toten eine dünne Schicht großer Flocken, die nach einer Stunde schmolzen. Herzog Bernhard hatte Unterredungen mit den Obersten und Hauptleuten der schwedisch-deutschen Armee, die ohne Ausnahme erklärten, ihn als ihren Oberen annehmen zu wollen, wenn er sich seinerseits ihnen verpflichten und sie nicht verlassen wollte. Sie hätten viele Forderungen, sagten sie, und wüßten wohl, daß sie damit das Nachsehn hätten, wenn sie nicht Mann für Mann beieinander ständen; ein Haupt müßten sie haben, und der verstorbene König habe dem Herzog von Weimar viel vertraut, so wollten sie sich mit ihm verbünden. Der Herzog solle versprechen, keinen Frieden oder Vertrag einzugehn, in dem sie nicht mit allen ihren Forderungen begriffen wären, unter dieser Bedingung wollten sie ihm den Treueid leisten und es in allen Stücken mit ihm halten wie mit dem hochseligen König von Schweden. Er werde das Schwert nicht niederlegen, sagte Bernhard,

bis er es mit Ehren tun könne, und Deutschlands Glauben und Freiheit gerettet sei, auch das tapfere Heer den verdienten Anspruch so oder so erhalten habe. Sie hätten jetzt mehr Feinde als Freunde, und zwar wo sie es am wenigsten vermuten dürften; denn es sei viel Feigheit und Verrat im Reiche, das hätte auch dem verstorbenen König viel Sorge und Trübsal bereitet; aber mit Gott wollten sie es zusammen durchkämpfen.

Nachdem dies einigermaßen geordnet war, fiel dem Herzog mit großem Verdruß ein, daß ihm des Königs Schwert und Türkis entgangen sei, weil er sich am gestrigen Tage nicht sofort darum hatte bekümmern können. Das Schwert stand in dem Rufe, ein Zauberschwert und unbesiegbar zu sein, und daß es einer der Vorfahren des alten Gustav Wasa, des Großvaters von Gustav Adolf, von einer Meerfrau empfangen habe. Derselbe sei ein Bauer gewesen und habe die Meerfrau vor ein paar Pfaffen errettet, die sie mit Zaubersprüchen und geweihten Fischernetzen abgefangen hätten. Zum Dank habe sie ihm den Genuß ihrer Liebe oder ein Schwert angeboten, und er habe das letztere gewählt, das sie triefend aus dem Meer heraufgezogen habe, worauf er ein Kriegsmann und bald ein Edelmann geworden sei. Was es mit dem Türkise für eine Bewandtnis habe, wußte Herzog Bernhard nicht genau, außer daß er uralt und schon im Besitz der ältesten schwedischen Könige gewesen sein solle, und daß der König ihn sehr hochhielt und nie von sich ließ; er war sehr groß, voll schwarzer und grünlicher Flecken, in Gold gefaßt und hing an einer goldenen Kette. Herzog Bernhard hätte viel darum gegeben, wenn er diese Dinge hätte an sich bringen können, die ihm auch, wie er meinte, als dem Kriegserben des Königs zuständen; es hätte vor Offizieren und Soldaten sein Ansehn bedeutend vermehrt, selbst wenn sonst

nichts daran wäre. Daß Knyphausen sie heimlich an sich gebracht hätte und ihm vorenthielte, glaubte er nicht; sollten die Sachen an Piccolomini gekommen sein, so, dachte er, möchte er sie noch gewinnen können; denn Piccolomini tat sich etwas auf Generosität und feines Benehmen auch dem Feinde gegenüber zugute, und den Wert hätte er ihm gern doppelt ersetzt.

Knyphausen, mit dem er darüber reden wollte, fand er im Lager und im Begriff nach dem nächsten Dorfe Churspitz sich zu begeben, wohin des Königs Leiche zunächst gebracht worden war. Herzog Bernhard schloß sich ihm an, und sie kamen unterwegs an dem Wagen vorbei, in welchem sie mit Gustav Adolf die letzte Nacht zugebracht hatten. Knyphausen blieb stehn und starrte auf die verlassene Kutsche, die noch an derselben Stelle stand, wo sie vor Morgengrauen ausgestiegen waren; unwillkürlich öffnete er den Schlag und griff nach des Königs Mantel, den er selbst wegen der Kälte über den König ausgebreitet hatte, und der, wie eben abgeworfen, halb auf dem Sitze, halb auf dem Boden des Wagens lag. Er wolle ihn mitnehmen und die Leiche damit bedecken, sagte er, worauf sie wieder zu Pferde stiegen und bis zu der kleinen Kirche von Churspitz ritten.

In der Sakristei, wo der Leichnam lag, waren der Hofprediger Fabrizius und ein Wundarzt, der die Wunden des Königs untersucht hatte. Im Laufe des Gesprächs, das sich darüber entspann, ereiferte sich Herzog Bernhard: die erste Wunde sei von rückwärts in den Oberarm des Königs eingedrungen, sagte er, die könne ihm der Feind nicht beigebracht haben.

Unter den Schweden sei gestern schon von Verrat gemunkelt, sagte Fabrizius.

Ja, diese Wunde habe ein häßliches Ansehn, sagte Herzog

Bernhard; wer denn eigentlich um die Person des Königs gewesen sei, und wo die wären, die ihn zuletzt gesehen hätten? Soviel er wisse, sagte Knyphausen, seien zwei tote Pagen bei seinem Leichnam gefunden worden; die englischen Adjutanten hätten sich, wie der König vom Pferde gestürzt sei, davongemacht und wüßten nichts weiter.

Herzog Bernhard zuckte verächtlich die Achseln wegen der Engländer. Und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, sagte er, der stets beim König gewesen sei und den niemand mehr gesehen habe? Vielleicht sei er gradeswegs zum Wallenstein gelaufen, um sich seinen Lohn auszahlen zu lassen.

Während diese Unterredung im Gange war, kam der, von dem sie sprachen, herein, grüßte die Anwesenden kurz und warf einen erschrockenen und bekümmerten Blick auf den Leichnam des Königs.

Nach einer langen Pause fragte Herzog Bernhard in kaltem und strengem Tone, wo Herzog Franz denn gewesen sei, während sie gekämpft und gesiegt hätten? Als er den König habe fallen sehn, sagte Herzog Franz, habe er die Lage für ganz extrem und verzweifelt gehalten und sich nach Weißenfels begeben, in der Meinung, das Heer werde dahin seinen Rückzug nehmen. Übrigens habe sein Dienst ja nur der Person des Königs gegolten.

„Den haben Euer Liebden rühmlich verrichtet," sagte Knyphausen spöttisch.

Er habe also den König fallen sehn, fiel Herzog Bernhard ein, so könne er sagen, wie es dabei zugegangen sei; denn da die Pagen sich über der Leiche hätten totstechen lassen, könne niemand Bericht erstatten.

Nun, sagte jener, ein Haufen schwarzer Reiter sei auf ihn losgesprengt und aus ihrer Mitte sei auf ihn geschossen worden.

So könne es nicht gewesen sein, rief Bernhard heftig, auf den von Lauenburg losgehend, der König habe eine Wunde von hinten empfangen.

Was dieser herrische Ton bedeuten solle? fragte der Lauenburger drohend. Das möge ja wohl sein, der König habe guten Rat nicht annehmen wollen und sich mitten ins Gedränge geworfen. Übrigens sei gerade der Nebel gefallen, und er habe den Vorfall nicht deutlich verfolgen können.

So müsse man wohl andere Zeugen aufrufen, rief Herzog Bernhard außer sich, indem er den Mantel, der über des Königs nackten Leib geworfen war, aufdeckte; die Wunden des Erschlagenen pflegten zu bluten, wenn der Mörder nah sei. Herzog Franz erbleichte und griff ans Schwert; diese Worte verstehe er nicht, sie müßten mit Blut ausgelegt werden.

Knyphausen und Fabrizius warfen sich zwischen die Streitenden; ach, sagte der Prediger, die Fürsten möchten doch bedenken, daß dieser Ort zwiefach heilig sei, da sie an dem armen nackten Leichnam des Königs ständen, der ihnen nicht mehr wehren könne.

Unwillkürlich schwiegen alle und blickten nach der erhabenen Gestalt, die sich nicht rührte. Herzog Bernhard hätte ihn allzusehr gereizt, sagte endlich Herzog Franz, sonst würde er den Degen in Gegenwart des toten Königs nicht gezogen haben. Sie wollten diese Angelegenheit an einem schicklicheren Orte austragen.

Nachdem er gegangen war, sagte Knyphausen, man müsse doch auch überlegen, was der Grund zu einer solchen Tat sein sollte? Ob der König ihn jemals beleidigt habe? Denn man könne doch den Herzog nicht wohl für einen gedungenen Meuchelmörder halten? Freilich sei es ja an dem, daß er den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel vor etwa zehn Jahren im Einverständnis mit der Herzogin habe umbringen

wollen, die ihren Gemahl als einen Trottel nicht habe ausstehn können.

So viel wisse er, sagte Fabrizius, der Kanzler Oxenstierna habe die Majestät in Nürnberg vielmals vor dem Herzog Franz gewarnt, weil seine Miene ihm nicht zugesagt und weil er mit Wallenstein und dem Kurfürsten von Sachsen durchgesteckt habe. Aber der gute Herr habe keinen Menschen für schlecht ansehn wollen und vorzüglich gemeint, mit Güte könne man auch den Schlechten überwinden.

Dabei liefen dem Hofprediger von neuem die Tränen aus den Augen, und Herzog Bernhard sagte, zunächst müsse der Leichnam nach Weißenfels geschafft und für eine königliche Aufbahrung, auch für die Einbalsamierung Sorge getroffen werden.

Ach Gott, schluchzte Fabrizius, ob denn das durchaus notwendig sei? Der Verstorbene habe sich oft dahin geäußert, er wolle nicht, daß sein Leib geöffnet und ausgenommen werde. Er, Fabrizius, habe sich einmal den Mut genommen, dem König vorzuhalten, daß das ein Aberglauben sei; denn der Apostel Paulus, dem man über diese Materie Glauben schenken müsse, weil er sich am ausführlichsten darüber ausgelassen habe, dieser also lehre, daß das verwesliche Fleisch, das uns auf Erden bekleide, schwinden müsse; auferstehen werde ein unverweslicher Leib, der aus dem Samen der Verwesung erblühen werde. Darauf habe der König geantwortet, das möge wohl so sein; aber er könne die Vorstellung nicht leiden, daß man seinen toten Leib betaste und zerstöre; man solle ihn, so wie er sei, in Gottes Hände legen, der solle nach seiner Allmacht mit ihm schalten. Es müßten sich auch beim Kanzler Oxenstierna königliche Briefe darüber finden.

Bis die da wären, sagte Herzog Bernhard, würde der Körper schon in Fäulnis übergehn. Es könne ihm bei Mit-

und Nachwelt üble Nachrede daraus erwachsen, wenn er den Leichnam eines so großen Königs nicht einbalsamieren ließe. Und wenn der Sarg nach Wochen oder Monaten in Stockholm ankäme, würden die Schweden doch sehen wollen, ob ihr König wirklich darin liege.

Der Herzog möge wohl recht haben, sagte Fabrizius; aber es gehe ihm zu Herzen, daß des Königs Wille nicht erfüllt werde.

Nachdem er sich von Gustav Adolf getrennt hatte, begab sich Friedrich von der Pfalz über Frankfurt nach Mainz, wo ihn die Nachricht vom Tode des Königs traf. Der Schrecken erschütterte ihn so, daß die Krankheit, von der er ohnehin noch nicht ganz hergestellt war, wieder ausbrach und er sich wieder zu Bett legen mußte. Im Fieber wußte er oft nicht, wo er war und in welcher Lage er sich befand; zuweilen glaubte er, er sei auf der Flucht, suchte seinen Hut oder Mantel und rief seiner Frau zu, sich zu eilen und die Kinder nicht zu vergessen. Oder, wenn man ihm sagte, er sei in Mainz, glaubte er, er sei mit seinem Vater zu Besuch bei dem Erzbischof Schweikhard, und er müsse sie auf die Jagd begleiten. Ließ das Fieber nach, so war er sehr schwach und drückte das Gesicht weinend in die Kissen, indem er sich auf seine traurige Lage und das abermalige Scheitern aller Hoffnungen besann.

Er wurde von einem mainzischen Arzte besucht, aber da sein Zustand sich nicht besserte, rief sein Bruder Ludwig Philipp noch einen brandenburgischen, der im Gefolge der Königin Eleonore nach Mainz gekommen und einstweilen dort geblieben war. Diese beiden saßen in einem Nebenzimmer bei dem Kranken, und der mainzische Arzt sagte, er habe dem Patienten die Wurzel der gelben Schwertlilie,

Acorus adulterinus, gegeben, das sei austrocknend und adstringierend und gegen alle Arten von Bauchflüssen das beste Mittel. Der brandenburgische Arzt legte den Kopf ein wenig zurück, lächelte, spielte mit den Fingern und sagte, das sei allerdings ein gebräuchliches Mittel; aber ob es auch gut sei? Er könne sich ja irren; aber er sei der Ansicht, man könne ebensogut eine Rübe fressen. So? sagte der Mainzer; ob der andere die Wurzel verkostet habe? Er solle nur einmal daran lecken, dann werde er an dem herben Geschmack sogleich merken, daß sie zur Ruhr gut sei. Der andere zog schweigend einen ovalen, grünlichen Stein aus der Tasche, hielt ihn ans Licht und fragte den Mainzer lächelnd, ob er das kenne? Der Mainzer warf einen kurzen, bösen Blick darauf und sagte, dergleichen würde durch betrügerische Hausierer oft angeboten, sie ließen es sich teuer zahlen und hernach erweise es sich gemeiniglich als verhärteter Kuhmist. Der Brandenburger lachte jetzt gerade heraus, wenn auch ganz leise; dies sei echter Bezoar, sagte er, er habe es von einem Freund aus Amsterdam bezogen, der habe es geradeswegs aus Westindien bekommen, und das Stücklein habe 4000 Reichstaler gekostet. Ha, lachte der Mainzer, er wolle wetten, es sei keine vier Kreuzer wert. Wenn es aber Bezoar wäre, so würde es dem Patienten nicht dienlich sein, denn der sei erweichend und gifttreibend, nicht aber zusammenziehend, könne also dem Kranken noch einen Stoß ins Grab versetzen.

Friedrich hörte das verworrene Geräusch des halblauten Gesprächs im Nebenzimmer, und nachdem er eine Weile darauf gehorcht hatte, kam es ihm vor wie ein Murmeln von Wellen, und wieder in seinen fieberhaften Traum verfallend glaubte er sich auf dem Wasser zu befinden. Plötzlich hörte er eine ferne, liebe Stimme rufen: Vater, hilf!

Vater! und er richtete ſich haſtig auf und rief: Ich komme! Angſt ergriff ihn: wo war nun das teure Geſicht mit den dunkelblauen Augen, das er eben noch dicht vor ſich geſehen hatte? Er rang mit dem Waſſer und fühlte ſich verſchlungen, und im Untergehn überſtrömte ihn der Glücksgedanke, daß er nun zu ſeinem Kinde käme.

So ſtarb Friedrich im Beiſein ſeines Bruders Ludwig Philipp, der den Leichnam einſargen ließ, damit er nach Heidelberg gebracht würde; aber da jetzt, nach dem Tode Guſtav Adolfs, wieder alles ins Wanken kam, wurde der Sarg einſtweilen in Frankental in einer Kirche abgeſtellt, um mit irgendeiner guten Gelegenheit weitergeführt zu werden.

Als der ſpaniſche und der öſterreichiſche Geſandte in den Vatikan kamen, um den Papſt zum Tode des großen Ketzers zu beglückwünſchen, wurden ſie abgewieſen, weil Seine Heiligkeit an Rheumatismus leide und das Bett hüten müſſe; womit ſie ſich begnügen mußten, wenn ſie es auch nicht glaubten. Sein Gemüt ſei in Wahrheit angegriffen, ſagte der Papſt zu ſeinen Vertrauten, wenn er auch übrigens geſund ſei. Er könne und möge durchaus nicht daran glauben, daß der nordiſche Held gefallen ſei; freilich laſſe die unanſtändige Freude jener Geſandten keinen Zweifel beſtehen. Man ſolle ihm doch die näheren Umſtände des unglücklichen Ereigniſſes noch einmal erzählen; es ſei gewiß Mord oder Verrat im Spiele geweſen.

Die Berichte liefen bis jetzt alle darauf hinaus, ſagte der Stadtpräfekt von Rom, daß der König gleich im Beginne der Schlacht gefallen ſei, möglicherweiſe durch die meuchleriſche Hand eines Fürſten, der in kaiſerlichem Dienſt geſtanden habe. Der König habe in der letzten Zeit Todes-

ahnungen gehabt und sich geäußert, daß ihm die übergroße, fast göttliche Verehrung nicht gefalle, die die Menschen ihm darbrächten.

„Welche himmlische Bescheidenheit an einem solchen Helden!“ seufzte der Papst.

Vor der Schlacht habe er eine Predigt angehört und einen Psalm singen lassen, den er selbst nach seinem Geschmack ausgewählt habe. Sein fliehender Geist habe das Heer ergriffen, so daß die verwaisten Schweden den Tag, welcher noch blutiger als der bei Leipzig gewesen sei, gewonnen hätten. Unter den Kaiserlichen selbst sei geflüstert worden, der Friedländer habe einen Pakt mit dem Teufel, der habe den tapferen König zu Falle gebracht.

Kardinal Onofrio, ein Kapuziner, sagte, er habe durch einen Verwandten, der in Geschäften durch Nürnberg gekommen sei, ein Bild des Schwedenkönigs erhalten. Es sei von einem dortigen Künstler gefertigt, der den König häufig gesehen, und er habe es in einen köstlichen Rahmen fassen lassen, der einen Lorbeerkranz darstelle.

Ach, das müsse er sehen, rief der Papst; es sei gewiß ähnlicher als das, welches er kenne.

Er besitze auch eine gedruckte Schilderung des Königs, sagte Kardinal Colonna, die von einem venezianischen Gesandten herstammen solle, und die das Zuverlässigste und Gerechteste sein solle, was man über ihn habe. Wenn Seine Heiligkeit es gestatte, wolle er vorlesen: „Der König von Schweden ist das vollkommenste Muster eines Helden, das die Geschichte aufweist, und nach allgemeiner Meinung einem Epaminondas, Cäsar oder Alexander weit vorzuziehen. In seinen Gewohnheiten ist er frugal, kleidet sich ohne Schmuck und Zierlichkeit, verschmäht alles Künstliche und teilt mit dem gemeinen Soldaten die Entbehrungen des

Kriegslebens. Er ist weder Säufer noch Fresser, klug, bescheiden, mäßig, gerecht, ebenso kühn im Entwerfen seiner Pläne, wie vorsichtig in ihrer Ausführung. Obwohl Lutheraner haßt er die Katholiken nicht, mit Ausnahme der Jesuiten, welche er für staatsgefährlich hält. Seine Frömmigkeit ist nicht geringer als seine Gelehrsamkeit und Kriegskunst, er liest häufig in der Bibel, weil er der Meinung ist, ein Monarch, dem niemand zu befehlen habe, müsse sich nach den Gesetzen Gottes regulieren."

„Er ist der außerordentlichste Mann, der je gelebt hat," sagte der Papst, indem er sich die Augen trocknete. Er überrage in der Tat Cäsar und Alexander, da er ihnen an Tapferkeit und Schlachtenruhm nicht nachstehe, an Tugend und Frömmigkeit aber von ihnen nicht erreicht werde.

„Was sein Äußeres betrifft," las Colonna weiter, „so stellt er die vollkommene Schönheit des Mannes in seiner Person dar. Seine Brust ist breit, seine Beine sind lang und fest, seine Hände groß, fett und wohlgebildet. In seinem Gesicht fallen außer den blauen blitzenden Augen die starke, gebogene Nase und der freundliche Mund auf. Die Farbe seiner Haare ist ein strahlendes Blond, seine Wangen zeigen die Blüte des Frohsinns und der Gesundheit."

Er gebe viel darum, ihn gesehen zu haben, sagte der Papst, und er müsse gestehn, daß er zuweilen gedacht habe, es könne dazu kommen. Er erinnere sich als Kind eine alte Prophezeiung gehört oder gelesen zu haben, es werde einst ein blonder Held aus Norden nach Italien kommen und große Veränderungen herbeiführen. Dem Gustav Adolf traue er wohl zu, daß er, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre, die Alpen überschritten und der spanischen Herrschaft in Italien ein Ende gemacht hätte.

In Spanien, erzählte der Stadtpräfekt, wären so viele

Freudenfeuer abgebrannt, daß die Regierung es zuletzt habe verbieten müssen aus Besorgnis, es möchte im Winter an Holz fehlen.

So hätten sie ja noch Juden genug, mit denen sie einheizen könnten, sagte der Papst. Freilich, setzte er spöttisch hinzu, fände der Frühling dann vielleicht keinen Menschen mehr in Spanien.

Die Kardinäle lachten; es war bekannt, daß der Papst die Rede zu führen pflegte, die den Heiland ans Kreuz geschlagen hätten, müßten Spanier gewesen sein.

Matthias Bernegger las verschiedenen Freunden die Laudatio funebris vor, die er auf den Tod Gustav Adolfs verfaßt hatte, und in welcher er einen Vergleich mit Alexander dem Großen durchgeführt hatte. Lingelsheim lobte die Eleganz der lateinischen Ausdrucksweise, die moderne Beweglichkeit ausatme, ohne vom Geiste des Altertums abzuweichen, vor allen Dingen aber rühmte er die feine Ironie, mit der Bernegger fühlen lasse, daß in dem Vergleich mit Alexander dem Großen, der die Griechen ihrer Freiheit beraubte, nur ein zweideutiges Lob liege, und daß die Deutschen Ursache hätten, den Tod dieses Helden, je mehr sie ihn verehrten, desto mehr als ein Glück anzusehn.

Sicherlich wäre die deutsche Freiheit seiner Unersättlichkeit zum Opfer gefallen, sagte ein anderer Professor, und es frage sich doch, ob die österreichische Tyrannei der schwedischen nicht auf die Dauer vorzuziehen sei. Nach menschlicher Art würde Schweden des Königs liebstes Kind geblieben sein, und er würde Deutschland, das Findelkind, ausgesogen haben, um jenes zu bereichern. Immerhin sei er ein großer Mann gewesen; aber man könne doch nicht wissen, wer nach ihm käme.

Wenn es nur nicht um die Religion wäre, meinte Frau Bernegger. Man könne sich doch nun und nimmer wieder unter das päpstliche Joch beugen.

Nun, sagte Bernegger, es gebe jetzt doch schon ansehnliche Standespersonen, die billig dächten. Wallenstein pflege zum Beispiel, wie hart er auch übrigens sei, die Protestanten nicht zu verfolgen, außer auf seinen Gütern, wo es des Gehorsams wegen geschehe. Der Kurfürst von Trier, der freilich etwas launenhaft und exorbitant sei, nehme ungescheut Protestanten in seinen Dienst, und mit Ärzten, Künstlern oder Sängern pflege man es ohnehin nicht so genau zu nehmen. Vielleicht einigten sich die Geister doch allmählich in einem lichteren Reich, wo man nicht mehr über Namen disputierte.

Zu den Freunden gesellte sich einer vom Rat, der in gutem Vernehmen mit Bernegger stand, und trug ihm an, eine Lobrede auf König Ludwig XIII. zu schreiben. Man habe sich nunmehr zu einem engeren Zusammenhalten mit Frankreich entschlossen, und demnach werde es dem Rat nicht unlieb und undienlich sein, wenn eine Schrift zugunsten des Königs verbreitet werde.

Wenn der Ratsherr ihm mitteilen wolle, was sich zum Ruhme des Königs sagen lasse, antwortete Bernegger lächelnd, so getraue er sich schon, es in gutes Latein zu bringen.

Dafür sei er Professor der Beredsamkeit, sagte der Ratsherr ein wenig empfindlich, ein solcher müsse immer einen Vorrat wohltönender Sentenzen in Bereitschaft haben.

Er könne ja den Sueton zu Rate ziehen, scherzte Lingelsheim, da finde sich schon etwas Passendes.

Der französische Gesandte, sagte der Ratsherr, sei ein überaus feiner Herr, wohlmeinend und aufrichtig, und habe

aufs klarste demonstriert, daß der französische König sich keine lieberen Nachbarn wünsche, als die deutschen Reichsstädte, die nicht auf Vergrößerung ausgingen, und daß er sie deshalb erhalten wolle. Das sei ein Eigennutz, aus dem er kein Hehl mache. Wegen Handel und Verkehr habe er die besten Zusicherungen gegeben. Es dränge sich jetzt einmal alles unter Frankreichs Fittich, Bayern, Köln, Mainz und Trier, da werde man es den schutzlosen Städten erst recht nicht verdenken können. Allein stehen könne man in dem Kriegsgetümmel, wo sich alle wie Wölfe anfielen, nicht, und von Frankreich habe man zuletzt am wenigsten zu befahren, es sei reich, brauche nichts von den andern, teile vielmehr aus und hasse die Spanier. Endlich deutete der Ratsherr an, daß die Stadt sich für einen solchen Dienst Berneggers, der bösen Zeit entsprechend, erkenntlich zeigen werde.

Das sei freilich nicht zu verachten, seufzte Bernegger, der Ratsherr wisse ja wohl, daß er in zwei Jahren keinen Gehalt empfangen habe.

Es müsse sich jetzt ein jeder recken und strecken, sagte der Ratsherr. Sie hätten eben erst beschlossen, bei dem diesjährigen festlichen Ratsmahl ein Gericht weniger aufzustellen und auch mit dem Wein eine gewisse Einschränkung zu tun.

Die Lobrede auf Ludwig XIII. versprach Bernegger zu schreiben; der zunehmende Geldmangel verlangte ohnehin manches Opfer, so gehe es in einem hin, dachte er. Weil wenig mehr gedruckt und verlegt wurde, hatte er selbst eine Druckerei eingerichtet, bei der seine Schüler die Setzer waren; aber er verlor so viel Geld bei diesem Unternehmen, daß er es bald wieder eingehen lassen mußte. Ein Buch nach dem anderen entschloß er sich zu verkaufen und rückte

die übriggebliebenen sorgfältig zusammen, damit ihn nicht die Lücke an den Verlust erinnere; aber er brachte die lieben, langjährigen Gefährten und ihre vertrauten Gesichter doch nicht aus dem Sinn. Zu den täglichen Ausgaben, die durch die steigenden Preise der Lebensmittel beständig größer wurden, kamen die besonderen, die ihm eigentümlich waren, wie zum Beispiel der älteste Sohn Keplers, Ludwig, der Medizin studierte, sich bittend an ihn wandte, als er wegen leichtsinniger Schulden in Basel eingesperrt werden sollte. Das Geld, das er dem Manne der Susanne Kepler vorgeschossen hatte, stand auch noch aus, da der junge Mensch nach kurzer Ehe gestorben war und er die Frau, die so bald nacheinander Vater und Gatten verloren hatte, in ihrer Trauerzeit nicht damit ängstigen mochte. Noch weniger Aussicht war, daß er von Ludwig je etwas zurück erhielte, wenn er ihm jetzt aushülfe; denn wie oft hatte er schon Änderung und Besserung in Aussicht gestellt, ohne daß es je über Versprechung und Hoffnung hinausgekommen wäre. Konnte er andrerseits den Sohn des großen Kepler, seines geliebten Freundes, im Stiche lassen? Sollte er den Kindern des Mannes gegenüber geizen, der ihn wie die ganze Menschheit so reich beschenkt hatte?

Indem er Ludwig das Geld schickte, schrieb er ihm: Zwei Dinge habe sein Vater im Weltenraum geschaut: das Geheimnis und das Gesetz. Niemand könne ergründen, warum ein so himmlischer Geist zeitlebens im Staube nach der irdischen Notdurft habe ringen müssen; aber er habe einem innewohnenden Gesetze folgend seine Pflicht getan, ohne zu wissen, was es ihm eintrage und wohin es ihn führe, ob es vergeblich und ein Nichts sei. Es tue ein Königssohn nicht freiwillig seinen Purpur von sich, viel weniger solle er, Keplers Sohn, das Erbteil der Tugend von sich weisen.

Niemand habe Gott von Angesicht gesehn; niemand wisse den Ursprung des Kampfes und des Leidens, das Deutschland zerreiße, noch sein Ende; niemand wisse, ob was wir wünschten unser Glück sei, oder unser Unglück was wir fürchteten; so bleibe dem gebrechlichen Menschen nur das Gesetz, das ihn durch sein Gewissen heiße, auch ohne Zweck, ja wenn es wäre, auch ohne Liebe seine Pflicht zu tun.

Der Kapellmeister Heinrich Schütz in Dresden stieg eine schmale, dunkle Treppe in einem baufälligen Hause hinauf und klopfte an eine Tür, die sich endlich so weit öffnete, daß Schütz aus der Spalte die spitze Nase des Pfarrers Grüninger vorstehen sah. In dem Zimmer, daß er betrat, stand ein breites Bett, und auf diesem lag der Mann, den er suchte, nämlich der Bassist Kramer, die Zierde und Stütze der von Schütz gegründeten kurfürstlichen Kapelle. Beim Eintritt des Kapellmeisters lachte der Sänger laut und fragte Schütz, wie er ihn denn ausgeschnüffelt habe? Er habe sich hier vor seinen Gläubigern verkrochen, und wenn doch einer da hinaufkäme, so würde er über die Stiege hinunterfliegen, daß er hernach nicht einmal seine Zähne zusammenlesen könnte. Wo denn seine Frau und seine Kinder wären, fragte Schütz, indem er sich mit Zurückhaltung in dem Raum umsah, wo außer dem Bett ein paar alte Kisten als einziger Hausrat standen. Die habe er fortgeschickt, um ihm einen Krug guten Weines zu schaffen, sagte Kramer, und sie wüßten wohl, daß sie sich nicht ohne Wein wiederzukommen trauen dürften, sonst würden sie mit Prügel empfangen. Ob er ihnen denn Geld mitgegeben habe, fragte Schütz. Geld! hohnlachte der Sänger, dergleichen habe er seit Wochen und Monaten nicht in der Hand gehabt, kenne es nur vom Hörensagen. Hoffentlich bringe ihm der Kapellmeister welches, er

habe die Hungerleiderei satt. Es wären ihrer viele, die bedürftig wären, sagte Schütz, und auch würdigere; wenn er ihm noch einmal etwas gäbe, so würde er es um Kramers Frau willen tun und auch nur ihr einhändigen, damit es nicht sogleich versoffen würde. „Ha," rief der Sänger, „sollte nicht diese Kehle, die die göttlichen Töne hervorbringt, mit Malvasier und Burgunder gesalbt werden!" Und in dieser Art fuhr er fort: „O Barbarenmutter, warum hast du mich in diesem Böotien zur Welt gebracht! Aber ich werde ihm den Rücken wenden und dahin gehen, wo man die Musen ehrt. Ich werde Hofsänger beim König von Dänemark werden, der mir die Kehle mit Gold wattieren und jeden Triller in Diamanten betten wird, oder noch lieber, ich werde als ein Stern an den Höfen von Mantua oder Rom aufgehn und mich von den Söhnen des Virgil und Horaz adorieren lassen."

Hier fing der Pfarrer, der bis dahin teilnahmlos auf einer Kiste gesessen hatte, zu jammern an, wenn Kramer an den päpstlichen Hof wolle, solle er doch lieber stracks zur Hölle fahren, der Teufel selbst sei nicht so häßlich wie der römische Antichrist, und er, der Pfarrer, habe es immer gedacht, daß Kramern die Ehe mit der Katholikin ins Verderben führen werde.

„Schweig, Pfaff, mit deinem Gewinsel," schrie der Sänger, „hier in Sachsen ist die Hölle, und euer Kurfürst ist der Erzteufel, der sich selber besäuft und seine Diener verschmachten läßt!"

In diesen Kriegszeiten, sagte Schütz, habe mancher fromme Mann keinen Schluck Wasser und kein Stück Brot für seine Kinder. Kramer habe keine Ursache zu klagen. Er, Schütz, habe auf Befehl der Kurfürstin eine Kantate zum Geburtstage des Kurfürsten geschrieben, Kramer solle ihm seinen

Part vorſingen. Dabei holte er ein Notenblatt hervor und legte es vor den Sänger auf das Bett hin. „Bewahre Gott Johann Georg, unſern teuren Herrn," las dieſer, in ein wildes Hohngelächter ausbrechend. „So werde ich ſingen: Bewahr' uns Gott vor Hans Jürgen, mög' ihn der Teufel bald erwürgen!" und er begann dieſe Worte nach einer einfältigen Melodie herunterzuleiern.

Während der Pfarrer die Hände rang, lachte Schütz und ſagte dann, indem er ſich behutſam auf die Bettkante ſetzte, Kramer ſolle ihm verſprechen, ſeinen Part ordentlich zu ſingen, ſo wolle er ihm ſofort einen guten Wein holen laſſen und ihm auch ein Sümmlein, ſoviel er vermöge, vorſchießen, das ſeiner Hausfrau zu verwalten obliegen ſolle.

Der Sänger knurrte, ſolches Traktieren und Klauſulieren paſſe ihm nicht, lieber wolle er königlich däniſcher Hofſänger werden, ſo habe er es beſſer als irgendein Fürſt im Reich und könne auf die deutſchen Buben und Bettler pfeifen. Er habe Deutſchland gründlich und für immer ſatt, auch Weib und Kinder, die er nun ſeit ſechs Jahren mit ſich herumſchleife, ohne Dank davon zu haben.

Schütz beachtete dies Gebrumme nicht, weil er einen beſänftigten Ton darin ſpürte, und fragte, ob im Hauſe jemand ſei, den er nach dem Wein ſchicken könne; worauf der Pfarrer ſich von der Kiſte erhob und ſagte, Schütz ſolle ihm das Geld geben, ſo wolle er es um Gottes und Chriſti willen tun.

„Bruder," rief ihm der Sänger nach, „bringe kein ſchlechtes Geſöff, ſonſt ſchütt' ich es dir über den Kopf, daß ſich die Läuſe daran vollſaufen."

Inzwiſchen, ſagte Schütz, ſolle Kramer die Partitur durchſehen. Der Kurfürſt und der Kurprinz würden ihn gewiß remunerieren, er wiſſe ja, daß der Kurprinz auf ſeine Stimme

verſeſſen ſei, wenn er nur ſelbſt Geld habe, ſo werde er ſeiner nicht vergeſſen.

Ach was, ſagte der Sänger, die Kunſt müſſe Salz lecken wie die Ziege, indes der Soldat mit goldenen Treſſen einherſteige und mit gemäſteten Gänſen und Marzipan gefüttert werde.

Es werde ja nun Friede werden, nachdem der Schwedenkönig gefallen ſei, ſagte Schütz.

Mittlerweile hatte der Pfarrer Wein geholt, wühlte aus einer Kiſte ein paar Gläſer hervor und ſchenkte dem Sänger ein. Dieſer ermunterte ſeinerſeits den Pfarrer, er ſolle nur der Gottesgabe Ehre erweiſen, ohne ſich vor Schütz zu fürchten; der ſei ein gutes Männlein und gönne jedem das Seine; worauf ſich Grüninger mit der Flaſche auf ſeine Kiſte ſetzte, die Augen zudrückte und ſelig lächelte.

Während Kramer ſeinen Part mit halber Stimme ſang, wobei ihm Schütz zuweilen einhelfen mußte, kam die Frau des Sängers mit zwei Kindern an der Hand, bettelhaft gekleidet, mit eingefallenem, ſorgenvollem Geſicht, aus dem zwei ſchön geſchnittene, dunkel umſchattete Augen ſchwermütig hervorſahen. Sie begrüßte den Kapellmeiſter mit einem ernſten Lächeln und einer anmutig würdevollen Verneigung, von dem Pfarrer jedoch nahm ſie keine Notiz. Der Sänger bewillkommnete ſie laut und zärtlich: „O meine Geduldige, Heißgeliebte, Angebetete! Ach, es iſt meine Schuld, daß aus ihr, die den Charitinnen gleich war, ein altes Scheuſal geworden iſt! Meine Roheit, meine Mißhandlungen, meine teufliſche Selbſtſucht haben ſie ſo heruntergebracht!"

Nein, fiel der Pfarrer ein, es ſei die Strafe Gottes, erſtens weil Kramer ein abgöttiſches Weib heimgeführt habe, zweitens weil er ſeine Kinder in der Abgötterei aufwachſen laſſe. Aber die Frau ſolle nun endlich ein Einſehen haben und

nicht länger mit Beelzebub buhlen, jetzt sei der rechte Augenblick sich zu bekehren.

Die Frau, die nicht alles zu verstehen schien, antwortete nicht und sah nur mit traurigem Blick den Kapellmeister an, der sie freundlich bei der Hand nahm und, da er wiederum keinen Stuhl entdeckte, zu einer Kiste führte, indem er ihr auf italienisch ermutigend zusprach.

Des Sängers Gesicht begann sich zu röten, und er rief, jetzt wolle er singen, ob Schütz nichts Besseres habe als den wurmstichigen Kanon?

Er habe wohl etwas Besseres, antwortete dieser, was er auf den Tod seines Vaters über einen schönen Spruch aus der Bibel geschrieben habe, nämlich: Ich sage euch ein Geheimnis, wir werden nicht ewig schlafen, aber wir werden alle verwandelt werden. Dabei zog er seine Geige hervor, die er unterm Arm in einer Tasche mitgebracht hatte, legte die Noten aufs Bett und begleitete sich, die Melodie mit der Stimme andeutend, auf dem Instrument mit einigen Akkorden. Die Töne schienen langsam und schmerzlich wie aus Gräbern aufzusteigen und gingen dann auf den Worten „verwandelt werden" in eine seltsam verschlungene, auf und nieder wogende Figur über. Nachdem er eine Weile aufmerksam zugehört hatte, begann der Sänger sorgfältig zu singen, so daß seine Stimme weich, voll und gelinde dahinflutete. „Man meint," sagte Schütz, „man höre das Wasser des Lebens im Paradiese rauschen." So sei es gut, das mache ihm so leicht keiner nach. Kramer solle ihm nun versprechen, daß er keine fremden Dienste annehmen, sondern in Dresden bleiben und die böse Zeit durch ausharren wolle.

„Um Euretwillen," schluchzte der Sänger, „um Eurer Heiligkeit und Kunst willen, göttlicher Meister, will ich dableiben. Wie ein Kindlein, wie ein ganz kleines Kindlein

an seiner Mutter will ich an Euch hangen. Gedenkt meiner aber auch bei dem kurfürstlichen Fasse und zapft ihm etwas ab, damit ich meine Kehle ölen und geschmeidig halten kann."

Auf die Bitte der Frau, ihr den Text des Gesanges zu erklären, übersetzte Schütz ihr die Worte; was den Sinn des Ganzen belange, fügte er hinzu, so verstehe er davon vielleicht nicht mehr als sie; aber die Musik gestalte sich ihm zu einem Bilde, daß er sich der Wahrheit zuweilen etwas näher fühle. Sie wisse ja wohl, daß sich die Dissonanzen durch Verschiebung des einen oder anderen Tones auflösten, oder daß man aus einer Tonart wiederum durch Versetzung in eine andere übergehen könne, und allemal sei der Augenblick der Verwandlung von überirdischem Wohllaut begleitet, wie wenn etwa die Töne sich dem Wesen Gottes vermischten, um sogleich wieder in die Welt überzuströmen.

Das sei eine Irrlehre, schrie der Pfarrer, plötzlich ganz betrunken von seiner Kiste aufspringend, eine vermaledeite Sektiererei. Wer von Geheimnissen fasele, sei ein Sektierer und müsse verbrannt werden. Man habe an die Auferstehung des Fleisches zu glauben, so wie man gehe und stehe, werde man am Jüngsten Tage herausgeblasen.

„Willst du schweigen, sächsische Tarantel," rief der Sänger; „das wäre ein Unrat, wenn wir uns mit unserm schnöden, stinkenden Fleisch in Ewigkeit behelfen sollten. Nein, verwandelt müssen wir werden, das tut dir und mir not, ach, wenn wir nur auf der Stelle gänzlich verwandelt würden!"

Während er so lärmte, trat atemlos und erschreckt die alte Frau ein, der Kramer den Raum abgemietet hatte, und erzählte, es sei ein großes Zusammenlaufen in der Stadt, weil der ewige Jude sich gezeigt habe, und sie habe ihn auch selbst ganz in der Nähe gesehen. Am Brunnen bei der Kreuzkirche habe er sich zuerst gezeigt, da habe gerade ein kleines

Mädchen Wasser geschöpft, und wie es den alten alten Mann gesehen habe, müde am Brunnenrand lehnend, habe es ihm mitleidig den gemeinen Becher voll Wasser hingereicht. Da habe er den Kopf geschüttelt und es wehklagend angesehen und sei am Stabe weitergegangen, darüber es dem Kinde so gegraut habe, daß es weinend fortgelaufen sei. Entsetzlich sei er anzusehen, langes graues Haar flattre ihm um den bloßen Kopf, er äße und tränke nicht, spräche auch nicht und verstehe keine christliche Sprache. Jedermann sage, das bedeute nichts Gutes, denn der ewige Jude lasse sich nur sehen, wo er Krieg und Pest und Weltuntergang wittre, in der Hoffnung dabei das Ende seines Elends zu finden.

Da zugleich von der Gasse ein verworrenes Geräusch heraufdrang, fing der Pfarrer kläglich zu schreien an, der Feind sei da, der Krieg sei in der Stadt, und kroch eilends unter das Bett. Er solle sich schämen, rief ihm der Sänger zu, sich hier zu verstecken und Weib und Kind unbehütet in der Wohnung zu lassen. Ach, die werde Gott schon behüten, jammerte der Pfarrer, er stehe ja den Witwen und Waisen vor; aber die Kroaten verschonten keinen evangelischen Pfarrer, sie möchten ihn doch um Gottes willen nicht verraten. Nein, das könne er nicht leiden, der Pfarrer solle heim zu Weib und Kind, rief der Sänger und suchte, indem er sich herunterbeugte, den Pfarrer unter dem Bett hervorzuziehen, der sich mit beiden Händen daran festklammerte und dazu schalt: Das komme alles von der Bosheit und dem Unglauben der Kalvinisten und Sektierer. Zur Strafe, daß man sie dulde, schicke Gott ein Übel über das andere, man sollte sie doch allesamt umbringen, daß Gott sein getreues Häuflein verschonen könnte.

Indes die beiden Frauen auf den Knien lagen und beteten,

die Italienerin leise mit ihrem Rosenkranz, die andere lauter, Gott solle doch die Stadt Dresden, wenn sie es auch verdient hätte, nicht ganz wie Sodom und Gomorra vertilgen, trat Schütz an das Fenster und sah auf die Gasse hinunter, durch die der fremde alte Mann ging, der der ewige Jude sein sollte.

In einen braunen Mantel gehüllt, glich die einsame Gestalt dem Stamm einer Weide; wenn er durch die Pfützen schritt, die der Frost mit einer dünnen Haut überzogen hatte, schlug ihm das schwarze Wasser über die Füße. Ein paar Buben liefen in einiger Entfernung hinter ihm her, und in den Haustüren standen Männer und Frauen, die ihm nachstaunten. Vielleicht, dachte Schütz, sei es nur ein vom Kriegselend verschlagener armer Mann, dem ausgestandene Not das Gemüt verwirrt habe, wie das jetzt nicht selten vorkäme. Oder wäre es wirklich der Unglückselige, dessen jahrtausendalte Augen den Heiland der Welt am Kreuze gesehn hatten, und den ein Geruch der Verwesung über Wüsten und Meere an diesen Ort gezogen hatte?

In Schützens Seele fingen der Alte, den der Sturm der Zeit über die Erde jagte, die Menschen, die ihm furchtsam nachsahen, die Häuser und das Wasser, das langsam aus den Rinnen tropfte, zu tönen an. Klagelaute wanden sich aus der Schlucht der Gasse um das Kreuz, das unsichtbar die Erde beherrschte, und verschmolzen oben zu Akkorden der Gnade. Wie Blüten von Frühlingsbäumen rieseln, so tauten die Harmonien von dem furchtbar heiligen Holze, das allen, Sündern und Duldern, Zuflucht an seinem Fuße gab. Dort, so dachte Schütz, indem er die Hände faltete, würde der Ausgestoßene, wer es auch sei, dort würde jeder Suchende und dort auch er, des Kampfes im Schmutz und Staube müde, den Frieden finden.

Druck der Offizin
Fr. Richter, Leipzig.

PT
2617
U28G7
Bd.2

Huch, Ricarda Octavia
Der grosse Krieg in
Deutschland

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 02 01 012 5